


TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA



Supplemente

zu

Schillers Werken.

Aus seinem Nachlaß

im Einverständniß und unter Mitwirkung

der Familie Schillers

herausgegeben von

Karl Hoffmeister.

Erste Abtheilung:

Nachlese und Variantensammlung

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1841.

Nachlese

zu

Schillers Werken

nebst

Variantensammlung.

Aus seinem Nachlaß

im Einverständniß und unter Mitwirkung

der Familie Schillers

herausgegeben von

Karl Hoffmeister.

Vierter Band.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1841.



LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
5 JUL 1950
OF OXFORD

Inhaltsanzeige des vierten Bandes.

Seite

Erste Periode.

Seite

Zweite und dritte Periode.

Seite

Seite

Anhang, den Wallenstein betreffend.

Nachlese

und

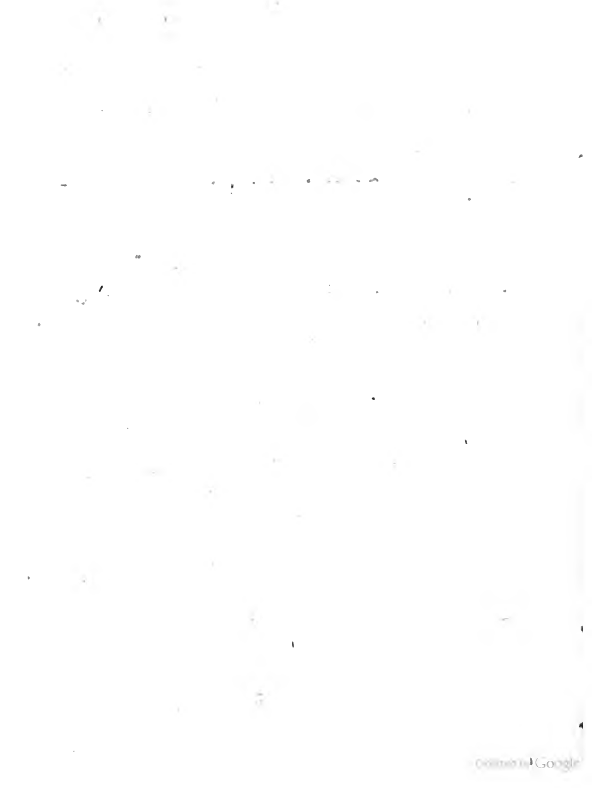
Variantensammlung

zu

Schillers

prosaischen Schriften.

Erste Periode.



Neujahrswunsch.

(1770.)

Honoratissime atque carissime Pater!

Non tam laeto essem animo, anno renascente, nisi Te, carissime Pater, salvum videre strenamque Tibi offerre contigisset. Deus omnipotens, qui nos adhuc servavit, prosperet Tibi calendas Januarias, cumulet Te bonis quam plurimis, multosque annos servet incolumem. Tua in me collata imis infixa medullis erunt beneficia, eroque illorum debitor perpetuus. Pro Tuo in me amore gratias Tibi habeo quam maximas, neque quicquam mihi prius aut antiquius erit, quam ut jussa promte et alacriter tua exequar, mihi quam saluberrima. Nihil mihi magis in optatis esse credas, quam ut, qualem Te hactenus sum expertus, id est, patrem mei amantissimum atque studiosissimum, tali etiam insequentibus temporibus frui liceat.

1. Jan. anno 1771.

Tuus obedientissimus Filius.

Schon im ersten Theile der Supplemente (S. 5 ff.) haben wir ein Neujahrsgedicht Schillers für seine Eltern auf das Jahr 1769 kennen lernen. Der prosaische Theil unserer Sammlung eröffnet sich mit einem ähnlichen, nur lateinisch geschriebenen Glückwunsch an seinen Vater zum Neujahrstag 1771. Der junge

Schiller war damals Zögling der lateinischen Schule zu Ludwigsburg (s. Schillers Leben, Geistesentwickelung und Werke, Th. 1. S. 18 f.). Das Manuscript, von welchem die vorstehende Gratulation eine genaue Abschrift ist, ist von Schillers eigener Hand. Man erkennt in den Schriftzügen des Knaben schon ganz deutlich die des Mannes.

Schillers Bericht an den Herzog Karl über sich selbst und seine Mitzöglinge.

(1774.)

Durchlauchtigster Herzog,

Gnädigster Herzog und Herr!

Wenn uns der ausdrückliche Befehl zu einer Unternehmung, deren Folgen wichtig genug sind, das Glück oder Unglück meiner Freunde zu veranlassen, nicht verbände, so würden wir, weit entfernt, den weisesten Endzweck unsers Durchlauchtigsten zu erreichen, weit entfernt, ein vollkommenes Urtheil zu fällen, vielmehr verstummen müssen. Schon der größeste Weise, der größeste Naturkundige würden sich nicht erkühnen, mit ihrem Urtheil vor Euer Herzoglichen Durchlaucht zu erscheinen und Beifall zu erwarten. Wie viel weniger sollte ich, viel zu unwissend, viel zu unerfahren, mich selbst zu kennen, auch den Letzten meiner Freunde beurtheilen.

Allein ich unterstehe mich doch, etwas zu sagen. Der Ruf, der so erhabene Ruf meines Fürsten, der mir ein Heiligthum seyn muß, ist stark genug, mir einen Verspruch,

ein Werk abzufordern, welches ich sonsten für unmöglich hielte. Ich würde wider die Pflichten der Dankbarkeit sündigen, wenn ich nicht thun sollte, was ich thun könnte, und welchen Leichtsinn würde ich verrathen, wenn ich nicht diesen gnädigsten Befehl nach meinem Vermögen auf das pünktlichste erfüllen sollte. Allein, Durchlauchtigster Herzog, ich verwerfe doch einige Punkte Ihres Befehls, ich verwerfe sie und seufze zugleich über meine Schwachheit. Ich fühle mich zu klein, zu urtheilen, ob jener das Christenthum hochschätze und ausübe, ob es dieser verachte, ob er es fliehe: ich sehe es als ein Werk an, welches nur göttliche Allmacht, nur göttliche Allwissenheit ausführen können. Wie wird aber derjenige die Pflichten gegen Andere beobachten, wann er sie an Gott vernachlässigt. Sollten aber diejenigen, wann es je einige geben sollte, ihre so große Unwürdigkeit zu offenbaren sich unterstehen, sollten sie sich nicht vielmehr in die Einsamkeit verkriechen, um der Schande eines so unedlen Namens zu entfliehen, sollten sie nicht zittern, wann sie an sich zurückdenken, und nicht verzweiflen, wann sie die Größe ihrer Laster fühlen? Solche Unglückliche sind unter der Stufe der Menschheit; sie beleidigen Gott, sich selbst und ihre Freunde; sie vernachlässigen die Seelenkräfte, die ihnen Gott, seine Ehre auszubreiten, geschenkt hat; kurz, sie hören auf, den Namen eines Menschen zu verdienen. Eben so schändlich ist es, seinen Fürsten mit niedrigen Gedanken zu entheiligen, ein solcher ist eben so zu fliehen, als der, welcher Gott und Christenthum hasset.

Sollte ein solcher unter uns wohnen, sollte er endlich gar das Heiligthum beflecken, welches der beste Fürst geheiliget hat, sollte er sich dieses erkühnen, so sey er von uns verflucht, verabscheuet.

Aber eines solchen Lasters ist keiner von uns fähig; die Gegenwart des heiligen Fürsten erhebt ihn zu edlern Gesinnungen, zu einer Ruhmbegierde, von seinem Fürsten edel und groß zu denken; seine Vernunft führt ihm den fürtrefflichen Bau seines Glücks für Augen, den er, sobald er wider seine Pflichten handelt, augenblicklich umgestürzt und zertrümmert in Ruinen sieht!

Hier muß der geringste Stoff zur Unzufriedenheit verschwinden, wo ein Jüngling, von Tugend und Weisheit geleitet, den Tempel der Unsterblichkeit aufgebauet erblickt, da, wo Laster gehaßt, da, wo edlere Thaten zum Triumphe geführt werden. Ebenso muß ein Jüngling, wann er die erhabene Stufe nicht erreicht, wann er sich selbst hindert, die Bahn der Tugend durchzulaufen, unzufrieden seyn, so wie ein rechtschaffener, von einem edlen Ehrgeiz beseelet, wann er den Beifall des Richters verdienet, mit sich selbst zufrieden seyn muß. O wie glücklich könnte ich seyn, wann ich ihn verdienen könnte, wann ich mich als den Beförderer meines eigenen Glücks ansehen könnte.

Empfangen Sie, Durchlauchtigster Herzog, diese niedrigen Gedanken, welche zu klein sind, einem Fürsten zu gefallen, der die wahre Weisheit kennet, welche aber alsobald groß werden, wann Er sie mit seinem Blick erleuchtet hat.

Scheffauer,[1] Keller.[2]

Beede werden von einem edlen Herzen, welches Gott,

[1] Phillipp Jacob Scheffauer, geb. zu Stuttgart 1756, machte zum Theil mit Dannecker Kunstreisen durch Frankreich und Italien. Professor der Bildhauerkunst seit 1790; starb als solcher und als Hofbildhauer um 1808 zu Stuttgart.

[2] Vielleicht Immanuel Leopold Keller, geb. zu Kirnbach 1755,

den Fürsten und Lehrer anbetet, liebt und verehrt, beseelet, welches Freunde durch Dienstfertigkeit, durch Aufrichtigkeit und durch Treue zur Gegenliebe aufmuntert, welches sich nicht allein freut, unter denselben zu wohnen, sondern es auch für eine Ehre hält, in ihrer Gesellschaft dem großen Stifter zu huldigen. Reinlichkeit ist bei ihnen eine der Hauptsorgen, so wie die Aufrichtigkeit, im Gegentheil aber auch Eigensinn ihre Haupteigenschaft ist. Sie befleißen sich ihre gute Gaben hauptsächlich zu Haus zu Erreichung ihrer Hauptabsicht, jenes ist die Bildhauerei, dieses die Mathematik, wohl anzuwenden.

Gläßle.[1]

Verdient durch den willigsten Gehorsam, durch die große Ehrerbietung gegen seine Lehrer und Vorgesetzte, durch die Höflichkeit und Auswahl, mit welcher er mit seinen Freunden umgeht, den Ruhm eines der besten Jünglinge. Da ihm seine Jahre sehr viel Ueberlegung gestatten, so benutzt er seine guten Gaben, welche er meistens zur Physik anwendet, überall auf das fürtrefflichste. Sonsten wendet er große Sorge auf die Reinlichkeit, an deren er fast alle übertrifft. Durch Züge des Eigensinns aber verschwinden seine Vollkommenheiten, und derselbe hat ihn zu sehr vielen Handlungen angereizt, welche dem Fürsten nothwendig mißfallen müssen. Wie unedel würde er aber seyn, wann er Gott und seinen Herzog verachten sollte!

seit 1781 Sekretär des Prinzen Friedrich Wilhelm Philipp, königl. dänischen Generals. Er wohnte später wieder zu Stuttgart und gab dänische Schriften und Uebersetzungen aus dem Dänischen heraus.

[1] Gläßle von Stuttgart.

Schreyer, Plessing, Feither, Kerner.

Wunderbar ist es, daß diese beinahe gleiche Neigung, gleiche Gemüthsart, gleiche Gaben besitzen. Alle werden von einem dankbaren Trieb, Gott und ihren Wohlthäter zu erheben, angefeuert, die Werkzeuge desselben, ihre Lehrer und Vorgesetzte, mit Ehrfurcht und mit blindem Gehorsam zu erfreuen, und ihren Freunden mit Dienstfertigkeit und mit Aufrichtigkeit zu dienen. Die Sorge für die Reinlichkeit ist ihnen eben so gemein, als der Eifer, ihre guten Gaben wohl anzuwenden, welche sie alle zu der Zeichnungskunst gebrauchen. Mit ihren Umständen habe ich sie noch niemal unzufrieden gesehen, vielmehr habe ich an ihnen eine außerordentliche Zufriedenheit wahrgenommen.

Chatillon,[1] Schmidlin,[2] Balz.[3]

Wann ich von Fleiß, von Geschicklichkeit, von fürtrefflichen Gaben reden sollte, so würde ich diese Drei mit Recht oben an setzen können. Es ist Ihnen, Durchlauchtigster Herzog, schon vorher bekannt, was für Proben dieselben von Fleiß abgelegt haben. Sie haben solche durch Belohnungen, durch

[1] Peter Nicolaus Chatillon von Besançon oder Nancy.

[2] Johann Friedrich Schmidlin, geb. zu Stuttgart 1756, studirte auf dem Gymnasium und der hohen Carlsschule, wurde Chevalier, promovirte am 12. Febr. 1782. Regierungssekretär zu Stuttgart 1779; stirbt daselbst als Staatsrath, Großkreuz des königl. Civilverdienstordens und Director des Consistoriums, gegen 1817 oder 1818.

[3] August Friedrich Balz, geb. zu Regensburg 1757; Regierungssekretär zu Stuttgart 1778, Professor an der Carlsschule 1783, später geheimer Legationsrath, stirbt als Obertribunalrath ꝛc. zu Tubingen gegen 1820.

Lobsprüche, durch Verheißungen angetrieben, sich zu edlen Gliedern des Vaterlands zu bilden. Könnte es nun möglich seyn, daß einer derselben seinem Fürsten nicht mit Anbetung, nicht mit dankbarer Entzückung begegnen sollte, oder wird er gar den Gottesdienst vernachlässigen? Das sey ferne!

Sie ziehen durch den Gehorsam, durch die Hochachtung ihrer Vorgesetzten deren Bewunderung an sich, sie lieben ihre Freunde, welche aber doch über ihren Hochmuth, über ihren Eigensinn klagen. Sie wenden auf die Reinlichkeit die gröste Sorge, sind mit ihrem Schicksal vergnügt und halten überaus viel auf mathematische und philosophische Wissenschaften.

Carl Kempff.[1]

Nun komme ich zu dem, dessen Beschreibung seine Mitbrüder beschimpfen muß. Ich rede von seinem Betragen gegen Freunde deßwegen zuerst, weil er am meisten wider die Pflichten der Freundschaft sündiget. Wann ich nicht überzeugt wäre, Euer Herzogliche Durchlaucht wüßten schon vorher, wie falsch er einem seiner Freunde begegnet ist, so würde ich dieser Schandthat gedenken. Wie leicht kann derjenige, der in seiner Jugend falsch ist, im Alter ein Verräther werden. Jedoch sollte er gar unedle Gedanken von der Religion im Schilde führen, sollte er wider die Pflichten gegen seinen Wohlthäter handlen? — Jetzund schon müssen Vorgesetzte über seinen Hochmuth, über seinen Eigensinn klagen; Lehrer, die kurz vorher die Größe seiner Verläumdung eingesehen

[1] In würtembergischen Diensten erscheinen mehrere Kempff, theils als Militärs in niedern Graden, theils als niedere Kanzleibediente. Der ältere Carl August Christoph scheint ein Tänzer gewesen zu seyn.

haben! und Freunde müssen seine Verachtung erdulden. Doch welches Glück ist größer, als von Lasterhaften gehaßt, beneidet und verachtet werden? Ich habe ihn aber doch niemalen mit seinem Schicksal unzufrieden gesehen, sondern er scheint ganz gelassen dem Ziel entgegen zu gehen, welches ihm die Gnade des Fürsten bestimmet hat. Ich habe ihn jederzeit fleißig angetroffen, und Lehrer selbst rühmen die fürtreffliche Anwendung seiner guten Gaben zu Leibesübungen. Am Körper aber fängt man an, diejenige Reinlichkeit nicht mehr zu beobachten, die er bisher geäußert hat. Niemalen werde ich den Charakter seines Bruders Dieterich Kempffs besser beschreiben, als wenn ich ihn demselben entgegen setzen kann.

Baßmann[1] und Brandt.[2]

So wie die Züge Carl Kempffs das böse Herz gleichbald entdecken, so verrathen die Sitten dieser Beeden eine schlechte Auferziehung zu Haus. Sie scheinen zwar von Euer Herzoglichen Durchlaucht eine rühmliche Gesinnung zu haben, von ihren Vorgesetzten eben so löblich zu denken; allein das Pöbelhafte in ihrer Seele ist ungeachtet der natürlichen Vorsicht aus ihrem Herzen noch nicht verdrungen worden, welches sie durch Grobheiten gegen ihre Mitbrüder an den Tag legen. Der Erste könnte mehr Reinlichkeit beobachten, welches eine von des Letzten Hauptsorgen ist. Sie sind sonsten mit ihrem Schicksal überaus zufrieden, gegen sich selbst aber besitzen

[1] Johann Franz Baßmann, geb. in Stuttgart 1755. Kabinetsdessinateur 1778. Theatermachinist 1788. Starb als Theaterinspector nach 1815.

[2] Vielleicht Johann Jacob Brandt aus Eßlingen, der 1772 einen Preis in der Modellirkunst davontrug.

Beide eine große Eigenliebe. Unter den Händen ihrer Lehrer sind sie fleißiger als für sich, doch wenden alle Zwei die guten Gaben so an, daß ihre Bestimmung schwerlich nicht erreicht werden wird. Unter anderm legen sie sich hauptsächlich auf die schönen Künste.

Parrot,[1] Eisenberg,[2] Groß,[3] Burrlin, Scharffenstein.[4]

Um richtig zu urtheilen und einen vollkommenen Charakter zu ziehen, habe ich die zwei Erstern denen drei Letztern entgegen gesetzt, dann ich finde ein Widerspiel bei denselben, welches ich noch bei keinem angetroffen habe. — Erstere versprechen äußerlich zwar ein rechtschaffenes Gemüth, ein Herz, welches das Wohl der Freunde zu befördern sucht, allein gewiß würden sie auf Wege sinnen, dieselben in Unglück zu stürzen, wann ihnen Gelegenheit und Umstände solches zuließen. Diese aber sind die Zuflucht ihrer Freunde, diese freuen sich über deren Glück, und seufzen über ihr Unglück. Da Erstere noch dazu eine stolze Eigenliebe besitzen, so suchen sie alle, auch die schändlichsten Mittel hervor, solche zu befriedigen, und sich in die Gnade des Fürsten einzuschmeicheln,

[1] Parrot, Johann Leonhard, aus Mömpelgard, Chevalier, später königl. würtemb. Hof- und Domänenkammerdirector, Commandeur des Civilverdienstordens, zuletzt Finanzdirector, starb außer Diensten nach 1831.

[2] Eisenberg, Friedrich Philipp, von Treptow in Pommern.

[3] Groß von Ludwigsburg.

[4] Georg Friedrich von Scharffenstein, von Mömpelgard, war schon 1807 königl. würtemb. Generalmajor und Commandeur des Civilverdienstordens, 1815 Generallieutenant und Gouverneur der Stadt Ulm, vor 1831 gestorben. Ihm verdanken wir schätzbare Nachrichten über Schillers Jugend.

da ich gewiß versichert bin, daß sie nicht die nämlichen innerlichen guten Gedanken von demselben haben; diese hingegen warten, bis sie solche verdienen. Weil jene ihre Vorgesetzten als Werkzeuge ansehen, wodurch sie zu ihrem Ziel gelangen könnten, so beobachten sie gegen solche eine kriechende Demuth; da aber diese eine Auswahl beobachten, die mit ihrem guten Charakter übereinkommt. Alle zusammen kommen darin überein, daß sie mit ihrem Schicksal überaus wohl zufrieden sind, und am Körper große Reinlichkeit beobachten.

Jene haben fürtreffliche Gaben, welche sie gut anwenden, jedoch verspricht Ersterer mehr, als er leisten kann, der Andere aber verderbt sich durch Auswendiglernen. Diese haben nicht so gute Gaben, suchen aber solche durch Fleiß zu verbessern. Bei jenen macht der Eigennutz, die Falschheit eines der Hauptlaster, ihre Höflichkeit aber ihre Haupttugend aus; Letztere bestreben sich, sich durch Dienstfertigkeit, durch Redlichkeit und Treue gefällig und werth zu machen. Der Erste liebt die Mathematik, der Zweite die Historie, der Dritte die römischen Alterthümer, der Vierte das Forstkameralwesen, der Fünfte auch die Mathematik. Von den drei Letztern kann ich gewiß Christenthum hoffen, Erstere aber lassen mich in der Ungewißheit.

Von Netzen [1]

hat ein fürtreffliches Herz, welches Gott, den Durchlauchtigsten Herzog, Vorgesetzte und Lehrer anbetet, liebt, verehrt und hochschätzt; welches sich das Glück seiner Freunde zur Hauptsorge macht, und sie durch Aufrichtigkeit zur Gegenliebe aufmuntert. Seine mittelmäßigen Gaben wendet von

[1] Ignatius Franz Anton Roppert Beckers von Netzen, aus Kupferzell im Hohenlohischen.

Netzen durch Fleiß und Unverdrossenheit recht gut zur Mathematik, seiner Lieblingswissenschaft, an. Er befleißt sich auch der Reinlichkeit, besitzt noch überdas eine große Dienstfertigkeit und Lebhaftigkeit; wann ich nur eben dieses auch von seiner Zufriedenheit rühmen könnte.

Kapff[1] und Faber.

Hier finde ich den Einen in des Andern Bilde getroffen. Wann mir derselben Bezeigen gegen Freunde eben so unbekannt wäre, als Gottesfurcht und Religion, so würde ich mich glücklich schätzen. Allein mit meiner Mitbrüder und mit eigener Erfahrung muß ich bekennen, daß der Letzte solchen mit der frechsten Grobheit begegnet, die sich mit ihm in einen Streit oder in eine andere Gelegenheit einlassen. Von Euer Herzoglichen Durchlaucht aber scheint er die besten Gesinnungen zu haben. Mit seiner stolzen Eigenliebe, mit seiner Schadenfrohheit, mit seiner Unhöflichkeit fällt er allen beschwerlich, auch sogar Lehrer klagen über seine Unverschämtheit. Der Erste hingegen macht seinen Mitbrüdern mit kindischem Betragen, mit Unverschämtheit Verdruß, und verbirgt ein nicht gar gutes Gemüth. Beede beobachten am Körper keine gar große Reinlichkeit, Beede klagen murrend über ihr Schicksal, sich selbst aber, mit Verachtung Anderer, am meisten zu lieben, macht den Hauptzug in ihrem Charakter aus. Die guten Gaben, die sie haben, wenden sie nicht löblich genug an, von ihrer Neigung aber zum Soldatenwesen reden sie großsprecherisch, und erzählen mit Ausführung

[1] Franz Joseph Ernst Anton Maria Kapff, geb. von Mindelheim, Schillers Jugendgeselle, der in Afrika auf dem Kap oder in Ostindien gestorben seyn soll (S. Schillers Leben Th. 1. S. 92).

große Heldenthaten, die sie begehen würden, wann sie das Glück haben sollten, ihre Neigung bald befriedigen zu können.

Bilfinger.[1]

So gewiß ich weiß, Seine Herzogliche Durchlaucht seyen schon vorher überzeugt, wie viel Lob, wie viel Bewunderung Bilfinger verdiene, so gewiß sehe ich ein, es sey mir erlaubt, mehreres zu seinem Lobe hinzuzufügen. Die Proben, welche er von Fleiß, von einem außerordentlichen Fleiß täglich liefert, wären hinlänglich genug, ihn als den besten meiner Mitbrüder zu betrachten. Allein ein Herz, welches seine Freunde durch Redlichkeit, durch Aufrichtigkeit staunend macht, welches die edelsten Gesinnungen von dem gnädigsten Fürsten hegt, welches sich willig und ehrerbietig den Befehlen der Vorgesetzten unterwirft, welches durch Gehorsam und Aufmerksamkeit den Lehrern ihre Mühe angenehm macht, macht seinen Ruhm weit größer. Freunde nehmen an ihm einen Freund wahr, dessen Verlust sie einmal nicht genug beweinen könnten. Sein uneigennütziges, sein dienstfertiges, sein freundschaftliches Herz deckt die allzugroße Lebhaftigkeit zu, die ihn öfters zu Uebereilungen hinreißt, zu Fehlern, die er, wann er könnte, ablegen würde, wo seine Lebhaftigkeit seine Handlungen nicht so heftig angreifen würde. Weil er schon so große Schritte in dem Recht der Natur gemacht hat, so kann ich nichts anders für seine Hauptwissenschaft ansehen. An Reinlichkeit am Körper und zu Haus übertrifft er auch sogar die ersten seiner Mitbrüder. Er ist ein würdiger Bewunderer seines Fürsten, ein würdiger Diener Gottes, und verdient das Schicksal, dessen Vortheile er bisher auf das edelste erhoben hat.

[1] Es wird zweier Bilfinger erwähnt, die beide aus Stuttgart sind. Der eine wurde preußischer Kriegsrath, der andere hannoverscher Stallmeister.

Boigeol[1] und Petersen.[2]

Eine große Neugierde hat mich bewogen, den Charakter derselben genau auszuforschen, und weil ich denselben ziemlich gleich befunden habe, so habe ich mich unterstanden, Beede zu vereinigen. Der Erste ist Mensch, Christ und Freund, der Andere mehr Freund allein. So erhaben, so edel, so würdig ein jeder von seinem Gott, so denkt er auch von seinem besten Fürsten, von seinen Vorgesetzten, von seinen Lehrern, von seinem Schicksal. Freunde sehen sich in der Gesellschaft dieser zwei Mitbrüder geliebt, geholfen. Weil der Erste schon sehr viel Verstand, der Zweite sehr viel Aufrichtigkeit hat, so sind sie die Rathgeber ihrer Freunde, und genießen derselben Glück wie ihr eigenes, weil sie auch ihr Unglück bedauern. Fürtreffliche Gaben, die sie vor Andern eigen haben, machen sie tüchtig, den Fleiß zu krönen, dem Vaterlande dereinst Dienste zu leisten und der herzoglichen Militärakademie Ehre zu machen. Der Erstere ist ein großer Liebhaber der Mathematik, der Letzte der Philosophie. Sonsten sind sie sehr besorgt, ihren Körper und ihr Eigenthum reinlich zu erhalten.

[1] Georg Friedrich Boigeol, aus Mömpelgard, wurde Generalprokurator seiner Vaterstadt, war 1807 königlich würtembergischer Legationssekretär mit Charakter und Rang eines wirklichen Regierungsrathes und bekleidete diese Stelle noch 1815. Zuletzt war er kontrakt und ging an Krücken. Er starb zwischen 1820 und 1830.

[2] Johann Wilhelm Petersen, Bibliothekar zu Stuttgart, geb. zu Bergzabern im Elsaß 1758, wurde 1786 Professor der Diplomatik und Heraldik an der Carlsschule. Er starb um 1814. Für den Biographen Schillers durch die trefflichen Nachrichten über dessen Leben wichtig.

Masson,[1] Hahn,[2] Schmidgall.[3]

Diese sind mir durch Zufälle wenig bekannt worden. Ich bedaure den Verlust, sie zu kennen, allein vielleicht würde ich auch mir Unangenehmes entdeckt haben, wann ich solche genauer hätte kennen lernen wollen. Von ihrer Neigung bin ich so viel überwiesen worden, daß sie ganz auf mathematische Wissenschaften gerichtet ist.

Reichenbach[4] und Wächter[5]

behaupten den Rang fleißiger, geschickter und vernünftiger Jünglinge. Weil sie alles gründlich studiren, und wenig auf den bloßen Gebrauch des Gedächtnisses halten, so sind sie zwar nicht fertig, aber nichts destoweniger bereit zu Antworten, welche Ueberlegung und Verstand verrathen. Würdige Gesinnungen von Gott und dem Fürsten sind ihnen angeboren, und Freunde verehren ihre Liebe, Dienstfertigkeit, Verschwiegenheit und Treue. Gegen Vorgesetzte und Lehrer haben sie sich bisher so aufgeführt, daß sie derselben Lobsprüche und Bewunderung erhalten haben. Eben so lieben

[1] Masson, aus Mömpelgard, später Lieutenant.

[2] Georg Gottlieb Hahn, von Berlin. Könnte vielleicht der in großherzogl. heßischen Diensten als General verstorbene Akademist Hahn seyn. Oder aber Johann Christian Hahn von Berlin, geb. 1756, Lieutenant 1776, Lehrer 1779.

[3] Johann Daniel Gottfried Schmidgall, von Oßweil bei Ludwigsburg, wurde 1774 würtemb. Lieutenant beim Artillerieregiment.

[4] Karl Ludwig Reichenbach von Stuttgart, vieljähriger Bibliothekar, zugleich Registrator bei der Oberfinanzkammer in Stuttgart, starb vor 1830.

[5] Wächter, wahrscheinlich Carl Eberhard, Bruder des berühmten Historienmalers, geb. zu Stuttgart den 23. Nov. 1758, Chevalier des akademischen Ordens, königl. würtemb. Regierungssekretär seit 1779, lebte noch vor wenigen Jahren.

sie Reinlichkeit und Ordnung, worin aber der Erstere den Letztern übertrifft. Das Schicksal, das ihnen Gott und die Gnade des Fürsten eigen gemacht hat, verehren sie mit Dankbarkeit, überhaupt machen sie sich fähig, mit der Zeit dem Erzieher Ehre zu machen. Die Weltweisheit bestimmte bisher ihre Triebe, ihren Fleiß, ihr Privatstudiren. Geduld und Aufrichtigkeit entwickeln des Letztern, Verstand und Nachdenken aber des Erstern Gemüthsbeschaffenheit.

Plieninger[1]

würde durch Redlichkeit und Aufrichtigkeit, durch eine edle Gesinnung gegen Euer Herzogliche Durchlaucht, durch Ehrerbietung gegen Lehrer und Vorgesetzte und durch freundschaftliches Bezeugen gegen seine Mitbrüder sehr viele Lobsprüche verdienen, wann er sich nicht durch eine kriechende Demuth verächtlich machte. Unsere Pflichten sind zwar auch gegen die Demuth beschworen worden, allein niederträchtige Demuth ist eben so schändlich zu fliehen, als Stolz und Hochmuth. Plieninger würde sich nicht schämen, um ein gutes Wort den geringsten seiner Vorgesetzten gleichsam anzubeten.[2] Sonsten aber ist er der Gnade Euer Herzoglichen Durchlaucht durch Fleiß-und Zufriedenheit nicht ganz unwürdig. Die Reinlichkeit hat er sich zum Gesetz gemacht, und die guten Gaben, die er hat, wendet er fürtrefflich an. Religion und Gottesfurcht sind ihm mit Recht zuzuschreiben,

[1] Theodor Plieninger, geb. zu Kaltenwesten 1756, studios. medicinae (?), Oberaufseher der Kranken in der Akademie, Land-, Stadt- und Amtsphysikus in Stuttgart, Professor und Hofmedicus. Lebt daselbst noch, vierundachtzig Jahr alt.

[2] Ueber diese Charakteristik vergl. Schillers Leben Thl. 1. S. 31.

eben deßwegen legt er sich auch auf die Theologie und wünschte sie als seine Brotwissenschaft betrachten zu können.

Atzel[1] und Hetsch.[2]

Zwei Künstler, welche wirklich schon der herzoglichen Militärakademie Ehre machen können. Aber nicht allein der Ruhm ihrer Kunst, nicht allein ihr Bestreben, sich täglich vollkommener zu machen, sondern auch eigene Tugenden machen sie uns liebenswürdig. Eine edle Gesinnung gegen die Religion, gegen den gnädigsten Fürsten, ein ehrerbietiger Gehorsam gegen Lehrer und Vorgesetzte verdienen Lobsprüche. Atzel vernachlässigt die Reinlichkeit am Körper, weil er sich allzuviel Geschäfte macht, da hingegen Hetsch mehr Reinlichkeit, aber nicht so viel Beschäftigung liebt. Beede aber verehren ihr glückliches Schicksal öffentlich und in der Stille. Der Erste verräth mehr Menschenliebe, Aufrichtigkeit und Nachdenken, Letzterer mehr Witz, Dienstfertigkeit, aber ziemlich Eigenliebe. Beede richten alle Gedanken auf die schönen Künste.

Grub, Preißmeyer.

Beede machen sich durch Höflichkeit, Dienstfertigkeit und Aufrichtigkeit bei ihren Mitbrüdern werth. Die schönen

[1] Johann Jacob Atzel, von Winnweiler oder Wenneweiler (nicht in Würtemberg), königl. würtemb. Landbaumeister; wohnte in Ulm. Wir werden unten Inschriften kennen lernen, welche Schiller zu Denkmälern schrieb, die dieser Atzel großen Deutschen zu errichten den Plan hatte.

[2] Philipp Friedrich Hetsch, von Stuttgart, geb. 1759, würtemb. Hofmaler und Professor der Geschichtmalerei; Galleriedirector, Ritter des Civilverdienstordens; starb im Pensionsstande um 1837 oder 1838.

Gaben, die sie besitzen, wenden sie mit Ruhm auf die Philosophie an. Eine edle Gesinnung gegen Seine Herzogliche Durchlaucht, ein außerordentlicher Gehorsam gegen Lehrer und Vorgesetzte, ein redliches, höfliches und aufrichtiges Bezeugen gegen ihre Freunde und Mitbrüder machet sie denselben angenehm und werth. Letzterer verbirgt, aus Sorge wegen der herzoglichen Ungnade, seine Hauptneigung zum Soldatenstand, dem er gewiß Ehre machen würde, wann Pflicht und Vaterland ihn davor streiten hießen. Der Erstere scheint nichts, als Philosophie, zu denken, zu lieben, zu reden und auszuüben, und wird gewiß große Schritte darin machen, wann er diese Neigung hinlänglich wird befriedigen können. An Reinlichkeit am Körper beobachten sie den Rang der Erstern ihrer Freunde, und im Zimmer unterscheidet sich ihr Eigenthum durch Ordnung von den übrigen. Und wie sollten sie mit sich unzufrieden seyn, da sie einsehen, wie viel sie noch zu lernen haben? Warum sollten sie ihr Schicksal nicht verehren, da sie es unstreitig nicht vortheilhafter betrachten könnten?

Wolff und Kaußler[1]

scheinen äußerlich wenig Vollkommenheiten, wenig Gutes an sich zu haben, zuweilen gar unvollkommen und unwissend zu seyn, allein ich gestehe, wann sie eben so gute Gaben, eben so gute Erziehung besäßen und genossen hätten, als edel ihre

[1] Christoph Friedrich Kaußler, geb. zu Tübingen 1760. Hofmeister in Frankreich. Lehrer der französischen Sprache an der Akademie, Professor an derselben 1787. Sekretär der Herzogin 1788. Pagegouverneur. Pensionirtes Mitglied der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Petersburg. Hofrath und Kameralverwalter zu Ochsenburg. Zuletzt Professor der Mathematik am obern Gymnasium zu Stuttgart, wo er zu Anfang der zwanziger Jahre starb.

Gesinnung gegen Gott, den Fürsten und die Vorgesetzten und Freunde ist, so würden sie Andere weit übertreffen. Sie beobachten eine wahre Zufriedenheit mit sich und ihrem Schicksal, eine mittelmäßige Reinlichkeit und Ordnung. Sie sind still, höflich, aufrichtig und verschwiegen. Der Erste hat zu der Historie, der Zweite zur Kameralwissenschaft eine Hauptneigung.

Liesching,[1] Duttenhofer,[2] Elwert,[3] Scheidle[4] und Pfeifflin[5]

verdienen gemeinschaftliche Bewunderung, Lobsprüche und Liebe. Durch Freundlichkeit, Aufrichtigkeit und Treue haben sie sich den größten Theil ihrer Mitbrüder verbindlich gemacht. Durch eine edle und würdige Gesinnung von Gott und der Religion sehen sie alle ihre Handlungen gesegnet, durch eine vortheilhafte Denkungsart von Euer Herzoglichen Durchlaucht erscheinen sie an der ersten Stufe derer, welche ich bewundert habe. Vorgesetzte und Lehrer sehen und hören sich von ihnen geliebt, geehrt und mit Dank belohnt. Reinlichkeit haben

[1] Friedrich Ludwig Liesching, geb. in Weinsberg, ging als Arzt auf's Kap, wo er vor Kurzem noch lebte.

[2] Karl Friedrich Duttenhofer, geb. zu Oberensingen bei Nürtingen 1759. Magister Philosophiae. Artillerielieutenant und Lehrer der Mathematik an der hohen Karlsschule. Vorgesetzter Offizier und Lehrer. Würtembergischer Oberst, Oberwasserbaudirektor, Kommenthur des würtemb. Kronenordens, starb um 1838.

[3] Immanuel Gottlieb Elwert, geb. zu Kannstadt. Oberamts- und Stadtphysikus daselbst, gest. um 1811.

[4] Vielleicht ist der nachherige Hofgärtner Karl Friedrich Scheidlin gemeint, Sohn des Oberhofgärtners und Lehrers an der Karlsschule, Karl Wilhelm Scheidlin.

[5] Christian Friedrich Pfeifflin von Ludwigsburg. Später Chevalier.

dieselben meistens gemein. Elwerts und Duttenhofers fürtreffliche Gaben werden durch Fleiß immer vergrößert. Liesching und Elwert lieben und verehren die Arznei-, Duttenhofer die Kameralwissenschaften, Pfeifflin richtet Sinn und Gedanken auf den Soldatenstand, und Scheidle macht sich die Mathematik zum Hauptstudio.

Von Hoven senior,[1] Grammont.[2]

Wann ich die Gemüthsbeschaffenheit des Ersten genau beurtheile, so finde ich das Gegentheil von dem Andern, welche bloß in einigen Stücken eingeschränkt werden muß. Ein übergroßer Stolz, eine gehässige Eigenliebe ist jenem eigen, da hingegen dieser durch Verachtung seiner selbst und durch Demuth gefallen will. Gegen Gott ist der Letztere am edelsten, am würdigsten gesinnt. Und wie sollte er es seinem andern Wohlthäter nicht auch seyn? Vorgesetzten und Lehrern begegnet er mit Ehrerbietung und Gehorsam, und jener hält nicht viel von ihnen. An Reinlichkeit sind beide einander gleich und verdienen Lobsprüche, die ich bisher noch keinem

[1] Friedrich Wilhelm von Hoven, geb. zu Ludwigsburg 1760, wurde Hofmedicus und Stadt- und Amtsphysicus zu Ludwigsburg, ging hierauf als Professor der praktischen Heilkunde nach Würzburg, wo er später die Klinik und die Stelle des Oberarztes an dem Juliushospitale übernahm. Im Jahr 1805 trat er in Bayer'sche Dienste als Medicinalrath zu Ansbach, später zu Nürnberg. Er starb 1838 zu Nördlingen im Ruhestand. Seine Autobiographie ist vor Kurzem in Nürnberg erschienen. Er stand mit Schiller zeitlebens in freundschaftlichen Verhältnissen und Briefwechsel.

[2] Joseph Friedrich Grammont, wahrscheinlich aus Mömpelgard, Hofmeister in Rußland, Professor der französischen Sprache am obern Gymnasium zu Stuttgart 1806. Pensionirt um 1816, starb zu Eßlingen.

zugesprochen. Aufrichtigkeit, Stille und Verschwiegenheit machen die Hauptzüge des Letztern aus. Dienstfertigkeit, Lebhaftigkeit, aber Ehrgeiz und Grobheit sind dem Erstern eigen. Mit ihrem Schicksal sind beide sehr vergnügt und äußern große Bewunderung desselben. Der Erste hat sich die schönen Künste und Wissenschaften, der Andere, die Religionswissenschaft zur Hauptneigung gemacht.

Von Hoven junior [1] und Gegel senior [2]

haben bisher den Namen junger Leute behauptet, da sie in ihren Handlungen wenig Ueberlegung, wenig Vernunft geäußert haben. Es ist zwar gewiß, sie bewundern die Gnade, die Größe ihres Gottes und Fürsten, sie verehren die Befehle ihrer Vorgesetzten, allein ihre Freunde haben sie öfters durch Fürwitz und Unhöflichkeit beleidigt. Von ihrer Zufriedenheit und von ihrer Hauptneigung bestimme ich noch nichts Gewisses. Von ihren fürtrefflichen Gaben aber und von ihrem Privatfleiß bin ich genau überzeugt. Reinlichkeit am Körper und im Schlafzimmer beobachten sie mit großer Pünktlichkeit. Von Hoven übertrifft den Gegel an Lebhaftigkeit, welche er

[1] Christoph August von Hoven, jüngerer Bruder des Friedrich Wilhelm, starb auf der Akademie.

[2] Franz August Leopold Gegel von Stuttgart, wahrscheinlich Bau- und Gartenkassier, auch Bauverwalter zu Ludwigsburg, starb um 1814. — Dieser Gegel war zu der Zeit, da Schiller in dürftigen Umständen in Weimar lebte, Hofmeister bei dem Vicomte von Polignac zu Montpellier, und schrieb von da am 12. August 1787 folgendes schöne und prophetische Wort an seinen Akademiegenossen: „Votre sort ressemble à celui des grands hommes qui ont commencé par être persecutés, et qu'on a été obligé d'admirer à la fin. On peut mépriser un homme d'esprit sans vertù; mais un homme qui réunit les qualités estimables du coeur à celles de l'esprit triomphe tôt ou tard sur ses ennemis.

aber öfters aus Mangel der Einsicht zu Unvollkommenheiten anwendet; Dienstfertigkeit und Treue, aber zugleich auch Veränderlichkeit, haben sie mit einander gemein. —

Nun habe ich, Durchlauchtigster Herzog, meine Mitbrüder so geschildert, als mir der Umgang mit ihnen und die wenige Beurtheilungskraft verstattet haben. Ich habe nach meinem Gewissen gehandelt, und würde wünschen, auch etwas zu derselben Glück beitragen zu können. Dürfte ich mich also unterstehen, meine Gedanken in das edle Herz meines gnädigsten Fürsten auszuschütten? Mit diesem Augenblick stelle ich mir den ganzen Umfang meines Glücks für Augen, welches mir schon seit einigen Jahren entgegeneilt. Ich erblicke den Vater meiner Eltern vor mir, dem ich seine Gnade niemals vergelten kann. Ich erblicke ihn und seufze. Dieser Fürst, welcher meine Eltern in den Stand gesetzt hat, mir Gutes zu thun, dieser Fürst, durch welchen Gott seine Absicht mit mir erreichen wird, dieser Vater, welcher mich glücklich machen will, ist und muß mir viel schätzbarer als Eltern seyn, welche unmittelbar von seiner Gnade abhangen. — Dürfte ich mich Ihm mit meiner Entzückung nahen, die mir die Dankbarkeit auspreßt; dürfte ich die Worte erzählen, welche mir mein Vater anvertraute: „Sohn, bemühe dich, Ihm zu gefallen, bemühe dich, daß Er dich und deine Eltern nicht vergesse. Denke, daß von Ihm dein Leben, deine Zufriedenheit, dein Glück abhängt, denke, daß ohne Denselben deine Eltern unglücklich werden. Bete für Sein Leben, daß Er dir nicht mitten in dem Glanze deines Glücks entrissen werde."

So sprach er seufzend zu mir. Von jetzt an soll es mir ein Gesetz werden, das ich mit Verlust meines guten Gewissens niemals umstoßen könne. Nun beurtheilen Sie mich, Durchlauchtigster Herzog, nach den Reglen der Religion. Sie

werden mich öfters übereilend, öfters leichtsinnig finden; aber ist es dann nothwendig, daß Vergehungen Dasjenige umstoßen, was Vertrauen und Liebe zu Gott aufgebaut haben, und was ein von Natur empfindbares Herz sich zum Grundgesetz machte? Beurtheilen Sie mich nach meinen eigenen Worten, ob ich Sie nicht liebe, nicht verehre, nicht anbete; oder sollte ich gar schwören, daß ich meinen Fürsten verehre? Ich kenne den Werth der Tugend noch nicht, aber ich empfinde ihn zu meiner Beschämung, ich empfinde ihn in den Handlungen meines Wohlthäters.

Sehen Sie mich, Durchlauchtigster Herzog, in der Mitte meiner Brüder, forschen Sie von ihnen selbst, wie ich mich bisher gegen dieselben aufgeführt habe. Sie werden mich eigensinnig, hitzig, ungeduldig hören müssen, doch werden dieselben Ihnen auch meine Aufrichtigkeit, meine Treue, mein gutes Herz rühmen.[1] Aber, Durchlauchtigster Herzog, die schönen Gaben, die ich habe, habe ich bisher nicht so angewendet, als es mir meine Pflichten aufgelegt haben. Nun sehe ich mich von der Unzufriedenheit gedrückt, die ich verdiene, allein ich kann doch einigermaßen Entschuldigung finden; dann wann der Körper leidet, so leiden auch mit ihm die Kräfte der Seele, und der Wille wird durch Leibesschwachheiten öfters gehindert, in Erfüllung zu gehen. Ebenso habe ich Reinlichkeit am Körper bisher nicht so beobachtet, als es meine Schuldigkeit gewesen. Aber verzeihen Sie mir, Durchlauchtigster Herzog, diese Fehler, denken Sie an die Gnade zurück, die meine Eltern und ich selbst aus Ihrer Hand empfangen haben. Es ist Ihnen schon bekannt, gnädigster Herzog, mit wie viel Munterkeit ich die Wissenschaft der

[1] Vergl. Schillers Leben Thl. 1. S. 31.

Rechte angenommen habe, es ist Ihnen bekannt, wie glücklich ich mich schätzen würde, wann ich durch dieselbe meinem Fürsten, meinem Vaterland dereinst dienen könnte, aber weit glücklicher würde ich mich halten, wann ich solches als Gottesgelehrter ausführen könnte.[1] Jedoch hierin unterwerfe ich mich dem Willen meines weisesten Fürsten, bei dem mein ganzes Glück, alle meine Zufriedenheit steht..

Nun habe ich überlegt, wie unzufrieden man seyn muß, wann man seine Pflichten vergißt, wie abscheulich die Folgen sind, wann man sich nicht bemüht, seine Schuldigkeit zu thun. Jetzund sehe ich eine fröhliche Reihe meiner Freunde für mir, welche Belohnungen hoffen, und welche sie auch verdienen. Ich sehe einen Fürsten, welcher ihnen lächelt, ich sehe Vorgesetzte, welche ihnen mit Liebe und Hochachtung begegnen, mich selbst aber sehe ich hinter ihnen, verlassen, traurig, zitternd. — Sollte ich nun ungerührt bleiben, sollte ich zusehen, wie man mir dieselben vorzieht? Wofern ich noch ein Gefühl der Ehre empfinde, wofern ich noch Gnade — und Ungnade unterscheide, so will ich mich bemühen, fleißiger zu seyn. — Ja ich will noch mehr thun, ich will nicht ruhen, bis ich sie eingeholt, ich will nicht ruhen, bis ich sie übertroffen habe.[2]

Aber, Durchlauchtigster Herzog, Sie sind es, dem ich zuwider gehandelt, Sie sind es, gegen welchen ich meine Pflichten gebrochen, und doch schweigen Sie, und doch drücken Sie mich nicht mit der Strafe, die ich billig fühlen sollte. Welche Großmuth herrscht in Ihren Zügen, eine Großmuth, welche mich Vergebung hoffen läßt. Ja, Durchlauchtigster

[1] Vergl. Schillers Leben Thl. 1. S. 31.

[2] Ueber Schillers Mangel an Fleiß in dem Rechtsstudium siehe Schillers Leben Thl. 1. S. 33.

Herzog, wofern Sie mir dießmal verzeihen, so werde ich von meiner Betrübniß, von meiner Unzufriedenheit, von meiner gerechten Unzufriedenheit frei, so werde ich aufgemuntert, mehr zu thun, als Gott und mein Fürst von mir begehren. Lassen Sie mich, Durchlauchtigster, vor Ihr Leben Weihrauch bringen, lassen Sie meine Eltern vor Ihnen niederknien, und Ihnen vor mein Glück danken — aber wie werden sie es thun können, da sie selbst unfähig sind, Ihnen vor ihr eigenes Glück dankbar zu seyn. Lassen Sie mich zwischen mein Vaterland treten und mit demselben Ihnen, mein Vater! zurufen: Er lebe! Lassen Sie mich endlich seufzen, daß ich nicht danken kann.

Schiller trat im vierzehnten Lebensjahre, im Januar 1773, in die militärische Pflanzschule auf der Solitude, und begann im folgenden Jahre, dem Willen des Herzogs Carl gemäß, das Studium der Rechtswissenschaft (s. Schillers Leben Thl. 1. S. 19 ff., S. 22 ff.). Nun kam der Herzog, welcher seine Lieblingsanstalt selbst leitete und beaufsichtigte, auf den Gedanken, daß jeder der ältern Zöglinge von sich und von allen Genossen seiner Abtheilung eine Charakteristik zu Papier bringen sollte. Zufälliger Weise hat sich der Aufsatz erhalten, und ich bin so glücklich, ihn hier nach dem Originalmanuscript mittheilen zu können. Es ist ein höchst interessantes und unersetzliches Dokument des ringenden, noch unbehülflichen Ausdruckes, der hervorblitzenden Gedankentiefe, der reichen, feinen Beobachtungsgabe, der redlichen, wohlwollenden, anhänglichen, aufrichtigen und freimüthigen Sinnesart des talentvollen fünfzehnjährigen Jünglings. Man sieht es, daß vom Herzog gewisse Rubriken, als z. B. Christenthum, Gesinnung gegen den Herzog, Betragen gegen Lehrer und sonstige Vorgesetzte, Reinlichkeit u. s. w. zum Ausfüllen aufgestellt waren; aber Schiller variirt in der Behandlung dieses einförmige Thema auf eine bemerkenswerthe Weise. Ich habe übrigens die Abhandlung ganz

in ihrer ursprünglichen Form wiedergegeben, indem ich sogar Formen: wie beede für beide, wann für wenn u. s. w. beibehielt, und nur die veraltete Orthographie, wo es nöthig war, abgeändert. — Die Nachrichten über die Männer, welche uns hier der junge Schiller als seine Kameraden schildert, verdanke ich Herrn Professor und Pfarrer Gustav Schwab, welcher sie, wie er mir schreibt, theils aus dem Gedächtniß, theils aus Haugs gelehrtem Würtemberg, aus drei akademischen Programmen und aus sechs würtembergischen Staatshandbüchern hernahm. Sie werden manchem Leser gewiß nicht ohne Interesse seyn.

In das Stammbuch eines ausgezeichneten Essers.

(177..)

Wenn du gegessen und getrunken hast, und NB. satt bist, so sollst du den Herrn, deinen Gott, loben.

Friedrich Schiller.

Diese sarkastischen Stammbuchsworte theilte Petersen im Morgenblatte (Jahrgang 1807, Nr. 186) mit, um zu zeigen, wie keck und muthwillig der früher eingeschüchterte Schiller in der Carlsschule geworden war (s. Schillers Leben Thl. 1. S. 54).

Morgengedanken am Sonntage.

(1776.)

Gott der Wahrheit, Vater des Lichts! Zu dir blick' ich mit dem ersten Morgenstrahle empor, und bete dich an. Du erforschest mich, Gott! du siehst jedes Zittern des betenden Herzens von fern. Ach! so kennst du auch dieß heiße Verlangen meiner Seele nach Wahrheit. Oft hüllte banger Zweifel meine Seele in Nacht ein, oft ängstigte sich mein Herz, Gott! du weißt's, und rang nach himmlischer Erleuchtung von dir. O! da fiel oft ein wohlthätiger Strahl von dir in die umnachtete Seele. Ich sah den schrecklichen Abgrund vor mir, an dem ich schon schwindelte, und dankte der göttlichen Hand, die mich so wohlthätig zurückzog. Sey noch ferner bei mir, mein Gott und Vater! denn die Tage sind da, wo die Thoren auftreten und sprechen in ihrem Herzen: es ist kein Gott! — Du hast mich zu trüben Tagen aufbehalten, mein Schöpfer! — zu Tagen, wo der Aberglaube zu meiner Rechten rast, und der Unglaube zu meiner Linken spottet. Da steh' ich, und schwanke oft im Sturme, und, ach! das schwankende Rohr würde knicken, wenn du es nicht empor hieltest, mächtiger Erhalter deiner Geschöpfe, Vater derer, die dich suchen. — Was bin ich ohne Wahrheit, ohne diese Führerin durch des Lebens Labyrinthe? Ein Wanderer, der in der Wüste irrt, den die Nacht überfällt, dem kein Freund, kein führender Stern den Pfad erhellt. Zweifelsucht, Ungewißheit, Unglaube, ihr beginnt mit Qual und endigt mit Verzweiflung. Aber Wahrheit, du führest uns sicher durch's Leben, trägst uns die Fackel vor im finstern Thale des Todes, und bringst

uns in den Himmel zurück, von dem du ausgegangen bist. Ach, mein Gott! so erhalte mein Herz in Ruhe, in derjenigen heiligen Stille, in der uns die Wahrheit am liebsten besucht. Die Sonne spiegelt sich nicht in der stürmischen See, aber aus der ruhigen, spiegelhellen Fluth strahlt sie ihr Antlitz wieder. So ruhig erhalte auch dieß Herz, daß es fähig sey, dich, o Gott! und den du gesandt hast, Jesum Christum, zu erkennen; denn nur dieß ist Wahrheit, die das Herz stärkt, und die Seele erhebt. Hab' ich die Wahrheit, so hab' ich Jesum; hab' ich Jesum, so hab' ich Gott; hab' ich Gott, so hab' ich Alles. Sollt' ich mir durch die Weisheit der Welt, die Thorheit ist vor dir, mein Gott! dieses Kleinod, diesen himmelerhebenden Trost rauben lassen? Nein! wer die Wahrheit haßt, sey mein Feind; und wer sie mit einfältigem Herzen sucht, den umarm' ich mit Bruderfreuden.

Die Glocke schallt, die mich in den Tempel ruft. Ich eile, dort mein Bekenntniß zu befestigen, mich in der Wahrheit stark zu machen, und mich auf Tod und Ewigkeit vorzubereiten. O so leite mich doch, mein Vater! öffne mein Herz den Eindrücken der Wahrheit, daß ich stark genug sey, sie auch den Meinen zu verkündigen; dann sind sie glücklich. Wissen sie doch, daß du ihr Gott und Vater bist, daß du sandtest Jesum, deinen Sohn, und den Geist, daß er die Wahrheit bezeugen soll. Haben sie doch für jeden Kummer dieses Lebens Stärkung, und für die Leiden des Todes den seligen Trost einer frohen Ewigkeit.

Nun, mein Gott! du magst mir Alles nehmen — jedes herzfesselnde Erdenglück, jede betäubende Weltfreude — laß mir nur die Wahrheit, so hab' ich Glück und Freude genug.

Darf ich dich bitten, Allgütiger! darf ich dich flehen mit diesem bebenden Herzen und dieser zitternden Thräne im

Auge, so erbarme dich auch der Irrenden. Sind sie doch unter allen Elenden der Erde deiner Hülfe am bedürftigsten! Sie können sich deiner Sonne nicht freuen, und nicht des lieblichen Mondes; denn Nacht ist ihre Seele, und voll bittern Kampfs ihr Herz. Ach! so erbarme dich ihrer Angst, laß sie hören die Stimme der Wahrheit, daß sie stehen, zittern und umlenken, und ihrem himmlischen Rufe folgen. Bring' uns alle hinüber, wo keine Nacht, kein Irrthum, kein Zweifel mehr unsre Herzen quält, sondern wo Licht und Wahrheit und Gewißheit die Seligen umstrahlt, und wo wir ewig erkennen werden, daß du bist Gott unser Vater, und daß Jesus sey der Abglanz deiner Herrlichkeit, durch den du uns jede Wonne, jede Seligkeit mittheilst.

Beschütz' uns, Heiland, Jesu Christ!
Der du zur Rechten Gottes bist;
Sey unser Schild und starke Wehr!
Staub ist vor dir der Spötter Heer!

Du hast von Ewigkeit gesehn,
Wie lange noch ihr Trotz bestehn,
Und wider dich hier schnauben soll;
Vielleicht ist nun ihr Maß bald voll.

Auch sie, o Herr! hast du versöhnt,
Sie, deren Spott dich jetzt verhöhnt!
Gieb, daß noch vor der Todesnacht
Zur ernsten Reu' ihr Geist erwacht. Amen.

Man sieht, in welcher warmen, innigen Frömmigkeit Schiller erzogen wurde und seine frühste Jugendzeit verlebte. Bald nach Niederschreibung dieses Gebets trat eine Revolution in seinen Ueberzeugungen ein, so daß er von dieser Zeit an nicht mehr ähnliche

Vorstellungsweisen hatte äußern können, aber die diesen Ansichten zu Grunde liegende innige Wärme bewahrte er sich zeitlebens (siehe Schillers Leben Thl. 1. S. 12 ff.). Der Aufsatz erschien in Balthasar Haugs Schwäbischem Magazin 1777, Stück 2. S. 129 ff., wo er mit Sch. unterzeichnet und vom Herausgeber mit folgender Anmerkung begleitet ist: „Man wird diesem Gebet wohl ansehen, daß der Verfasser ein Dichter ist; man wird aber auch sehen, wie schön, wie warm, wie rührend ein Dichter beten kann, wenn es ihm Ernst ist. Verschiedene Schicksale, auch in Sachen der Religion und Wahrheit, haben ihn so geläutert, daß er nicht nur seinen Zustand fühlte, sondern auch die Nothwendigkeit zu einem Entschlusse für die Wahrheit. In einer solchen Stunde hat er dieß Gebet geschrieben, eine Frucht seiner bessern Empfindungen und Ueberzeugungen. Es ist nur der Anfang von mehrern, die folgen sollten; er ist aber an der Fortsetzung durch ein besonderes Schicksal gehindert worden." Darnach könnte die Abfassung des Gebetes vielleicht in eine frühere Zeit gesetzt werden, und es wäre dem Entwickelungsgang Schillers entsprechend, wenn das früher (siehe Thl. 3. S. 551) mitgetheilte Gedicht: Schilderung des menschlichen Lebens (1775), später geschrieben wäre.

Rede

über die von Seiner Herzoglichen Durchlaucht gegebene Frage:

Gehört allzuviel Güte, Leutseligkeit und große Freigebigkeit im engsten Verstand zur Tugend?

Auf die Geburtsfeier Ihrer Excellenz der Frau Reichsgräfin,

Franziska von Hohenheim,

beantwortet

von

Johann Christoph Friedrich Schiller,
Eleve der Herzoglichen Militärakademie.

(1779.)

Durchlauchtigster Herzog!
Erlauchte Gräfin!

Gehört allzuviel Güte, Leutseligkeit und große Freigebigkeit im engsten Verstand zur Tugend? — Dieß ist die Frage, die nun zu beantworten mir gnädigst auferlegt ist. Ich freue mich des erhabenen Gegenstands meiner Rede — Ich freue mich doppelt, der Tugend Lobredner zu seyn im Tempel der Tugend.

Nicht die schimmernde That vor dem Auge der Welt, nicht das stürmende Klatschen des Beifalls der Menge — die innere Quelle der That ist's, die zwischen Tugend und Untugend richtet. Liebe zur Glückseligkeit muß diese Quelle seyn.

Sie, diese Liebe, ist es, die zwischen zwei Gegenneigungen den Ausschlag geben soll, sie, die Alles, Alles überwägen muß. Aber ihr ist der scharfsehende Verstand zum Führer gegeben. Der Verstand muß jede Neigung prüfen, ob sie zur Glückseligkeit leite — der Verstand muß den Ausspruch thun, welche Neigung zu höherer, zu weiter umfassender Glückseligkeit leite — der Verstand muß die Wahl der Seele bestimmen! Je heller also, je gewaltiger, je dringender die gegenseitige Neigung, desto höheren Verstand — desto höhere Liebe — desto höhere Tugend!

Ich sehe den erhabensten Geist, den je das Alterthum gebar, dem nie dämmerte die Offenbarung Gottes ein Widerstrahl, — er hat den Giftbecher in der Hand. — Hier Liebe zum Leben — ein gewaltiger Sturm von Leidenschaften, die je eines Menschen Seele bestürmten — dort ihm winkend ein zitternder Strahl zum Pfade höherer Seligkeit — ein eigener, durch das einsame Forschen seines Geistes erschaffener Gedanke! — Was wird Sokrates wählen? — Das Weiseste. — Jetzt, o Weisheit, leite du seine entsetzliche Freiheit — Tod — Vergehen — Unsterblichkeit — Hölle — letzte — große — Versiegelung seiner neuen Lehren — Leite seine entsetzliche Freiheit, scharfsehender Verstand! — Gewählt — Gift getrunken — Tod — Unsterblichkeit — mächtig versiegelt seine Lehren — höchster Kampf — höchster Verstand — höchste Liebe — erhabenste Tugend! Erhabener nichts unter hohem bestirnten Himmel vollbracht!

Was ist also das Wesen der Tugend? Nichts anders, als Liebe zur Glückseligkeit, geleitet durch den Verstand — Tugend ist das harmonische Band von Liebe und Weisheit! Und was anders, wenn ich hinauf staune an das höchste Urbild der Tugend? — Was war's, das die Weisesten leitete,

eine Welt aus dem Chaos zu erheben? — Unendliches Wohlwollen, unendliche Liebe. — Was war's, das den Liebenden leitete, der neu gebornen Welt Ordnung und Wohlklang zu geben, durch ewige, unwandelbare Gesetze? — Unendliche Weisheit! — Daß die Elemente zusammen klungen, wie die Saiten auf der Harfe des Meisters in Einem — Einem großherrlichen Schall — Schönheit — Vollkommenheit — unendliche Weisheit! unendliche Liebe. So ist also Liebe und Weisheit das Wesen Gottes in Beziehung auf seine Geschöpfe! — Tugend ist Nachahmerin Gottes. Tugend ist das harmonische Band von Liebe und Weisheit!

Und was sagte von der Tugend der große Lehrer der Menschen? Sie ist Liebe zu Gott und den Menschen. Wer kann glückselig machen ohne Liebe? wer glückselig machen ohne Verstand? — Wer Gott lieben — wer Menschen lieben ohne Weisheit? So ist wiederum Tugend das harmonische Band von Liebe und Weisheit! So redt der Gesetzgeber aus dem Donner von Sina! — so der Gottmensch auf dem Tabor! — so Religion — Sittenlehre — Philosophie — und aller Weisen einstimmiger Mund!

Ich komme nun näher zur Beantwortung der Frage: „Gehört allzuviel Güte, Leutseligkeit und große Freigebigkeit im engsten Verstand zur Tugend?“ Mich soll jetzt die glänzende Außenseite prangender Thaten nicht blenden, dringen will ich, und forschen in ihre innerste Quelle, nach dem festgesetzten Begriff von Tugend will ich sie richten, auf dieser Wage will ich sie wägen.

Ich sehe den großen Julius, das Römervolk mit Spielen belustigen — mit Geschenk und Gaben überschwemmen — ich sehe sein Auge hoch herablächeln den Niedrigsten! — Laut erhebt ihn der Mund des Pöbels — preist den Namen des Herrschers — stellt sein entweihendes Bild an den Altar der obersten Gottheit! — Hat er tugendhaft gehandelt! — Er, den so hoch erhub der Thoren läppischer Mund — Ha! der Weltherrscher, wie leicht wird er dahin flattern auf der Wage der Gerechtigkeit Gottes — überwogen unendlich weit von einer, einer mitleidigen Thräne, in Hütten geweint — Herrschsucht war seine Neigung! Ehrgeiz die Quelle seiner That!

Ich dringe weiter in dieser Geschichte. Ich sehe den glücklichen August die großen Geister seiner Zeit an seinen Thron locken — mit kaiserlichen Geschenken belohnen. Rom schimmert unter seinem Scepter — Rom feiert sein goldnes Alter unter Julius Enkel! — Ist dieß nicht der feine Grundsatz der Staatsklugheit, daß entnervt würden Roms Männerseelen durch sanftes, wollüstiges Gefühl, nimmer sie erhüben zur Rettung des Vaterlands den furchtbaren Arm! — Ist es nicht der schnöde Ehrgeiz des Fürsten, seinen Namen prangen zu sehen im Liede seiner Sänger — unsterblich zu werden mit den Unsterblichen! Und schaue ich in die heilige Geschichte, was war der Grundtrieb, der den Sohn Davids beseelte, daß er an Jerusalems Thoren in die Umarmung der niedrigsten Bürger sank? — War dieß fürstliche Güte — oder war es die Krone, die ihm fernher um's Haupt schimmerte, der Durst nach Ehre, der ihn zwang und drang, unter die Stufe seiner Hoheit zu sinken, daß er über dieselbe sich hinauf schwingen möchte! —

Soll ich ferner forschen, oder diese schändlichen Thaten verhüllen mit ewigem Schleier? — Hier also war Güte die

Larve des in der Tiefe der Seele lauernden Lasters; aber verlarvtes Laster ist greulicher im Auge des scharfen Kenners im Himmel, als das, sowie Ravaillacs Königsmord oder Catilina's Mordbrennerei in seiner Schande vor dem Auge der Menschen steht. Hier war die Güte mit Weisheit aber nicht mit Liebe begangen: Tugend ist das harmonische Band von Liebe und Weisheit.

Aber allzuviel Güte und Leutseligkeit hat Weisheit nicht zur Führerin gehabt. Der Weise ist gütig, aber kein Verschwender. Der Weise ist leutselig, aber kein Verschwender seiner Würde. Verschwendung beglückt nicht. Und seh' ich an das größeste Urbild der Güte, mit welcher Mäßigung hat die höchste Güte ihre Wohlthaten ausgespendet? Siehe an die große Haushaltung der Natur! Ich will schweigen. — Mit welcher Zurückhaltung krönt dieses Urbild seine Herablassung? Hält nicht der heilige Gott auch den erhabensten Menschengeist, den je ein Körper umkerkerte, in ehrerbietiger Schauernacht hinter sich? Frage dich selbst, ich will schweigen. Dieses Urbild nachahmen ist Tugend. Allzuviel Güte und Leutseligkeit ist nicht Nachahmerin Gottes, nicht Tugend. Sie ist aus Liebe entsprungen, aber ohne Weisheit vollbracht. Tugend ist das harmonische Band von Liebe und Weisheit!

Die vorgegebene Frage noch auf der dritten Seite betrachtet; ein Wort noch vom Kampf der Seele. Die schönste That, ohne Kampf begangen, hat gar geringen Werth gegen diejenige, die durch großen Kampf errungen ist. Sie muß eine heftige Leidenschaft zur Gegnerin gehabt haben, daß der Triumph der edlen Neigung desto höher prangender seyn kann. Ich frage also, hat den Allzugütigen seine That Kampf gekostet? War es ein Reicher, der des Glückes Güter im Uebermaß besitzt, dem noch dazu sein kraftloser Leibesbau

Leidenschaften versagt — so war ja keine Gegenneigung, keine Begierde nach Genuß, keine Sorge des Darbens vorhanden — so hat sie ihn ja keinen Kampf gekostet — so ist sie keine Tugend!

Und der allzu Leutselige — hat jener Große dort, der gar vertraulich sich zum gemeinen Manne gesellt, Seelenadel, der ihn über diesen erhöhet, oder eben die Denkart, die ihn diesem gleichmacht, so ist wiederum kein Gefühl der Erhabenheit da, der Neigung, wohl zu thun, das Gegengewicht zu erhalten. Sie hat keine Gegner überwinden dürfen. Sie darf nicht triumphiren. Sie darf nicht Anspruch machen auf den glorreichen Namen von Tugend. Würde dieser Große, mit der Seele im Staub, heute noch ein Gefühl geistiger Hoheit erlangen — wer mag bestimmen, ob nicht diese seine Leutseligkeit in schwellenden Stolz ausarten würde?

So ist demnach allzuviel Güte und Leutseligkeit und große Freigebigkeit das harmonische Band von Liebe und Weisheit nicht — so hat sie keinen Kampf gekostet — so hat sie die Menschen nicht bestmöglichst glücklich gemacht — so hat sie Gott nicht nachgeahmt. — Sie ist nicht Tugend. Ich verwerfe sie ganz. —

Dieß ist ein Satz von großem Gewichte, mancher mißkannten That eine Krone zu geben oder zu nehmen. So wird mancher, den der berauschende Lobspruch der Menge — (er ist der Weisen Hohngelächter), den der Afterglanz seiner Thaten von Belohnungen träumen ließ — ha! wie einsam und verlassen dastehen am großen Gericht. Wir Menschen richten bloß die Außenseite der That. Wir messen nach den Folgen allein. Aber wie anders gebärdet sie sich vor jenem Richter, der den Gedanken, eh' er geboren war, sah, und eh' er vollbracht ward, kraft seiner Allwissenheit belohnte oder verdammte —

„Wie krümmen vor Dem der Tugenden höchste
„Sich in's Kleine — wie fleugt ihr Wesen
„Verstäubt in die Luft aus!
„Einige werden belohnt — die meisten
„Werden vergeben!!!“

Sie! die ächte Tugend des Weisen! Sie wanket ihm nicht. Sie fliehet ihn nicht. Sie höhnet ihn nicht.

„Große Wonne ist es, vor Gott gelebt zu haben, „gute Thaten um sich in vollen Schaaren zu erblicken. Sie „folgen alle nach in das ernste Gericht.“ [1]

Wo eine herrlichere That je zur Glückseligkeit der Menschen unternommen! wo eine mit mehr Liebe erdacht! wo eine mit mehr Weisheit vollendet! als die Bildung der Jugend! Sie ist mehr, denn Schaar. Auch diese, Durchlauchtigster Herzog, — folgt nach in das ernste Gericht!!!

Was also ist die Krone der Tugend? ihr größter — schönster — herrlichster Schmuck? Du, o Weisheit! Erstgeborne des Himmels! die du bist das Hauchen der göttlichen Kraft! Beuge dich nieder! große, unendliche Natur! Beuge dich nieder! erkenn' die Würde der Weisheit! Durch sie, unendliche, große Natur, bist du so meisterhaft zusammengefüget; durch sie lebt dein ewiges Uhrwerk! durch sie klingen melodisch so schön deine tausendfach zitternden Saiten! Beuge dich nieder, o Mensch! erkenn' die Würde der Weisheit! durch sie umfaßt dein gottgeadelter Geist das Meisterwerk Gottes; durch sie durchdringst du des Schöpfers erhabenen Plan; durch

[1] Im Manuscript ist es von beiden angeführten Stellen bemerkt, daß sie von Kl. (Klopstock) sind.

sie ahmst du dem fürchterlich — Herrlichen nach! Beuge dich nieder, o Mensch, erkenn' die Würde der Weisheit! —

Und du, gleich ewig in Gott, gleichen Adels im Unendlichen mit ihr — und du, o Liebe! Herrliche Tochter des Himmels! Beuge dich nieder, o Mensch! Beuge dich, Seraph, am Thron! — Betet an vor der Liebe. Durch sie seyd ihr, lebet ihr, jauchzet ihr! Durch sie die Liebe! Beuget euch — betet an vor der Liebe! Betet an vor der Liebe und Weisheit! Tugend ist das harmonische Band von Liebe und Weisheit! Betet an vor der Tugend. —

Großen Lohn gibt sie ihren Söhnen! ihren Lieblingen! — Sie nahen der Gottheit, wir stehen ferne, beten an! Du, o der du der größeste bist unter den Fürsten der Vergangenheit, Marcus Aurelius! Muster der Herrscher! Du warst der weiseste Verwalter deiner Güter! Du hast der Wohlthätigkeit einen Tempel errichtet! Du wußtest ihr am weisesten zu dienen! — Und wenn ich aus dem todten Schutt des barbarischen Heidenthums eine That empor hübe, die mir keine in den lichten Jahrhunderten übertreffen wird:

„— Die Seele von Kathmor bestrahlte der Himmel,
„Seine Thürme, die steigen am Strande von Atha. Es führten
„Sieben Steige zur Halle der Fremden. Auf jeglichem Steige
„Stund ein Gebieter und lud zum Mahl. Doch Kathmor verbarg sich
„Tief in den Wald und wollte die Stimme des Lobes nicht hören.“ [1]

[1] Im Manuscript ist Oss. (Ossian) beigefügt.

Aber was soll ich noch lange Geschichten voriger Zeiten durchirren, Muster ächter Güte und Wohlthätigkeit aus den Trümmern des Alterthums hervorzugraben!

Durchlauchtigster Herzog!

Nicht mit der schamroth machenden Lobrede kriechender Schmeichelei (Ihre Söhne haben nicht schmeicheln gelernt), nein — frei, mit der offenen Stirne der Wahrheit kann ich auftreten und sagen — Sie ist's, die liebenswürdigste Freundin Carls! Sie, die Menschenfreundin! Sie, unser aller besondere Mutter! Franziska!

Nicht der prangende Hof — die Großen Carls nicht — nicht meine Freunde — die alle glühend den Wink erwarten, in ein strömendes Lob auszubrechen — nein! die Armen in den Hütten ruf' ich jetzt auf — Thränen in den Augen! Franziska! Thränen der Dankbarkeit und Freude! Im Herzen dieser Unschuldigen wird Franziskens Andenken herrlicher gefeiert, als durch die Pracht dieser Versammlung! — Wenn dann der größte Kenner, der schärfste Richter der Tugend Tugend belohnt! — Carl! — wo hat ihn je der Schein geschminkter Tugend geblendet? — Carl feiert das Fest von Franziska! — wer ist größer, der so die Tugend ausübt, oder der sie belohnet? — Beides Gott nachgeahmet! — Ich schweige; zu klein, Carln zu loben. Ich verhülle mich, schweige — aber ich sehe, ich sehe schon die Söhne der kommenden Jahre — ich sehe sie an diesem — und noch einem Feste versammelt! Ich sehe sie irren in den Grabmälern der vorigen Edeln! Sie weinen — weinen um Carl — Würtembergs trefflichen Carl! weinen um Franziska! die Freundin der Menschen!

Wir sehen hier unsern Schiller als Festredner auftreten. Durch wiederholte Redeübungen dieser Art befestigte er sich in seinen sittlichen Gefühlen und Ideen, was von großem Einfluß auf seine Poesie war. Von der Beredsamkeit ging er zur Dichtung über, und er konnte, wie ich in meiner Biographie Schillers an vielen Stellen nachgewiesen habe, den Rhetor nie ganz verläugnen. — In dieser Rede tritt der unbändige Schiller'sche Geist schon eigenthümlich hervor, und wenn derselbe an dem Leitfaden einer angelernten Bildung bisher sittig fortging, so versetzt er sich in diesen und ähnlichen Jugendgebilden über alles Ueberlieferte schon mehr hinweg — zu seinem ursprünglichen Naturzustand, um von hier aus später zu einer eigenthümlichen Kultur zu gelangen. Meistens ist gerade das Eigenthümliche auch in diesem Aufsatz das Wildeste und Geschmackloseste. Manches geht in's Ueberschwängliche. Aus der kühnen Sprache sprudelt schon die große, wenn auch noch unpolirte Persönlichkeit Schillers hervor. Man sieht es, sein Leben athmet ganz in erhabenen sittlichen Interessen. Die sonderbare Frage ist so interessant, umfassend, geistreich und tief beantwortet, als es der Herzog Carl nicht erwartet haben mochte. Ueberall zeigt sich die große Rednergabe.

Ich habe diese Rede aus dem Nachlasse von Schillers Jugendfreund Petersen mitgetheilt, wo sie sich aber nur in einer Abschrift vorfindet. Petersen nennt diese „einen getreuen, nach der Urschrift genommenen Abdruck," die Urschrift aber besitze Herr Regierungsrath Brigeol, dem Schiller selbst sie zum Andenken gegeben habe. Derselbe Jugendfreund gibt dann über die Rede in einem hinterlassenen handschriftlichen Entwurf einer Biographie Schillers einige Nachrichten und nicht sehr beifällige Bemerkungen, welche ich hier noch folgen lasse. „Da er schon um diese Zeit in der Akademie in dem Ruf eines ausgezeichneten Kopfes stand, so ward er vom Herzog Carl zweimal als öffentlicher Redner hervorgezogen. Die früheste dieser Reden ist noch übrig.[1] Die

[1] Die spätere zweite werde ich unten mittheilen.

Frage, die er bei einer großen Versammlung, bei einer feierlichen Gelegenheit (bei dem Geburtsfest der Reichsgräfin von Hohenheim, am 10. Januar 1779) zu beantworten hatte, war freilich, wie fast alle, die der genannte Fürst selbst aufgab, etwas seltsam, windschief, wunderlich. Sie lautete nämlich: Gehört allzuviel Güte, Leutseligkeit und große Freigebigkeit im engsten Verstand zur Tugend? Allein von Schiller hätte man doch eine weit bessere Beantwortung hoffen sollen. In der Entwickelung der Begriffe findet man die gehörige Schärfe und Einheit nicht. Die Hauptgedanken sind nicht nur alle entlehnt, sondern auch großentheils unrichtig angewandt. Von den Beispielen kann man nicht sagen, daß sie glücklich gewählt sind. Die Klopstock'sche Idee von der Tugend als Gottnachahmerin ist höchst entweiht. Die Sprache ist bisweilen platt und der Vortrag allzu schubartisch, wie denn in der Rede nicht weniger als gegen sechsundvierzig Ausrufzeichen und gegen hundert und vierzehn Gedankenstriche vorkommen." Ich gestehe, daß ich weder die Ausrufungszeichen noch die Gedankenstriche nachgezählt — habe aber Alles ganz genau wiedergegeben.

Philosophie der Physiologie.

(1779.)

Plan:

Erstes Capitel.	Das geistige Leben.
Zweites "	Das nährende Leben.
Drittes "	Zeugung.
Viertes "	Zusammenhang dieser drei Systeme.
Fünftes "	Schlaf und natürlicher Tod.

I.

Das geistige Leben.

§. 1.

Bestimmung des Menschen.

Soviel wird, denke ich, einmal fest genug erwiesen seyn, daß das Universum das Werk eines unendlichen Verstandes sey und entworfen nach einem trefflichen Plane.

So wie es jetzt durch den allmächtigen Einfluß der göttlichen Kraft aus dem Entwurfe zur Wirklichkeit hinrann, und alle Kräfte wirken und in einander wirken, gleich Saiten eines Instruments tausendstimmig zusammenlautend in eine Melodie, so soll der Geist des Menschen, mit Kräften der Gottheit geadelt, aus den einzelnen Wirkungen Ursach' und Absicht, aus dem Zusammenhang der Ursachen und Absichten [1] all den großen Plan des Ganzen entdecken, aus dem Plane den Schöpfer erkennen, ihn lieben, ihn verherrlichen oder

[1] Wie Schiller später das Verhältniß von Ursach und Wirkung zu Mittel und Absicht beurtheilte, siehe in Schillers Leben Thl. 2. S. 216 ff.

kürzer, erhabener klingend in unseren Ohren: der Mensch ist da, daß er nachringe der Größe seines Schöpfers, mit eben dem Blick umfasse die Welt, wie der Schöpfer sie umfaßt — Gottgleichheit ist die Bestimmung des Menschen. Unendlich zwar ist dieß sein Ideal, aber der Geist ist ewig. Ewigkeit ist das Maß der Unendlichkeit, das heißt, er wird ewig wachsen, aber es niemals erreichen.

Eine Seele, sagt ein Weiser dieses Jahrhunderts, die bis zu dem Grad erleuchtet ist, daß sie den Plan der göttlichen Vorsehung im Ganzen vor Augen hat, ist die glücklichste Seele. Ein ewiges, ein großes, schönes Gesetz hat Vollkommenheit an Vergnügen, Mißvergnügen an Unvollkommenheit gebunden. Was den Menschen jener Bestimmung näher bringt, es sey nun mittelbar oder unmittelbar, das wird ihn ergötzen. Was ihn von ihr entfernt, wird ihn schmerzen. Was ihn schmerzt, wird er meiden, was ihn ergötzt, darnach wird er ringen. Er wird Vollkommenheit suchen, weil ihn Unvollkommenheit schmerzt, er wird sie suchen, weil sie selbst ihn ergötzt. Die Summe der größten Vollkommenheiten mit den wenigsten Unvollkommenheiten ist Summe der höchsten Vergnügungen mit den wenigsten Schmerzen. Dieß ist Glückseligkeit. So ist es dann gleichviel, ob ich sage: Der Mensch ist da, um glücklich zu seyn; oder: Er ist da, um vollkommen zu seyn. Nur dann ist er vollkommen, wann er glücklich ist. Nur dann ist er glücklich, wann er vollkommen ist.

Aber ein eben so schönes, weises Gesetz, Nebenzweig des ersten, hat die Vollkommenheit des Ganzen mit der Glückseligkeit des Einzelnen, Menschen mit Menschen, ja Menschen mit Thieren durch die Bande der allgemeinen Liebe verbunden. Liebe also, der schönste, edelste Trieb in der

menschlichen Seele, die große Kette der empfindenden Natur, ist nichts anders, als die Verwechslung meiner Selbst mit dem Wesen des Nebenmenschen. Und diese Verwechslung ist Wollust. Liebe also macht seine Lust zu meiner Lust, seinen Schmerz zu meinem Schmerz. Aber auch dieser Schmerz ist Vollkommenheit, und muß also nicht ohne Vergnügen seyn.[1] Was wäre also Mitleiden sonst, als ein Affekt, gemischt aus Wollust und Schmerz. Schmerz, weil der Nebenmensch leidet. Wollust, weil ich sein Leiden mit ihm theile, weil ich ihn liebe. Schmerz und Lust, daß ich sein Leiden von ihm wende.

Und warum die allgemeine Liebe, warum alle Vergnügungen der allgemeinen Liebe? — Einzig aus dieser letzten Grundabsicht, die Vollkommenheit des Nebenmenschen zu befördern. Und diese Vollkommenheit ist Ueberschauung, Forschung, Bewunderung des großen Plans der Natur. Ja endlich, alle Vergnügungen der Sinne, von denen an seinem Ort die Rede seyn soll, neigen sich durch mancherlei Krümmungen und anscheinende Widersprüche dennoch alle zu demselben zurück. Unwandelbar bleibt diese Wahrheit immerdar sich selbst gleich: der Mensch ist bestimmt zur Ueberschauung, Forschung, Bewunderung des großen Plans der Natur.

§. 2.

Wirkung der Materie auf den Geist.

Dieß zum Grund gelegt, schreite ich weiter. Wann der Mensch das Ganze aus dem Einzelnen hervorfinden soll, so muß er jede einzelne Wirkung empfinden. Die Welt muß auf ihn wirken. Diese ist nun theils außer ihm, theils in

[1] Man sieht, wie die Theosophie des Julius in den Philosophischen Briefen (Taschenausgabe B. 10. S. 284 ff.) in die Jugendzeit Schillers zurückgreift; vergl. Schillers Leben Thl. 1. S. 75 ff.

ihm. Was in dem innern Labyrinthe meines eigenen Wesens vorgeht, ist mehr der Gegenstand einer Psychologie, als einer allgemeinen Physiologie. Wir werden sie bei dem Leser voraussetzen, und nur da, wo die Kette des Ganzen es fordert, einen Eingriff in dieselbe wagen.

Die Wirkungen, so außerhalb meinem Selbst vorgehen, sind Bewegungen der Materie. Alle Bewegung der Materie beruht auf der Undurchdringlichkeit, einer Eigenschaft derselben, die sie vom Geist, soviel wir von ihm wissen, besonders unterscheidet. Allein wenn der Geist nicht undurchdringlich ist, wie soll die Materie auf ihn wirken, die doch nur auf das Undurchdringliche wirket? Todt muß ihm ja die lebenvolle Schöne der Schöpfung seyn, todt schlummert seine thätige Kraft im unendlich fruchtbaren Wirkungskreis; aber todt schlummert er nicht im unendlich fruchtbaren Wirkungskreis. Todt ist ihm ja die lebenvolle Schöne der Schöpfung nicht. Er ist glücklich. Er ist thätig. So muß entweder der Geist undurchdringlich seyn können, ohne Materie zu seyn. Aber wer vermag den Begriff der Materie von der Undurchdringlichkeit der Materie zu sondern? — oder muß der Geist selbst Materie seyn? Denken wäre also Bewegung. Unsterblichkeit wäre ein Wahn. Der Geist müßte vergehen. Diese Meinung, mit Gewalt ersonnen, die Erhabenheit des Geistes zu Boden zu drücken, und die Furcht einer kommenden Ewigkeit einzuschläfern, kann nur Thoren und Bösewichter bethören; der Weise verhöhnet sie. — Oder ist all unsere Vorstellung einer Welt ein einzig aus unserem eigenen Selbst hervorgesponnenes Gewebe? Wir täuschen uns, wir träumen, so wir glauben, unsere Ideen und Empfindungen von außen zu empfangen. Wir sind unabhängig von der Welt. Sie ist unabhängig von uns. Wir denken, kraft eines von Ewigkeit

festgesetzten Zusammenklangs, wie zwei gleich aufgezogene Uhren auf eine Sekunde. — So ist also die Welt ohne Absicht da. Freiheit und moralische Billigung sind Phantome. Meine Glückseligkeit ist Traum. Diese Meinung ist nichts als ein witziger Einfall eines feinen Kopfs, den er selbst nimmermehr glaubte.

Oder ist es der unmittelbare Einfluß der göttlichen Allmacht, der der Materie die Kraft auf mich zu wirken gibt? Jede meiner Vorstellungen ist also ein Wunder und widerspricht den ersten Naturgesetzen. — Hat man dadurch den Schöpfer mächtiger vorstellen wollen, so hat man sich erstaunlich geirrt. Beständige Wunder verrathen einen Mangel im Plan der Welt. Schwach, wie ein menschlicher Künstler, muß der Schöpfer an allen Orten helfen. Noch wär' er groß, aber ich kann mir ihn größer noch denken; noch vortrefflicher sein Werk. Er ist trefflich, aber nicht vollkommen; er ist groß, aber nicht der Unendliche. Oder endlich muß eine Kraft vorhanden seyn, die zwischen den Geist und die Materie tritt und beede verbindet. Eine Kraft, die von der Materie verändert werden und die den Geist verändern kann. Dieß wäre also eine Kraft, die einestheils geistig, anderntheils materiell; ein Wesen, das einestheils durchdringlich, anderntheils undurchdringlich wäre, und läßt sich ein solches denken? — Gewiß nicht!

Dem sey wie ihm wolle, es ist wirklich eine Kraft zwischen der Materie (dieser nämlich, deren Wirkungen vorgestellt werden sollen) und dem Geiste vorhanden. Diese Kraft ist ganz verschieden von der Welt und dem Geist. Ich entferne sie: dahin ist alle Wirkung der Welt auf ihn. Und dennoch ist der Geist noch da. Und dennoch ist der Gegenstand noch da. Ihr Verlust hat einen Riß zwischen Welt und Geist

gemacht. Ihr Daseyn lichtet, weckt, belebt Alles um ihn — Ich nenne sie Mittelkraft.

§. 3.

Mittelkraft.

Es mag nun diese Kraft ein von Materie und Geist verschiedenes Wesen seyn oder nicht, oder sie mag vielmehr das Einfache von der Materie seyn, dieß ist jetzo ganz gleichgültig. Mag sie dann auch selbsten Stufe und Kette mehrerer, immer sich von der Masse mehr entfernender, immer dem Geiste verwandterer Kräfte seyn, auch dieß ist mir gleichgültig. Auch gestehe ich gern, daß eine Mittelkraft undenkbar seyn mag; ich sehe auch ein, warum sie es ist. Wenn ich mir bei jeder Vorstellung nicht die Mittelkraft selbst, sondern nur ihre Veränderungen als Zeichen äußerlicher Veränderungen vorstelle, so ist sie ja von selbst aus dem Kreis meiner Vorstellungen ausgeschlossen. So sind alle meine Ideen eine Stufe unter ihr, und also materiell. Die Materie kann ich mir vorstellen, weil sie mittelbar in mich wirkt. Einen Geist sogar kann ich mir leichter vorstellen, selbst vom Schöpfer Begriffe haben, weil ich sie aus den Wirkungen meiner Seele abziehen kann. Sie aber empfind' ich weder mittelbar noch unmittelbar. Und sollte dieß der Grund für ihre Unmöglichkeit seyn? — Ich bin nicht im Stand, mir eine Veränderung ohne Bewegung vorzustellen, und dennoch bin ich überzeugt, daß das Denken keine Bewegung ist. Wer ist so ungerecht, dieß nicht auch von der Mittelkraft gelten zu lassen? Ganz philosophisch unmöglich ist sie also nicht, und wahrscheinlich braucht sie nicht zu seyn, wenn sie nur wirklich ist.

Die Erfahrung beweist sie. Wie kann die Theorie sie verwerfen?

§. 4.

Mittelkraft. Mechanische Kraft. Organ.

Da aber der materiellen Kräfte so sehr verschiedene Gattungen sind, deren jede nach andern Gesetzen wirket, so mußte jedwede Gattung besonders eine eigene Richtung gegen die Mittelkraft haben, die ihren eigenthümlichen Gesetzen entspricht. Und da ferner die Mittelkraft sich gegen jede Gattung anders verhält, so mußte auch sie gegen jede besonders eine eigene Richtung haben. Es wurden also mechanische Kräfte zwischen die Welt und die Mittelkraft gestellt, die ich die mechanischen Unterkräfte nenne; und da diese, ja selbsten meine Mittelkraft, dem ewigen zerstörenden Einfluß äußerlicher Kräfte, und selbst dem Uebermaße des Objekts ausgesetzt ist, so wurden andere mechanische Kräfte ihnen gleichsam zugeordnet, die sie beschützen. Dieß sind die Schutzkräfte. Alle diese mechanischen Unter- und Schutzkräfte in Verbindung heißen wir den Bau. Bau und Mittelkraft in Verbindung heißen wir Organ. Es wird also von selbst erhellen, daß die Verschiedenheit der Organe nicht in der Kraft liege, sondern im Bau. Es hat demnach die Veränderung in der Welt zweierlei Wege zu durchlaufen, ehe sie dem Geiste mitgetheilt werden kann. Das heißt, von der materiellen Natur geht diese Kette von Kräften gegen den Geist innerwärts fort, die ihm zur Vorstellung unumgänglich nothwendig ist. Ohne die Mittelkraft kommt keine Vorstellung in die Seele. Ohne den Bau wenigstens keine bestimmte.

Das ganze Werk der Vorstellung nennen wir Sensation, die Veränderung im Bau die Richtung, die Veränderung in der Mittelkraft die materielle Idee, die Veränderung des

Geistes auf die Veranlassung der vorigen die Idee im strengsten Verstand.

§. 5.

Eintheilung der vorstellenden Organe.

Es sind aber der vorstellenden Organe oder der Sinne zweierlei Hauptclassen. In der ersten wird das Objekt verändert durch den Bau; in der zweiten kommt es unverändert vor die Mittelkraft. Zu der ersten Classe rechnen wir die Organe nach der Verschiedenheit der äußerlichen Kräfte. Dem zitternden Licht entspricht das Aug; der zitternden Luft das Ohr; den feinsten Flächen der Körper das Organ des Geschmacks. Die zweite Classe enthält wiederum zwei Organe. Dem feinen Dunstkreis der Körper entspricht das Riechorgan oder die Nase. Den gröbern Flächen der Körper das Fühlorgan oder die ganze Maschine. Die Summe aller dieser Organe bildet das System der sinnlichen Vorstellung.

System der sinnlichen Vorstellung.

§. 6.

Nerve. Nervengeist.

Die Mittelkraft wohnet im Nerven; denn wann ich diesen verletze, so ist das Band zwischen Welt und Seele dahin. Ob aber dieser Nerv eine elastische Saite sey und durch Schwingungen wirke, oder ob er Kanal eines äußerst feinen geistigen Wesens sey, und dieß allein in ihm wirke, oder ob er ein Aggregat von Kügelchen sey, und, ich weiß nicht wie? wirke — das ist eben die Frage. Ich bin in einem Feld, wo schon mancher medicinische und metaphysische Don Quixote sich

gewaltig herum getummelt hat, und noch jetzt herum tummelt. Soll ich nun mit den alten Einwürfen die Geister der Todten in ihren Gräbern beunruhigen, oder die reizbaren Seelen der Schriftlichtodten wider mich aufreizen, oder eine neue Theorie auf die Bahn bringen, und den Deus ex machina spielen wollen? Keines von allen Dreien will ich thun, und mich begnügen, nur etwas weniges festzusetzen, das ich zur Grundlage des Ganzen nicht entbehren kann, und das ich mit Ueberzeugung glaube. Ich setze also voraus, jeder meiner Leser kenne alle Theorien, die man bisher zur Erklärung der Nervenphänomene ersonnen hat, ich hoffe, er habe sie alle geprüft, alle auf der Wage der Vernunft und Unparteilichkeit abgewogen, zweifle auch nicht, er werde schon zu einer oder der andern sich neigen. Ich selbst bin durch tausend Zweifel einmal zu der festen Ueberzeugung gekommen, daß die Mittelkraft in einem unendlich feinen, einfachen, beweglichen Wesen wohne, das im Nerven, seinem Kanal, strömt, und welches ich nicht elementarisches Feuer, nicht Licht oder Aether, nicht elektrische oder magnetische Materie, sondern den Nervengeist heiße. Und also heiße in Zukunft die Mittelkraft. Ein ewiges Gesetz hat die Veränderungen des Nervengeistes zu Zeichen der veränderten Kräfte gemacht.

Der Nervengeist ist eben der in allen Organen, und nur seine Richtung gegen die Objekte ist in jedem verschieden. Diese Richtung bekommt er durch den Nerv, seinen Kanal, und selbsten das Auge, wenigstens das gewaffnete, kann den Unterschied leichtlich entdecken. Anders nämlich beobachtet man die äußersten Enden der Nerven im Aug; anders im Ohr; anders auf der Zunge. Worinnen aber diese Verschiedenheit liege, ob in der größern oder geringern Anzahl der Geister, oder in der mehreren oder mindern Bloßstellung derselben,

oder in der schnelleren oder schwächeren Bewegung? Dieß sind Fragen, zu deren Auflösung die feinste Anatomie noch weit nicht hinreicht.

So viel von der Richtung der Mittelkraft gegen die Objekte. Jetzt noch etwas weniges von den Richtungen der Objekte gegen die Mittelkraft.

§. 7.

Die Richtung.

Unter den Organen, welche das Objekt verändern, ist das Auge das weiteste, schönste, edelste. Ich sehe die Körper, wenn ich das Zittern des Lichtes auf ihren Flächen gewahr werde. Und da nun meine Nervengeister nicht auf den Flächen dieser Körper existiren können, so müssen die Unterkräfte des Auges das Licht auf jenen eben so zittern machen, als es auf den Flächen der Körper gezittert hat. Dieß ist es, was man das Objekt malen heißt. Dieß geschieht durch die Feuchtigkeiten des Augs. Die Kräfte, die diese Feuchtigkeiten bestimmen und erhalten, werden Hülfskräfte genannt. Es sind die Membranen. Die Schutzkräfte sind die Augenlieder, die Augbrauen, die Härchen, die Thränen, die Augensalbe, der Stern u. s. w. Durch das Auge erfahre ich ursprünglich die Erleuchtung und Schattirung, die Farbe, die Gestalt der Körper. Durch die Vergleichung mit andern Vorstellungen der andern Sinne ihre Größe und Entfernung.

Ich höre einen Schall, wenn ich das Zittern der Luft empfinde, da aber die Schwingungen der Luft immer mehr ermatten, je weiter sie sich von den zitternden Saiten entfernen, daß wir also kaum das nächste empfinden würden, so müssen Unterkräfte des Ohrs die Schwingungen erhöhen und erhöht an meine Nervengeister bringen. Dazu die Knochen,

die Knorpel, die gespannten Häute, die konischen Kanäle des Ohrs u. s. w. Die Schutzkräfte des Ohrs sind wieder die Knochen, die Ohrenhärchen, die Ohrensalbe, der Dunst. Dieser Dunst in der Erstarrung des Todes verdickt, und wegen der Lähmung der zurückführenden Gefäße nicht mehr eingesogen, wird in Form einer Feuchtigkeit in den Kammern des Ohrs erblickt und hatte den Cotunni zu der irrigen Hypothese verführt, daß die Luft nicht unmittelbar auf den Nervengeist wirke, sondern mittelbar durch die Feuchtigkeiten des Ohrs. Wer wird glauben, daß der Schall, das größte Produkt der Elasticität, durch das Wasser, das am wenigsten elastisch ist, der Seele bezeichnet werde? — Durch das Ohr erfahre ich ursprünglich den Schall, mit seinen Höhen und Tiefen, durch die Vergleichung mit andern sinnlichen Vorstellungen die Elasticität, Härte, Entfernung der Körper.

Der Geschmack unterrichtet mich von den feinsten Flächen der Körper; dieß läßt sich besonders aus der Aehnlichkeit seines Baus mit dem Bau des Fühlorgans schließen. Die Vorstellungen sind von schmackhaft und unschmackhaft, scharf, süß, sauer, bitter u. s. w. Dieser Sinn aber gehört unter ein ganz anderes Capitel, daß ich ihn hier nicht zu zergliedern bedarf. Dort wird man auch einsehen, warum er unter die erste Classe der Sinne gerechnet worden ist.

Der Geruch gibt mir Vorstellungen von den feinsten Atmosphären gewisser Körper. Diese Atmosphären der Körper kommen zwar unverändert vor die Nervengeister des Riechorgans, aber es waren dann noch mechanische Kräfte von nöthen, die sie denselben entgegen führen. Dieß sind die Kräfte des Odems. Die Knochen, die Knorpel, die Membrane der Nase und der Schleim sind die Schutzkräfte. Die Vorstellungen, die wir durch den Geruch erhalten, haben

noch keine Namen, und werden durch die Namen der des Geschmacks bezeichnet. Auch dieser Sinn hat eine nähere Beziehung auf mich, von welcher anderwärts.

Das Gefühl stellt mir die gröberen Flächen der Körper vor. Es ist das Organ des Gefühls das einfachste von allen, dessen Bau keine andere Bestimmung hat, als die Geister gehörig gegen die Objekte zu bestimmen, und vor dem zerstörenden Einfluß äußerer Kräfte zu beschützen. Es gibt mehrere Arten des Gefühls. Entweder ist es allgemeines, stumpferes Gefühl, die ganze Fläche der Haut ist sein Organ, oder ist es schärferes, besonderes Gefühl, die Fingerspitzen sind sein Organ. Von dem Gefühl der Empfindung und seinen besondern Organen ist hier gar nicht die Rede. Dieß ist Gefühl des thierischen, jenes ist Gefühl des geistigen Lebens. Die Vorstellungen, die ich durch dieses erhalte, sind von Kälte und Wärme, Feinheit und Rauhigkeit, Härte und Weiche.

Das materielle Denken.

§. 8.

Das Denkorgan. Materielle Phantasie. Theorien.

Vermittelst dieser fünf Organe hat die ganze materielle Natur freien, offenen Zugang zu der geistigen Kraft. Die äußeren Veränderungen werden durch sie zu inneren. Durch sie wirft die äußere Welt ihr Bild in die Seele zurück. Und dieß ist nun der erste Grundpfeiler des geistigen Lebens: Vorstellung. Vorstellung ist nichts anders, als eine Veränderung der Seele, die der Weltveränderung gleich ist, und wobei die Seele ihr eigenes Ich von der Veränderung unterscheidet. Ich bin also in dem Augenblick ganz dasselbe, was

ich mir vorstelle, und nur die Persönlichkeit trennt mein Ich von demselben, und lehrt mich, daß es eine äußere Veränderung ist. Vorstellung aber ist noch nicht Ueberschauung, Forschung der Kräfte, der Absichten, sie ist nur der Grund, worauf dieses Geschäft ruht, der Stoff, worin der Verstand wirkt und schafft. Das zweite, das Hauptgeschäft, wäre also die Thätigkeit des Verstandes in diesem dargebotenen sinnlichen Stoff, nämlich das Denken.

Da aber Vorstellung nichts als ein einziger Actus einer einfachen Kraft ist, auf Veranlassung einer Veränderung des Nervengeists bei der Sensation (siehe Garve's Abhandlung von den Neigungen in den Acten der Berliner Akademie S. 110, 111) — da die letztere nichts anders als die Folge einer Veränderung in den sinnlichen Organen, dieser das Resultat einer Veränderung in der materiellen Welt, diese aber vorübergehend und flüchtig ist, so würde die Vorstellung eines Gegenstands eben so schnell verschwunden seyn, als ihre Ursache nimmer ist, und wenn ich mit diesem beschäftigt wäre, würde jener dahin seyn. So wäre mir demnach der Verstand, der nur durch Gegeneinanderhaltung wirket, eben so unnütz, als er es ohne Mittelkraft, ohne Organ, ohne Welt nur immer gewesen wäre. Darum mußten neue Mittelkräfte vorhanden seyn, jene sinnlichen Veränderungen des Nervengeists bei der Sensation zu fesseln und bleibend zu machen, wenn auch ihre Ursachen, die Veränderungen in den sinnlichen Organen, lange schon aufgehört haben zu wirken. Ich komme also auf ein neues Organ, das weder Sinn noch Seele ist, man nennt es gemeiniglich das allgemeine Sensorium: ich nenne es besser das Denkorgan oder das Instrument des Verstandes. In diesem Organ muß die große Welt, in so fern sie nämlich schon den Weg der sinnlichen

gegangen ist, im Kleinen bezeichnet ruhen und dem Verstande gegenwärtig seyn. (Ist es nun nicht zu vermuthen, daß selbst die Veränderung des Nervengeists bei der Sensation an der Seele vorüber gehe, und erst diese gleichartige Veränderung im Denkorgan auf sie wirke? daß also die Seele, wenn Räume sie einschließen, in diesem Organ wohne?)

Fragt sich nun, was sind die materiellen Ideen des Denkorgans oder der Phantasie, und wie werden sie von den materiellen Ideen der Sensation erzeugt? Es sind darüber mancherlei Theorien erdacht worden, die ich jetzo genauer prüfen werde.

1. Sind sie Eindrücke in dem Kanal des Nervengeists, den Nerven, von des Nervengeists Andrang verursacht? Dieß wäre also eine Veränderung im gröberen Theil des Nerven, im Bau. Für was also ein so feines, unmaterielles Wesen, wie der Nervengeist, wenn doch die plumpe, materielle Masse auf sie wirken soll? Aber ein Eindruck? Wer wird die erstaunliche Mannigfaltigkeit der Ideen, wer ihre unmeßbaren Abstechungen von Lebhaftigkeit zu Mattigkeit aus der Form oder der Tiefe des Eindrucks erklären? Wer begreift es, wie ein Eindruck, ein leidender, todter, ruhender Eindruck, etwas Verneinendes auf die Seele wirkt? Ich muß mir ja schlechterdings alle Einwirkung als Bewegung vorstellen, und hier nehme ich gerade das Gegentheil an. Ferner: wie kommt es, daß nicht der Strom der Geister, der unaufhörlich an den Wänden der Nerven hinauf und hinabeilt, diese Eindrücke nicht bald ausgelöscht hat? Entweder müssen sie so fein, und hingegen der Nervengeist so erstaunlich grob seyn, daß er sie nicht auslöschen kann, oder muß umgekehrt der Nervengeist so außerordentlich fein, sie aber so grob gegen ihn seyn, daß er sie darum nicht auslöschen kann. Im ersten

Fall ist die Theorie vom Nervengeist umgestoßen; seine Geschwindigkeit, seine Wirksamkeit, seine geistige Natur ist nicht mehr. Selbst Haller wird das nicht zugeben. Im andern Fall — aber das Monstrum mag ich nicht aushecken. Noch mehr. Da auch die Nervenkanäle von ihren Bestandtheilen verlieren, und neue Theile an die verlorne Stelle treten, so frage ich also: Sind diese Theile des Verlustes größer, als der Umfang des Eindrucks, oder sind sie unendlich kleiner? Ist das Erste, so würde jeder Pulsschlag mehrere Ideen losreißen, Ideen wegschwemmen der Harn, Ideen wegdünsten der Schweiß. Ist das Zweite, so muß der Eindruck wieder erstaunlich grob angenommen werden, weil die Theile des Verlustes und des Ersatzes nicht mehr Elemente sind. Wird man sagen, die Narben erhalten sich ja auch, trotz Verlust und Ersatz, bis in's späteste Alter, sollten nicht auch die Eindrücke? Ohne Anstand; wer sich den Eindruck als Narben vorstellen kann; aber wehe dir dann, schöner Organismus des Denkens, wehe deiner Natur, einfacher Geist! Diese Meinung wird in der Folge noch mehr verlieren, wenn von der Association die Rede seyn wird. Sie ist indeß ein Geschenk des Himmels für Leute, die sich lieber am Handgreiflichen halten, als die Sache selbst nach gesunden Begriffen wägen, denn diesen Vorzug muß ich dieser Theorie einmal lassen, daß sie sich mit Händen greifen läßt. Vernünftiger schon denken die, so die materielle Idee der Phantasie

2. in Bewegungen des Nervengeistes setzen, harmonisch mit jenen ursprünglichen in den sinnlichen Geistern. So bleibt doch der gesunde Begriff von Nervengeist und Seele unangetastet, und wird gerade da gewonnen, wo die erste verloren. Nämlich die Erfahrung lehrt, daß die Phantasie rascher und lebendiger ist, wenn das Blut mit Fluges Eile

durch seine Adern eilt, daß unter heftigen Fieberwallungen Ideen oft bis zur Furie lebhaft werden, da im Gegentheil beim trägen Puls der Phlegmatischen die Folge der Ideen äußerst matt und langsam ist. Bestünden nun die materiellen Ideen in Eindrücken, so müssen sie um so matter seyn, je schneller die Säfte wallen, weil sie dann ausgelöscht würden; ist aber die materielle Idee Bewegung, so ist Alles bewiesen. Zugleich kann ich mir doch einen thätigen Einfluß dabei denken, bei dem todten Eindruck konnt' ich es nicht. Ich kann mir bei der Bewegung des Nervengeists eine Einwirkung auf ein materielles Wesen denken, bei dem Eindruck in den Kanal konnt' ich es ohne Schamröthe nicht. Aber auch diese Theorie reicht nicht hin, alle Einwürfe wegzuräumen, alle Erscheinungen des materiellen Denkens zu erschöpfen. Auch sie wird uns im Artikel von der Association im Stiche lassen, wo wir ihrer doch am meisten bedürfen. Oder sind vielleicht die materiellen Ideen der Phantasie

3. Schwingungen saitenartig gespannter Fibern, deren Summe und Zusammenhang das Denkorgan ausmacht. Wer wird glauben, daß die mehrere oder mindere Spannung dieser Fibern mit jener unbeschreiblichen Mannigfaltigkeit der sinnlichen und abstrakten Ideen mit ihren mannigfaltigen Graden in Vergleichung komme? Die erstaunliche Mannigfaltigkeit der elastischen Körper gibt uns doch nur wenige wesentlich verschiedene Töne; die erstaunliche Mannigfaltigkeit von Körpern, die das Licht zittern machen, gibt uns doch nur sieben verschiedene Farben. Und doch sollen diese Denkfibern alle Töne, alle Farben, alle andern unendlich mannigfaltigen sinnlichen und geistigen Vorstellungen bezeichnen können, auch hat die Zergliederungskunst und die Analogie und nichts im ganzen Bau des Menschen nur einen Wink zu dieser Theorie

gegeben. Der Zergliederer hat das Denkorgan unter allen Theilen des Körpers am wenigsten elastisch, am weichsten gefunden. Sie ist lediglich nichts als nackte Theorie, und wird im Artikel von den Associationen vollends ihr Haupt sinken lassen.

Aus der ungefähren Combination der drei Theorien, so ungefähr, wie sich die Elemente des Epicurus ergriffen haben mochten, ist des Herrn Bonnets Hypothese entstanden. Mit unverzeihlichem Leichtsinn hüpft der französische Gaukler über die schwersten Punkte dahin, legt Dinge zum Grund, die er niemals beweisen kann, zieht Folgen daraus, die kein Mensch, ausgenommen ein Franzose, wagen kann. Seine Theorie mag seinem Vaterland gefallen, der schwerfällige Deutsche entrüstet sich, wenn er den Goldstaub weggeblasen, und unten nichts als Luft sieht.

§. 9.

Association. Anwendung der Theorien.

Sind aber die materiellen Ideen der Phantasie immer in demjenigen Zustand der Lebhaftigkeit, daß sie der Seele Vorstellungen machen können, oder sind sie es nicht?

Das Erste kann nicht seyn, sonst müßten wir ja schlafend und wachend ununterbrochen denken, so könnten wir nicht mit Ordnung denken. Ist das Zweite, so müssen zukommende Ursachen seyn, die die gleichsam Schlummernde erwecken und vor die Seele bringen.

Und das sind nun neue, sinnliche, oder durch diese andere belebte Phantasieideen, welche Kraft einer Verwandtschaft von Zeit oder Ort oder Wirkung einen Bezug auf die Schlummernde haben, und durch die innere Mechanik des Denkorgans an dieselbe geordnet werden. Es soll z. E. die

materielle Idee einer Quelle im Denkorgan schlummern. Jetzt lassen wir durch den Weg der Sinne den Namen Quelle in das Denkorgan gelangen, so wird diese Veränderung in demselben auf Veranlassung des Namens Quelle durch die Mechanik desselben an die schlummernde materielle Idee der Quelle geordnet werden. Diese wird jetzo erweckt, wirkt auf die Seele, und gibt ihr die Vorstellung einer Quelle, aber freilich schwächer, als die ursprünglich sinnliche gewesen. Aber die neuauflebende materielle Idee der Quelle wird jetzo die nächst an sie gränzende, meinetwegen eines Menschen, der damals am Baume stund, oder eines Schalles, der damals gehört ward, eben so erwecken, als sie selbst von der sinnlichen erweckt ward, und die Seele wird eine Vorstellung von jenem Menschen oder jenem Schalle bekommen. Diese auflebende Idee wird ihre Nachbarin erwecken, diese wieder, die Seele wird wiederum Vorstellungen bekommen u. s. f., so unaufhörlich nach allen Seiten fort, bis wiederum eine neue sinnliche Idee anderer Art dieses Kettensystem unterbricht und ein neues beginnt. Und das ist nun die Reihe der Vorstellungen, gegründet auf die Association; diese aber ist auf die Verwandtschaft nach Zeit und Ort oder Wirkung gebaut. Jetzt wollen wir obige Theorie darauf anwenden und untersuchen, welche von allen uns am meisten befriedigt.

Zuerst also von den Saitenschwingungen. Ich will einen analogischen Beweis von den Tönen und Farben entlehnen, der ihnen außerordentlich günstig scheint. Wenn ich in ein dunkles Zimmer allerlei Farben bringe, und durch einen schwachen Ritz auf eine derselben, als z. E. die rothe ist, Licht einlasse, so werden alle rothe Farben im Zimmer sichtbar werden, die andern alle unsichtbar bleiben. Wenn ich zwei

Claviere neben einander stelle und auf einem derselben eine Saite rühre und einen Ton angebe, so wird auf dem andern Clavier die nämliche Saite und keine andere ohne mein Zuthun zittern, und eben den Ton, freilich matter, angeben.

Wir könnten also sagen: die Stelle des ersten Claviers vertritt die Welt, so wie sie sich in den sinnlichen Organen befindet, die Stelle der Luft der Nervengeist. Die Stelle des zweiten Claviers das Denkorgan. So viel Saiten sind in der sinnlichen Welt als Objekte. So viel Fibern im Denkorgan als Saiten in der sinnlichen Welt, und beede, die Welt und das Denkorgan, und die Saiten in jener und die Fibern in dieser sich eben so genau entsprechend, als die beeden Claviere, als ihre Saiten sich entsprochen haben.

Es sollen also gewisse Saiten in den sinnlichen Organen zittern. Dieses Zittern pflanzt der Nervengeist bis in das Denkorgan fort. Die Seele empfindet es, das ist die sinnliche Idee. Jetzt, welche Fibern werden zittern? Keine andern als die, welche den Weltfibern gleich sind in allem. Welche Idee wird die Seele bekommen? Keine andere als die nämliche, sowie die Saite des zweiten Claviers nur den Ton des ersten angegeben hat. Die rothe Farbe wird mich nur an die rothe erinnern, so wie die rothe Farbe im dunkeln Zimmer nur die rothe wieder sichtbar macht. Ist das nun Association? Das ist nichts als ein Echo der nämlichen Idee, das zu nichts nütze ist. Gesetzt aber, es fände wirklich eine Association bei dieser Mechanik statt, was folgt weiter? Man muß annehmen, daß alle Gegenstände entsprechende Fibern schon vorher im Denkorgan haben, ehe sie sinnlich empfunden werden. Gesetzt also, ich sehe das Meer. Das Meer erinnert mich an ein Schiff. Das Schiff an den amerikanischen Krieg. Die Fibern dieser verschiedenen Ideen müssen also sich irgendwo

gleich seyn, daß die eine die andere in Bewegung setzt. Gesetzt aber, ich hätte noch kein Schiff gesehen, ich hätte noch von keinem amerikanischen Krieg gehört, so müßte ich mich also, wenn die Meerfiber in Bewegung kommt, an ein Schiff, an den amerikanischen Krieg erinnern, ehe ich sie sinnlich empfunden habe. Was Bonnet zur Beantwortung dieses Einwurfs vorbringt, findet hier gar nicht statt.

Von monströsern Folgen dieser Theorie will ich nichts mehr sagen, denn jeder wird nun wohl von ihrem Ungrund überzeugt worden seyn. Ich habe nicht nöthig gefunden, sie anders als mit ihren eigenen Waffen anzugreifen, und meine Absicht ist erreicht.

Ich nehme also meine Zuflucht zu der Zweiten, diese führt mich in eben das Labyrinth. Ich muß nothwendig annehmen, daß jede Idee, auch die einfachste, ihren eigenen Geistern, ihren eigenen Kanälen entspreche. Diese Kanäle haben einen bestimmten Platz, den sie so wenig verändern, als die Blutadern den ihrigen. Zudem, so muß ich nach der schärfsten Beobachtung des Herrn von Haller zugleich annehmen, daß kein Kanal mit dem andern anastomisire, sondern jeder einzeln von der äußersten Spitze im sinnlichen Organ bis an das Ende der sondernden Ader fortläuft. Nun aber sind die Associationen äußerst willkürlich, unendlich zufällig und mancherlei, und doch haben die Kanäle nur einen bestimmten Platz, und doch anastomisiren die Geister nicht.

Eben diese Schwierigkeit und noch mehr finden sich bei der Theorie von den Eindrücken. Hier ist noch das Unbegreifliche, wie ein Eindruck in Bewegung kommt, daß er der Seele eine Vorstellung macht. Ein Eindruck in Bewegung? Ich kann dieß nicht weiter auseinander setzen, wenn ich meinem Leser nicht das Denken absprechen will. Freilich

ist es wahr, daß mancher vermeiden wird, darüber zu denken, um die Blöße seiner Meinung nicht sehen zu dürfen, und den Anker seines Verstandes in diesem sternlosen Meer nicht vollends zu verlieren. — Aber wie Haller so auf der Oberfläche schweben konnte, das begreife ich nicht. Haller ist zu groß, als daß er durch diesen Irrthum verlöre. Quandoque bonus dormitat Hallerus.

Da ich nun die materielle Association nicht aus der Mechanik des Denkorgans erklären kann, weil diese bestimmt und ewig, jene aber unendlich mannigfaltig und veränderlich ist, soll ich die Seele zum ordnenden Principe machen, soll ich annehmen, daß sie bei jeder sinnlichen Idee das ganze Heer der schlummernden im Denkorgan durchlaufe, um die ähnliche zu finden? So müßte sie sich also alle vorstellen, so müßte sie alle mit der sinnlichen vergleichen, sie müßte das ganze Werk des Denkens vollenden, um eine einzige Vorstellung zu bekommen. Nein, die Association muß schlechterdings in den materiellen Ideen ihren Grund haben, wenn wir sie schon nicht nach unseren mechanischen Gesetzen erklären können. Aber es verräth einen kranken Verstand, nur ein Bestreben zu äußern, diesen Mechanismus zu finden, ihm aber wirklich weiter nachzuhängen, wäre der nächste Weg, ihn vollends zu verlieren. In der That, ich habe den Kitzel nicht, und finde es meiner Absicht gemäßer, Theorien umzustoßen, als neuere und bessere zu schaffen oder schaffen zu wollen. Thät' ich das, so wäre nicht erst ein Abdera nöthig, um mir mit Nießwurz aufzuwarten.

§. 10.

Wirkung der Seele auf das Denkorgan.

Die materielle Association ist der Grund, auf welchem

das Denken ruht, der Leitfaden des schaffenden Verstandes. Durch sie allein kann er Ideen zusammensetzen und sondern, vergleichen, schließen, und den Willen entweder zum Wollen oder zum Verwerfen leiten. Diese Behauptung dürfte vielleicht der Freiheit gefährlich scheinen. Denn wann die Folge der materiellen Ideen durch den Mechanismus des Denkorgans, der Verstand aber durch die materiellen Ideen, der Wille durch den Verstand bestimmt wird, so folgte, daß zuletzt der Wille mechanisch bestimmt würde. Aber man höre weiter.

Die Seele hat einen thätigen Einfluß auf das Denkorgan. Sie kann die materiellen Ideen stärker machen und nach Willkür darauf haften, und somit macht sie auch die geistigen Ideen stärker. Dieß ist das Werk der Aufmerksamkeit. Sie hat also Macht auf die Stärke der Beweggründe, ja sie selbst ist es, die sich Beweggründe macht. Und jetzt wäre es ziemlich entschieden, was Freiheit ist. Nur die Verwechslung des ersten und zweiten Willens hat den Streit darüber verursacht. Der erste Wille, der meine Aufmerksamkeit bestimmt, ist der freie, der letzte, der die Handlung bestimmt, ist ein Sklav des Verstandes; die Freiheit liegt also nicht darin, daß ich das wähle, was mein Verstand für das Beste erkannt hat (denn dieß ist ein ewiges Gesetz), sondern daß ich das wähle, was meinen Verstand zum Besten bestimmen kann. Alle Moralität des Menschen hat ihren Grund in der Aufmerksamkeit, d. h. im thätigen Einfluß der Seele auf die materiellen Ideen im Denkorgan.

Wiederum eine materielle Ideekraft dieses thätigen Einflusses öfters in starke Lebhaftigkeit gesetzt, so wird sie endlich eine gewisse Stärke auch nachher noch beibehalten, und gleichsam deuteropathisch vor allen hervorstechen. Sie wird die Seele

treffender rühren. Sie wird in allen Associationen dem Verstand mächtiger sich aufdringen, ihn mächtiger bestimmen, sie wird die Tyrannin des zweiten Willens werden, da der erste Wille gar nicht ausgeübt war. So kann es Leute geben, die zuletzt mechanisch Gutes oder Böses thun. Anfangs hatten sie es frei, moralisch gethan, da nämlich ihre Aufmerksamkeit noch unbestimmt war. Jetzo aber ist die Idee auch ohne Aufmerksamkeit die lebhafteste, sie fesselt die Seele an sich, sie herrscht über den Verstand und Willen. Hierin liegt der Grund aller Leidenschaften und herrschenden Ideen, und zugleich der Fingerzeig, beede zu entnerven.

Wenn die Seele ihre Aufmerksamkeit auf mehrere Ideen heftet, und solche in andere Associationen bringt, so sagt man: sie erdichtet. Wenn sie ihre Aufmerksamkeit auf einzelnen Bestimmungen mehrerer Ideen ruhen läßt, und solche aus ihren Associationen heraus denkt, so sagt man, sie sondert ab. Jene durch Erdichtung in neue Associationen hineingedachten, diese durch Absonderung aus ihren Associationen herausgedachten Ideen fesselt sie besonders im Denkorgan wieder, ja selbst das Bewußtseyn ihrer selbst bei diesen Wirkungen scheint sie in materiellen Formen zu fesseln, weil sie dieß Bewußtseyn zugleich wieder mit den alten Ideen zurückbringt. In diesem Fall sagen wir: sie erinnert sich wieder. Wenn die Seele, kraft ihrer Aufmerksamkeit, eine materielle Idee stärker erschüttert, so wird diese die nächst angränzende auch stärker erschüttern. Die Association wird also rascher, lebhafter werden. Dieß thun wir, wenn wir uns auf etwas besinnen oder unsere Phantasie spielen lassen. Die Aufmerksamkeit also ist es, durch die wir phantasiren, durch die wir uns besinnen, durch die wir sondern und dichten, durch die wir wollen. Es ist der

thätige Einfluß der Seele auf das Denkorgan, der dieß alles vollbringt.

Und also ist das Denkorgan das wahre Tribunal des Verstandes, ebenso diesem unterworfen, als dieser ihm unterworfen ist. Ganz ist er dann abhängig bis auf die Aufmerksamkeit. Darum kann die Verwirrung der Geister in der Krankheit, wenn sie bis in dieses Organ hinein fortgepflanzt wird (und wie leicht wird sie das), den Weisesten zum lächerlichsten Thoren, den Denker zum Einfaltspinsel, den Sanftmüthigsten zu einer Furie verkehren. Ganz ist es abhängig von dem Verstand, bis auf den Einfluß der Sensation, darum kann ein richtiger Verstand das richtigste Gedächtniß hervorbringen, darum kann ein immer thätiger Verstand es durch Ueberspannung zerstören; beedes beweisen die Beispiele großer Denker, der Garves, der Mendelssohns, der Swiffts, die das Instrument ihres Verstandes verstimmt haben, daß es keinen rechten Laut mehr von sich gibt. Und weil es dann so genau mit der Denkkraft zusammenhängt, so hab' ich es das Denkorgan genannt, aber nicht, als ob ich das Denken als eine Folge des Mechanismus betrachtete.

§. 11.

Empfindungen des geistigen Lebens.

Meine Seele ist nicht allein ein denkendes, sie ist auch ein empfindendes Wesen. Dieß allein macht sie glücklich, jenes allein macht sie des Letztern fähig. Wir werden sehen, wie genau der Menschen-Schöpfer Denken an Empfinden gebunden hat. Empfindung ist derjenige Zustand meiner Seele, wo sie sich einer Verbesserung oder Verschlimmerung bewußt ist; darin also von der Vorstellung unterschieden,

daß sie hier nur den Zustand eines äußern Wesens, dort aber ihren eigenen empfindet.

Ich sehe den Sonnenhimmel, den Sternenhimmel, ich sehe einen verwirrten Haufen Steine, ich höre eine Quelle murmeln, ein Saitenspiel erschallen. Ich höre das Gekrächz eines Raben. In allen diesen Verwandlungen meines Zustandes ist etwas Allgemeines, die Vorstellung eines äußern Gegenstandes. Aber wie sehr verschieden ist nicht auf der andern Seite mein Zustand bei jeder dieser Vorstellungen? Den Sonnenhimmel sehe ich gern, den Sternenhimmel sehe ich noch gerner. Von dem Steinhaufen kehre ich mein Auge weg. So höre ich auch der Quelle Gemurmel gern, noch gerner das tönende Saitenspiel. So wünsche ich mein Ohr vor dem Gekrächz des Raben zu verstopfen. Was mich ergötzt, nenne ich melodisch und schön, häßlich und unmelodisch, was mich verdrießt.

Aber Kraft des ersten Gesetzes, das an der Spitze dieser Darstellung des Menschen steht, darf mich nichts ergötzen, als was mich vollkommener macht; nichts verdrießen, als was mich unvollkommener macht. Macht mich nun das Melodische, das Schöne vollkommener als das Unmelodische, das Häßliche? Oder mit andern Worten, ist es mein eigener Zustand, der verbessert oder verschlimmert wird, —

Hier endigt das Manuscript, welches wahrscheinlich eine reinere Abschrift des fertigen Aufsatzes werden sollte, mit einem Comma. Dasselbe ist in ganz gleichmäßiger Schrift höchst reinlich und sorgfältig geschrieben, und ist jetzt im Besitz der Familie des verstorbenen Professors Conz in Tübingen, welcher ein genauer

Freund Schillers war. Wir verdanken dieses wichtige, bisher noch nicht gedruckte Monument des Schillerschen Geistes der Mittheilung des Herrn Dr. Eyth in Kirchheim an der Tauber. Frau von Wolzogen gibt uns in ihrem Leben Schillers, Thl. 1. S. 22 f., von dieser Schrift folgende Nachricht: „Nicht nur wurde er von seinen Lehrern für einen der vorzüglichsten Schüler gehalten, er erhielt auch bei den jährlichen öffentlichen Prüfungen mehrere Preise. Was für seine Kenntnisse, besonders in der Physiologie, noch stärker beweist, ist eine Abhandlung, welche er zuerst deutsch unter dem Titel: Philosophie der Physiologie, und sodann auch lateinisch ausarbeitete, und in der letzten Gestalt als Probeschrift vorlegte. Da diese Abhandlung nicht gedruckt wurde, und der Verfasser in der Folge wenig Werth darauf legte, ging sie wahrscheinlich verloren. Gewiß wäre sie der Aufbewahrung werth gewesen, nicht nur als ein zuvor nie gemachter, wohlgelungener Versuch, die Physiologie wissenschaftlich zu bearbeiten, sondern auch als Beweis, wie gut Schiller schon damals schrieb." — Schiller selbst erwähnt in einem später mitzutheilenden Brief an seinen Vater vom 4. Februar 1790 dieser Abhandlung „als einer medicinischen Dissertation, die nicht gedruckt worden sey."

Wie sehr ist es zu beklagen, daß wir nur ein Fragment von ihr übrig haben! Von fünf Capiteln ist uns nicht einmal das erste mehr vollständig übrig. Welch einen hohen Begriff gibt uns dieses Fragment von dem architektonischen Scharfsinn, der frühen und großen Ausbildung und dem wissenschaftlichen Selbstvertrauen des neunzehnjährigen Jünglings! Wir sehen, wie der Mensch von Anfang an der Mittelpunkt seines Nachdenkens wurde, und müssen den Verfasser bewundern, daß er trotz dieser eindringenden, umfassenden Studien noch Dichter seyn und bleiben konnte.

Die Tugend, in ihren Folgen betrachtet.

Rede

zur Feier des Geburtsfestes

der

Frau Reichsgräfin von Hohenheim,

auf gnädigsten Befehl

Seiner Herzoglichen Durchlaucht

verfertigt

vom

Eleve Schiller.

(1780.)

Durchlauchtigster Herzog!

Erlauchte Gräfin!

Wenn je etwas ist, das ein jugendliches Herz mit Liebe zur Tugend erwärmen kann, so ist es gewiß die Aussicht in ihre erhabenen Folgen. Jedes fühlende Gemüth wird mit brennendem Eifer der göttlichen sich weihen, wenn es einmal mit voller Ueberzeugung weiß, daß nur Vollkommenheit, nur Glückseligkeit ihre Folgen sind. Denn wonach ringt die Seele des Jünglings — als nach diesem einigen Ziele? wenn sie den großen Gedanken denkt, daß nur Tugend den Menschen zum Abglanz der unendlichen Gottheit macht — denn wonach

schmachtet die Seele des Jünglings, als nach diesem nie zu umfassenden Urbild? — Es ist also die Frage: **Wie ist die Tugend in ihren Folgen betrachtet?** desjenigen vollkommen würdig, der, ein Vater in Mitte einer jauchzenden Jugend, den göttlichen Wunsch äußerte: „o daß ich Alle glücklich machen könnte!“ — vollkommen würdig, an diesem Freundschaftsfeste feierlich beantwortet zu werden.

Erlauchte Gräfin!

Wenn wir uns den Menschen als einen Bürger des großen Weltsystems denken, so können wir den Werth seiner Handlungen nach nichts besser bestimmen, als nach dem Einfluß, den sie auf die Vollkommenheit dieses Systems haben. Wenn wir noch weiter gehen, wenn wir finden, daß alle Räder, alle treibenden Kräfte des großen Systems nur darum so innig in einander greifen, nur darum so harmonisch zusammen stimmen, damit der geistige Theil der Schöpfung dadurch vollkommener werde, der empfindende angenehmer, stärker empfinde, der denkende höher, umfassender denke, so können wir jede moralische Handlung nur nach dem Maße schätzen oder verdammen, nach welchem sie mehr oder weniger zur Vollkommenheit der geistigen Wesen mitgewirkt hat. Ja, wenn wir dann noch höher hinauf steigen, wenn wir finden, daß alle Vollkommenheit der geistigen Wesen die Nachahmung, das Wohlgefallen, die Verherrlichung der Gottheit zum äußersten Ziele hat, so muß diese Gleichheit, diese Uebereinstimmung mit den Eigenschaften der Gottheit, dieses ihr Wohlgefallen, diese ihre Verherrlichung der Maßstab aller moralischen Handlungen seyn. Jedwede Handlung eines Geistes also, jedweder Gedanke, ja ich darf sagen jedwede Empfindung macht sich des herrlichen ehrenvollen

Namens von Tugend würdig, wenn sie die Vollkommenheit der Geister zum Zwecke hat, wenn sie mit dem Wesen des Unendlichen übereinstimmt, mit seinen Absichten harmonisch geht, wenn sie seine Größe verherrlicht. Jedwede im Gegentheil macht sich des schändenden Namens von Laster schuldig, wenn sie die Geister unvollkommener macht, wenn sie mit den Eigenschaften des höchsten Wesens mißlautet, wenn sie seine Absichten verfehlet. — Vollkommenheit der Geisterwelt wäre also die erste Folge der Tugend.

Noch herrscht ferner ein ewiges Gesetz in der empfindenden und denkenden Natur, daß nämlich Vollkommenheit des Ganzen mit der Glückseligkeit des einzelnen Wesens im innigsten Bunde stehe. Kraft dieses Gesetzes wird uns das allezeit ergötzen, was das Ganze vollkommener, das allezeit schmerzen müssen, was das Ganze unvollkommener macht. So zieht also jene allgemeine Folge der Tugend, Glückseligkeit des Ganzen, eine zweite und innere nach sich, Glückseligkeit des einzelnen Wesens, das tugendhaft handelt.

Dieß Alles kurz zusammengefaßt, können wir sagen: Derjenige Zustand eines denkenden Geistes, durch welchen er am fähigsten wird, Geister vollkommener zu machen, und durch Vervollkommnung derselben selbst glückselig zu seyn, dieser Zustand wäre die Tugend. — Und worin wird nun dieser Zustand bestehen? — Diese Frage unwidersprechlich bestimmt zu beantworten, müßte mein Auge in die verworrensten Tiefen der menschlichen Seele gedrungen seyn, müßte mein Verstand alle Gedanken der Menschen umfaßt und vereiniget haben. Beinahe ein jeglicher Philosoph — ja was sag' ich? jeder denkende Geist schafft sich aus seinem eigenen Gedankensystem ein eigenes Gebäude von Tugend

und Laster, und obschon Alle nur Einem Zwecke entgegen arbeiten, so sind sie doch in Bestimmung desjenigen Zustandes, durch welchen sie ihn erreichen sollen, unendlich getheilt.

Werd' ich wohl jedes noch wankende System von Tugend vollends zu Boden stürzen, werd' ich ihr wohl ihren festen ewigen Charakter anerschaffen, wenn ich sie mit den größten Weisen dieses Jahrhunderts weises Wohlwollen heiße? —

Ein weiser, wohlwollender Geist also macht die Geisterwelt vollkommener, glücklicher. — Dieß sind die äußern Folgen der Tugend. Er macht sich selbst vollkommener, glücklicher. — Dieß sind die innern Folgen der Tugend.

Und diese zwei Standpunkte sind es, aus denen ich nun die mir gnädigst aufgegebene Frage zu entwickeln suchen werde.

I.

Folgen der Tugend auf das Ganze.

Nicht geringer, als die allwirkende Kraft der Anziehung in der Körperwelt, die Welten um Welten wendet, und Sonnen in ewigen Ketten hält, nicht geringer, sag' ich, ist in der Geisterwelt das Band der allgemeinen Liebe. Liebe ist es, die Seelen an Seelen fesselt; Liebe ist es, die den unendlichen Schöpfer zum endlichen Geschöpfe herunter neigt, das endliche Geschöpf hinaufhebt zum unendlichen Schöpfer; Liebe ist es, die aus der gränzenlosen Geisterwelt eine Einzige Familie und so viele Myriaden Geister zu so viel Söhnen eines allliebenden Vaters macht. Liebe ist der zweite Lebensodem in der Schöpfung; Liebe das große Band des Zusammenhangs aller denkenden Naturen. Würde die Liebe im Umkreis der Schöpfung ersterben, — wie bald — wie bald würde das

Band der Wesen zerrissen seyn, wie bald das unermeßliche Geisterreich in anarchischem Aufruhr dahintoben, eben so, als die ganze Grundlage der Körperwelt zusammenstürzen, als alle Räder der Natur einen ewigen Stillstand halten würden, wenn das mächtige Gesetz der Anziehung aufgehoben worden wäre.

Dieses allgemeinen Geisterzusammenhangs erste Folgen sind gegenseitige Ausbildung der Seelenfähigkeiten, Ergänzung, Erweiterung, Verfeinerung der Begriffe, Richtung des Willens nach dem Vollkommenen. So kann die Wissenschaft des Einen in die Seele des Andern fließen; so kann der rohe Gedanke des Einen durch die schärfere Denkkraft des Andern verfeinert werden. So kann ein doppelter Verstand das zur Reife bringen, was einem einfachen undurchdringlich war. So kann das jugendliche Feuer eines brausenden Geistes durch den bedachtsamern Ernst des reifern Mannes milder und mäßiger werden. So kann der ersterbende Trieb zur Tugend in diesem durch die wärmere Tugendliebe in jenem in neue Flammen auflodern. So kann sich Seele in Seele spiegeln; so der Schöpfer selbst sein großes Bild in menschliche Seelen zurückwerfen. So kann Wonne des Freundes in die Seele des Freundes hinüber jauchzen. — Vollkommenheit der höhern Geisteskraft wäre also die erste Folge dieses Zusammenhangs. — Dieser Zusammenhang ist die Folge der Liebe.

Groß also sind die Folgen der Liebe. Die ganze Sphäre der Geister ist ihr unendlicher Kreis. Aber wenn es auch nicht die ganze Sphäre der Geister ist, so kann sie doch thätig seyn in einer kleinen, und durch diese kleine rückwärts thätig in die große, in die unendliche. Die Liebe, die den Vater an den Sohn, den Sohn an den Vater fesselt, die einen Weisen zum Lehrer eines vielleicht verlassenen

Jünglings macht, kann mächtig wirken auf die Harmonie des Ganzen.

Wenn sie in dem Jüngling einen Antonin, einen Trajan auf den Thron setzt, oder an den Ufern des Eurotas einen Lykurg erschafft, wenn sie aus dem Sohn einen Montesquieu, einen Gellert, einen Haller, einen Addison bildet, so kann sie das ganze Menschengeschlecht — ja was sag' ich? — eine ganze Kette von Menschengeschlechtern mit dem Lichte der Wahrheit erleuchten und näher rücken ihrem erhabenen Ziel (denn vielleicht führt Gellerts Moral und Addisons Beispiel noch in künftigen Jahrhunderten irrende Seelen zur Wahrheit zurück). — Aber eben so leicht kann das Laster eines Einzigen in tausend unverwahrte Seelen sein süßes Gift einhauchen. So kann es eine Kette von Menschenaltern ferne von ihrer hohen Bestimmung in das alte barbarische Dunkel thierischer Wildheit zurückstoßen. So hat sich der unvollkommene Geist eines Lamettrie, eines Voltaire auf den Ruinen tausend verunglückter Geister eine Schandsäule aufgerichtet, ihres Frevels unsterbliches Denkmal! —

Aber noch einmal wollen wir jene fruchtbare Wahrheit zurückrufen, noch einmal vor unsere Seele stellen: — „daß nämlich ein vollkommener Geist eine ganze Geisterwelt vollkommener machen könne" — Meine Freunde! welche Sonne rückt vor meine staunende Seele! Sehe ich nicht ein Gewimmel von Menschengeschlechtern sich zu dem Grabmal eines Fürsten — (ach eines Fürsten, den ich Vater nennen darf,) hinzudrängen, seh' ich sie nicht weinen, jauchzen, beten über dem Grabmal des Herrlichen? Was? eine Welt auf dem Grabmal eines Einzigen? Tausend — Millionen segnen einen Einzigen? Er allein war's, meine Freunde, der eine bildungslose Jugend aus allen Gegenden der Welt in seine

väterlichen Arme rief, der Strahlen der Weisheit in tausend jugendliche Seelen goß, der jeder Sphäre von Erkenntniß tüchtige Männer erschuf, der, wenn von diesen Tausenden nur zehn das große Siegel ihres Erziehers nicht verläugnen, der Menschheit dereinst neue Solone, neue Platone aufstellen wird. Und wenn ein Einziger vollkommener Geist einen so großen Schauplatz der Wirkung hat, wie weit hat nicht der große Menschenbildner durch seine gebildete Jugend in die Harmonie des Ganzen hineingewirkt! Er allein, weil er immer tugendhafter zu werden sucht, Er allein, weil er ein Nachahmer der Gottheit auf Erden ist. — Allmächtige Tugend, die du dich in den Busen des Fürsten niederließest, und von hieraus die Herzen der Menschen angelst, durch dieses Einzige Fürstenherz hast du dir eine Welt unterworfen!!! —

Und wenn nun dieser große Freund der Tugend zu seinem erhabenen Werk sich eine Gehülfin erwählte — wenn die sanfte Theilnehmung dieser vortrefflichen Freundin seine Freuden würzt und erhöht, seine Leiden — (denn auch die Großen, auch die Vortrefflichsten unter den Großen haben ihre Leiden, weil sie Menschen sind) seine Leiden, sag' ich, sympathievoll mit ihm duldet, seinen Schmerzen den Stachel nimmt, wenn sie, die aufmerksame Hörerin seiner Lehren, ihre Tugend mit der Tugend ihres erhabenen Freunds zur Glückseligkeit der Menschen vereinigt, wenn sie — steigt hier nicht jede Brust? Glüht nicht das Feuer der Freude aus jedem Antlitz empor? Schweben nicht zwei heilige Namen auf allen bebenden Lippen?

Thränen des Danks auf Ihre Asche, mein Vater; Thränen des Danks auf Ihre Asche, beste Freundin des Vaters!

II.

Folgen der Tugend auf den Tugendhaften selbst.

Dieß sind die Folgen der Tugend auf die Vollkommenheit des Ganzen. Aber sie allein sind es noch nicht, die den Begriff von Tugend erschöpfen. Zwar rauschen sie dem Ohr mächtig entgegen, zwar strahlt ihr blendender Schimmer in jegliches Aug, aber eben darum werden sie nicht selten vom stumpfen Auge des Pöbels mit dem Flittergolde unwürdiger Thaten verwechselt. Auch aus ungeweihtem Boden, aus unheiligen Herzen kann Glückseligkeit des Ganzen emporkeimen; denn die weiseste Vorsehung ist eben so mächtig, das Laster eines Einzigen in die Glückseligkeit der Welt enden zu lassen, als sie diese durch Tugend glücklich machen kann.

Es folgt also aus dem Wesen der Tugend selbst, daß sie im Herzen des Tugendhaften innere Folgen zurücklasse, innere Folgen, die, wenn sie auch dem Auge der Menschen entfliehen, dennoch vor jenem durchdringenden Auge einer höhern Weisheit in heller Erhabenheit stehen; innere Folgen, die jenen Eroberer fliehen würden, wenn er eben so leicht mit fliegenden Siegen von Welten zu Welten gegangen wäre, als er über den Indus gegangen ist; die den Weisen glückselig machten, wenn er auch in bodenlosen Kerkern schmachtete. Wäre die Tugend nicht von diesen innern Folgen — Vorgefühlen des Himmels — begleitet, wie wenige würden ihr heiliges Bild anbeten? — Wäre das Laster nicht von jenen stummen Schauern der Hölle begleitet, wie leicht würde der zauberische Taumeltrank seiner Vergnügen alle Herzen dahin reißen? Und was sind nun diese innern Folgen der Tugend? Jede tugendsame Seele wird hierin meiner Antwort zuvorkommen, jede im Stillen bei sich empfinden, daß sie nichts

anders als Ruhe der Seele in allen Stürmen des Schicksals, Stärke des Geists in allen Auftritten des Jammers, Selbstgewißheit in allen Zweifeln der Finsterniß, daß sie, wenn ich es kurz sagen soll, ein gleicher und unerschütterter Charakter gegen alle Vorfälle des menschlichen Lebens sey, der jeden Schmerz stumpf, jedes Vergnügen doppelt empfindlich macht, der einen Regulus den Schrecknissen eines barbarischen Todes heiter entgegen führt, wenn die Cäsare unter blutig errungenen Diademen zittern, der einen Seneca jeden Tropfen seines dahin rinnenden Lebens ruhig zählen läßt, wenn Gewissensmartern den Tyrannen bis unter die Hülle des Purpurs verfolgen, der selbst auf dem einstürzenden Holzstoß den Weisen Indiens nicht verläßt, wenn europäischer Muth bei schwachen Fieberschauern dahin sinkt; der blühende Paradiese ihm zeigt, wenn seine Augen im Tode nun dahin starren, und Erd' und Himmel vor ihm schwinden in Nacht, und Seele und Leib im feierlichen Bruche sich losreißen, — ja, der ihn dereinst in den Schrecken jenes furchtbaren Tages nicht verlassen wird, wenn unter Domitianen irdische Throne schwanken, wenn jede Empfindung — denn keine wird sich dem Aug' des Rächers entstehlen — als eine drohende Zeugin wider den Gottlosen sich erheben — wenn ach vielleicht ein einziger nicht erstickter Gedanke, zwischen Tod und Himmel entscheiden wird. In diesem Augenblicke des Entsetzens wird dem Tugendsamen der Donnerton des Gerichts Jubellied seyn, die Stimme des Weltrichters Stimme des rufenden Vaters; jetzt wird sein Auge glänzen im ewigen Strahle, wenn auf des Frevlers Auge ewiges Dunkel sinkt. —

So groß — so selig, so unaussprechlich selig, meine Freunde, sind die innern Folgen der Tugend. Dieses Gefühl, eine Welt um sich beglückt — dieses Gefühl, einige

Strahlenzüge der Gottheit getroffen zu haben — dieses Gefühl, über alle Lobsprüche erhaben zu seyn — dieses Gefühl — —

Erlauchte Gräfin!

Irdische Belohnungen vergehen — sterbliche Kronen flattern dahin — die erhabensten Jubellieder verhallen über dem Sarge. — Aber diese Ruhe der Seele, Franziska, diese himmlische Heiterkeit, jetzt ausgegossen über Ihr Angesicht, laut, laut verkündet sie mir unendliche innere Belohnung der Tugend. — Eine einzige fallende Thräne der Wonne, Franziska, eine Einzige gleich einer Welt — Franziska verdient sie zu weinen!

Vorstehende Rede machte der Rittmeister Freiherr von Böhnen in Amberg unter dem Titel: Schillers erste bis jetzt unbekannte Jugendschrift, Amberg, Verlag der Klöber'schen Buchdruckerei 1839, zuerst bekannt. Der Herausgeber führte sie durch ein Vorwort ein, welches wir hier zum Theil wiedergeben. „Carl Eugen, Herzog von Würtemberg, hatte seine früher wandelbare Neigung zum schönen Geschlechte im Jahr 1772 einem einzigen Gegenstand zugewandt, nämlich dem gebornen Fräulein von Bernardin, geschiedener Baronesse Leutrum, nachher Reichsgräfin von Hohenheim und zuletzt Herzogin von Würtemberg. Diese, bald zur Liebe gesteigerte Neigung ließ den Herzog jede Gelegenheit, die Geliebte zu verherrlichen, mit Lebhaftigkeit erfassen, und so sollte denn auch der 10. Januar des Jahres 1775, ihr Geburtstag, auf eine ausgezeichnete Weise gefeiert werden. Da nun aber „Franziska“ nicht bloß für den Sinnenreiz, sondern auch für edlere Regungen der Menschenseele sich empfänglich zeigte — sie

liebte Wissenschaft und Kunst, und die würtembergische Geschichte schreibt ihr überhaupt den wohlthätigsten Einfluß auf die rühmliche Metamorphose des in erster Regierungsperiode bei seinem Volke unbeliebten, dagegen in zweiter von demselben hochgefeierten Regenten zu — wurde ein Schüler der etliche Jahre zuvor auf dem Lustschlosse Solitude gestifteten, von der Gräfin Hohenheim besonders begünstigten Carlsschule beauftragt, den geistigen Theil der Tagesfeier zu bewerkstelligen. Die herzogliche Wahl traf den, obgleich erst fünfzehnjährigen, doch schon durch seine literarischen Talente Aufsehen erregenden Eleven Friedrich Schiller. So entstand die Schrift: Die Tugend, in ihren Folgen betrachtet, deren vom Verfasser eigenhändig geschriebenes, mit allegorischer Zeichnung, Sammeteinband und goldenen Buckeln verziertes Original der nachher regierenden und verwittweten Herzogin stets eine werthe Erinnerung blieb, bis es bei ihrem Tode im Jahre 1811 in das Erbe ihres Verwandten, des Reisemarschalls, Baron von Böhnen, und von da in den Besitz eines seiner Söhne überging; Letzterer bietet nun den wortgetreuen Abdruck in diesem ohnedieß zu Schillers Verherrlichung bestimmten Jahre, als Festgabe dem deutschen Volke dar.“ An diesen Nachrichten ist nur das zu bezweifeln, daß diese Rede schon im Jahr 1775 gehalten worden sey. Ein so großer Mangel an fähigen Köpfen unter den älteren Schülern der Anstalt ist nicht anzunehmen, daß man einem fünfzehnjährigen Jüngling werde den Vorzug gegeben haben. Auch zeigt sich in der Rede eine solche Reife, daß wir sie unmöglich in die Zeit des „Berichtes an den Herzog“ und „der Morgengedanken am Sonntage“ setzen können. Ich folge daher dem zuverlässigen, gründlichen Petersen, welcher die oben mitgetheilte Rede die erste von Schiller gehaltene nennt, und von dieser in seinem handschriftlichen Nachlasse Folgendes sagt: „Von der andern Rede weiß ich nichts mehr, als daß im Schwäbischen Magazin 1780 S. 35 f. sie mit den Worten angekündigt wird: „Herr Schiller, ein geschickter Zögling der Militärakademie, hat am 10. Januar

in dem Examinationssaal vor dem Durchlauchtigsten Herzog und dem Hof eine öffentliche Rede gehalten: Von den Folgen der Tugend." Wenn man die angegebene Stelle im Schwäbischen Magazin nachschlägt, so findet man Petersens Berufung begründet. Die Rede gibt ein vollgültiges Zeugniß von der frühen intellektuellen Ausbildung und zugleich von dem großen Rednertalente ihres Verfassers. In dem Inhalte dieser Jugendarbeit erkennen wir wieder Schillers ins Große und Universelle sich erstreckende Geistesrichtung (vergl. Schillers Leben S. 48 und S. 110). Die hier ausgesprochene Grundvorstellung von der Liebe, daß sie in der geistigen Welt das sey, was das Anziehungsgesetz in der materiellen, hat Schiller später in mehreren Lauraoden und andern Gedichten, z. B. in der Hymne auf die Freundschaft (siehe Schillers Werke Bd. 1. S. 55 f.), und in den Philosophischen Briefen (dessen Werke Bd. 10. S. 289) weiter ausgeführt. Die Festrede charakterisirt uns des hochherzigen feurigen Jünglings kühne Träume und Entwürfe einer weit greifenden edeln Wirksamkeit. Das Bild von dem, was Schiller selbst der Menschheit wurde, bewegt sich hier im Dämmerlichte. Man könnte sich wundern, wie der Herzog Carl sich und seine Freundin solchen öffentlichen Lobreden preisgeben konnte, man muß aber sagen, daß der junge Redner sich des Auftrages in ehrenhafter Gesinnung entledigte. Bei aller Dankbarkeit und Pietät hält er sich fern von Schmeichelei, und er spricht von dem Herzog und der Gräfin mehr, wie er wünscht, daß sie seyn sollten, als sie wirklich waren. Auf eine höchst merkwürdige Weise sehen wir schon in diesem Jugendversuche jene unerschütterliche Seelenstärke sich hervorheben, welche bald der Hauptzug in Schillers Charakter wurde; denn da, wo er von den innern Folgen der Tugend spricht, macht er jene Seelenstärke vorzüglich geltend.

Versuch

über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen.

(1780.)

Diese Abhandlung (zuerst gedruckt zu Stuttgart in der Hof- und Kanzleibuchdruckerei 1780, in Quart, 44 Seiten lang) schließt sich an den oben mitgetheilten Aufsatz: Philosophie der Physiologie, an. Sie ist in Schillers Werke B. 10. S. 3 ff. aufgenommen, und von mir in Schillers Leben Thl. 1. S. 58 ff. erläutert worden. Ich erwähne hier dieser Abhandlung nur deßwegen, um eine auf der Kehrseite des Titels stehende Stelle aus Ovid, den vorgedruckten „Inhalt“ des Ganzen und endlich die der ersten Ausgabe beigedruckte Widmung an den Herzog Carl, welche ebenfalls in der Taschenausgabe zurückgelassen ist, in diese Supplemente aufzunehmen. Jene Stelle bestätigt uns wieder die Bemerkung, daß Schiller sich in seiner Jugend gerne und viel mit Ovid beschäftigte, und die Inhaltsanzeige beweist, daß der überschauende und ordnende Geist, den Goethe an ihm rühmt, schon von Anfang an in ihm war. Auch die Abhandlung über Physiologie ist gut und strenge disponirt.

Natus homo est — sive hunc divino semine fecit
Ille opifex rerum, mundi melioris origo;
Sive recens tellus, retinebat semina coeli;
Pronaque cum spectent animalia caetera terram,
Os homini sublime dedit, coelumque videre
Jussit, et erectos ad sidera tollere vultus.

OVID. II. Metamorph.

Inhalt.

Durchlauchtigster Herzog!

Gnädigster Herzog und Herr!

Ich sehe heute mit ausnehmendem Vergnügen den Wunsch erfüllet, Euer Herzoglichen Durchlaucht für die höchste Gnade und mehr als väterliche Führung, die ich schon acht Jahre in dieser ruhmvollen Stiftung zu genießen das Glück habe, öffentlich auf das Kindlichste danken zu dürfen. Die weisesten und vortrefflichsten Anstalten, welche Höchstdieselben zur Aufklärung unseres Verstandes und zur Verfeinerung unserer Empfindungen getroffen haben, die würdigen und einsichtsvollen Lehrer, welche Höchstdieselben mit dem durchdringenden Auge eines Menschenkenners aus der gemeinen Classe der Gelehrten herausgeforscht und zu den glücklichen Werkzeugen des großen unsterblichen Bildungsplans angeordnet haben; der unvergeßliche mündliche Unterricht eines Fürsten, der seine Größe darin setzt, ein Lehrer unter seinen Schülern — ein Vater unter seinen Söhnen zu wandeln; — der Zusammenfluß aller dieser glücklichen Fügungen, in denen ich die Wege einer höhern Vorsicht bewundere, haben den Grund zu dem Glück meines ganzen Lebens gelegt, und nur dann wird es mir fehlen, wenn meine eigenen Bestrebungen sich mit den Absichten des besten Fürsten durchkreuzen.

Höchstdieselben haben mit eben dem tiefen Blick, mit dem Sie die Seele aller Ihrer Zöglinge durchschauen, auch mich geprüft und Einiges in mir zu bemerken geglaubt, das mich vielleicht fähig machte, meinem Vaterlande dereinst als Arzt zu dienen. Ich freue mich dieser Bestimmung, und werde um so mehr alle Nerven meines Geistes anstrengen, sie zu erreichen, da Euer Herzogliche Durchlaucht mir die günstigsten Aussichten dazu eröffnet haben.

Ein Arzt, dessen Horizont sich einzig und allein um die historische Kenntniß der Maschine dreht, der die gröbern Räder des seelenvollsten Uhrwerks nur terminologisch und örtlich weiß, kann vielleicht vor dem Krankenbette Wunder thun und vom Pöbel vergöttert werden; — aber Euer Herzogliche Durchlaucht haben die Hippokratische Kunst aus der engen Sphäre einer mechanischen Brodwissenschaft in den höhern Rang einer philosophischen Lehre erhoben. Philosophie und Arzneiwissenschaft stehen unter sich in der vollkommensten Harmonie. Diese leihet jener von ihrem Reichthum und Licht, jene theilt dieser ihr Interesse, ihre Würde, ihre Reize mit. Ich habe mich dieses Jahr mit beiden bekannter zu machen gesucht; diese wenigen Blätter seyen die Rechtfertigung meines Unternehmens, sie seyen dem Stifter meines Glücks geheiligt. Aber die Nachsicht des Vaters beschütze diesen schwachen Versuch vor den gerechten Forderungen des Fürsten.

Tief durchdrungen von dem innigsten Dankgefühl für die gnädigste Sorgfalt, womit Höchstdieselben mich stets vollkommener zu machen streben — hocherhoben von Eifer, diese Gnade verdienen zu lernen, ersterbe ich

Euer Herzoglichen Durchlaucht

Stuttgart, den 30. Nov. 1780.

unterthänigst gehorsamster

Joh. Christoph Fried. Schiller,

Eleve.

Inschriften für Denkmäler berühmter Deutschen.

(1781.)

Der Landbaumeister Jacob Atzel in Ehingen an der Donau hatte den Plan entworfen, großen Deutschen Denkmäler zu errichten. Sein Freund Schiller (beide waren mit einander in der Militärschule, siehe oben S. 18) schrieb Inschriften dazu, welche in einem (J. A—l. unterzeichneten) Aufsatze von Atzel: „Entwurf einiger Grabmäler" im zweiten Heft des Würtembergischen Repertoriums 1782, S. 217 bis 224 mitgetheilt sind. Bekanntlich gab Schiller diese Vierteljahrsschrift in Verbindung mit dem Professor Abel und dem Bibliothekar Petersen heraus, und der Letztere bezeugt im Morgenblatte, Jahrgang 1809, No. 267, daß Schiller der Verfasser dieser Inschriften ist. Der fleißige Boas hat das Verdienst, zuerst wieder dieselben bekannt gemacht zu haben (im dritten, letzten Band seiner Nachträge S. 496).

1.

Auf Luther.

MARTINUS LUTHERUS
IN TERRA NOTUS
ET COELO ET INFERNO.

2.

Auf Keppler.

JOANNES KEPPLERUS
FORTUNA MAJOR
NEVTONI
PER SIDERA
DVCTOR.

3.

Auf Haller.

CORPORI LEGES
ANIMO OFFICIA
ASSIGNAVIT.

4.

Auf Klopstock.

GRATIAM
CECINIT
TERRIS ET INFERIS.

Früheste Vorrede zu den Räubern.

(1781.)

Es mag beim ersten in die Hand nehmen auffallen, daß dieses Schauspiel niemals das Bürgerrecht auf dem Schauplatz bekommen wird. Wenn nun dieses ein unentbehrliches Requisitum zu einem Drama seyn soll, so hat freilich das meinige einen großen Fehler mehr.

Nun weiß ich aber nicht, ob ich mich dieser Forderung so schlechtweg unterwerfen soll. Sophokles und Menander mögen sich wohl die sinnliche Darstellung zum Hauptaugenmerk gemacht haben, denn es ist zu vermuthen, daß diese sinnliche Vorbildung erst auf die Idee des Dramas geführt habe. In der Folge aber fand sich's, daß schon allein die dramatische Methode auch ohne Hinsicht auf theatralische

Verkörperung vor allen Gattungen der rührenden und unterrichtenden Poesie einen vorzüglichen Werth habe. Da sie uns ihre Welt gleichsam gegenwärtig stellt, und uns die Leidenschaften und geheimsten Bewegungen des Herzens in *eigenen Aeußerungen* der Personen schildert, so wird sie auch gegen die beschreibende Dichtkunst um so mächtiger wirken, als die lebendige Anschauung kräftiger ist, denn die historische Erkenntniß. Wenn der unbändige Grimm in dem entsetzlichen Ausbruch: *Er hat keine Kinder!* aus Makduff redet, ist dieß nicht wahrer und herzeinschneidender, als wenn der alte Diego seinen Sackspiegel herauslangt und sich aus offenem Theater beguckt.

O rage! o désespoir!

Wirklich ist dieses große Vorrecht der dramatischen Manier, die Seele gleichsam bei ihren verstohlensten Operationen zu ertappen, für den Franzosen durchaus verloren. Seine Menschen sind, wo nicht gar Historiographen und Heldendichter ihres eigenen hohen Selbst, doch selten mehr, als eiskalte Zuschauer ihrer Wuth, oder altkluge Professoren ihrer Leidenschaft.

Wahr also ist es, daß der ächte Genius des Dramas, welchen Shakespear, wie Prospero seinen Ariel, in seiner Gewalt mag gehabt haben, daß, sage ich, der wahre Geist des Schauspiels tiefer in die Seele gräbt, schärfer in's Herz schneidet und lebendiger belehrt, als Roman und Epopee, und daß es der sinnlichen Vorspiegelung gar nicht einmal bedarf, uns diese Gattung von Poesie vorzüglich zu empfehlen. Ich kann demnach eine Geschichte dramatisch abhandeln, ohne darum ein Drama schreiben zu wollen Das heißt: ich schreibe einen *dramatischen Roman* und kein theatralisches Drama. Im ersten Fall darf ich mich nur den allgemeinen Gesetzen

der Kunst, nicht aber den besondern des theatralischen Geschmacks unterwerfen.

Nun auf die Sache selbst zu kommen, so muß ich bekennen, daß nicht sowohl die körperliche Ausdehnung meines Schauspiels, als vielmehr sein Inhalt ihm Sitz und Stimme auf dem Schauplatze absprechen. „Die Oekonomie desselben machte es nothwendig, daß mancher Charakter auftreten mußte, der das feinere Gefühl der Tugend beleidigt, und die Zärtlichkeit unserer Sitten empört." Ich wünschte zur Ehre der Menschheit, daß ich hier nichts denn Karrikaturen geliefert hätte, muß aber gestehen, so fruchtbarer meine Weltkenntniß wird, so ärmer wird mein Karrikaturen-Register. „Noch mehr — diese unmoralischen Charaktere mußten von gewissen Seiten glänzen, ja oft von Seiten des Geists gewinnen, was sie von Seiten des Herzens verlieren." Jeder dramatische Schriftsteller ist zu dieser Freiheit berechtigt, ja sogar genöthigt, wenn er anders der getreue Copist der wirklichen Welt seyn soll. Auch ist, wie Garve lehrt, kein Mensch durchaus unvollkommen; auch der Lasterhafteste hat noch viele Ideen, die richtig, viele Triebe, die gut, viele Thätigkeiten, die edel sind. Er ist nur minder vollkommen.

Man trifft hier Bösewichter an, die Erstaunen abzwingen, ehrwürdige Missethäter, Ungeheuer mit Majestät, Geister, die das abscheuliche Laster reizet, um der Größe willen, die ihm anhänget, um der Kraft willen, die es erfordert, um der Gefahren willen, die es begleiten. Man stößt auf Menschen, die den Teufel umarmen würden, weil er der Mann ohne seines Gleichen ist; die auf dem Weg zur höchsten Vollkommenheit die Unvollkommensten werden, die Unglückseligsten auf dem Wege zum höchsten Glück, wie sie es wähnen. Mit einem Wort, man wird sich auch für meine Jagos interessiren,

man wird meinen Mordbrenner bewundern, ja fast sogar lieben. Niemand wird ihn verabscheuen, jeder darf ihn bedauern, aber eben darum möchte ich selbst nicht gerathen haben, dieses mein Trauerspiel auf der Bühne zu wagen. Die Kenner, die den Zusammenhang des Ganzen befassen, und die Absicht des Dichters errathen, machen immer das dünnste Häuflein aus. Der Pöbel hingegen, (worunter ich s. v. v. nicht die Mistpantscher allein, sondern auch und noch vielmehr manchen Federhut und manchen Tressenrock und manchen weißen Kragen zu zählen Ursache habe,) der Pöbel, will ich sagen, würde sich durch eine schöne Seite bestechen lassen, auch den häßlichen Grund zu schätzen, oder wohl gar eine Apologie des Lasters darin finden, und seine eigene Kurzsichtigkeit den armen Dichter entgelten lassen, dem man gemeiniglich Alles, nur nicht Gerechtigkeit wiederfahren läßt.

„Es ist das ewige da Capo mit Abdera und Demokrit, und unsere guten Hippokrate müßten ganze Plantagen Nießwurz erschöpfen, wenn sie diesem Unwesen durch einen heilsamen Kräutertrank abhelfen wollten. Noch so viele Freunde der Wahrheit und Tugend mögen zusammenstehen, ihren Mitbürgern auf offener Bühne [1] Schule zu halten, der Pöbel hört nie auf, Pöbel zu seyn, und wenn Sonne und Mond sich wandeln, und Himmel und Erde veralten, wie ein Kleid," die Narren bleiben immer sich selbst gleich, wie die Tugend. Mort de ma vie, sagt Herr Eisenfresser, das heiß ich einen Sprung! Fy — Fy, flüstert die Mamsell, die Coeffure der kleinen Sängerin war viel zu altmodisch — Sacre Dieu, sagt der Friseur, welche göttliche Symphonie! da führen die Deutschen Hunde dagegen! — Sternhagelbataillon, den Kerl

[1] Später „auf Kanzel und Schaubühne."



hättest du sehen sollen, das rosenfarbene Mädel hinter die spanische Wand schmeißen, sagt der Kutscher zum Lakaien, der sich vor Frieren und Langeweile in die Komödie eingeschlichen hatte. — Sie fiel recht artig, sagt die gnädige Tante, recht gustös, sur mon honneur (und spreitet ihren damastenen Schlamp weit aus) — was kostet Sie diese eventaille, mein Kind? — Und auch mit viel expression, viel submission. — Fahr' zu, Kutscher! —

Nun gehe man hin und frage! — Sie haben die Emilia gespielt. —

Dieß könnte mich allenfalls schon entschuldigen, daß mir's gar nicht darum zu thun war, für die Bühne zu schreiben. Nicht aber das Auditorium allein, auch selbst das Theater schreckte mich ab. Wehe genug würde es mir thun, wenn ich so manche lebendige Leidenschaft mit allen Vieren zerstampfen, so manchen großen und edlen Zug erbärmlich massacriren, und meines Räubers Majestät in der Stellung eines Stallknechts müßte erzwingen sehen. Ich würde mich übrigens glücklich schätzen, wenn mein Schauspiel die Aufmerksamkeit eines deutschen Roscius verdiente.

Schließlich will ich nicht bergen, daß ich der Meinung bin, der Applausus des Zuschauers sey nicht immer der Maßstab für den Werth eines Dramas. Der Zuschauer, vom gewaltigen Licht der Sinnlichkeit geblendet, übersieht oft eben sowohl die feinsten Schönheiten, als die untergeflossenen Flecken, die sich nur dem Auge des bedachtsamen Lesers entblößen. Vielleicht ist das größte Meisterstück des brittischen Aeschylus nicht am meisten beklatscht worden, vielleicht muß er in seiner rohen scythischen Pracht denen à la mode (verschönerten oder verhunzten?) Kopien von Gotter, Weiße und Stephanie weichen.

So viel von meiner Versündigung gegen den Schauplatz. — Eine Rechtfertigung über die Oekonomie meines Schauspiels selbst würde wohl keine Vorrede erschöpfen. Ich überlasse sie daher ihrem eigenen Schicksal, weit entfernt, meine Richter mit zierlichen Worten zu bestechen, wenn ich ihre Strenge zu befürchten fände, oder auf Schönheiten aufmerksam zu machen, wenn ich irgend welche darin gefunden hätte.

Geschrieben in der Ostermesse 1781.

Der Herausgeber.

Schiller konnte für seine Räuber keinen Verleger finden Er sah sich genöthigt, sie auf seine eigenen Kosten drucken zu lassen. Die fertigen Bogen schickte er an den Buchhändler und Kammerrath Schwan in Mannheim, und erhielt sie mit Anmerkungen begleitet wieder zurück (siehe Schillers Leben, Geistesentwickelung und Werke. Thl. 1. S. 94 f.). „Ob allein die Ansichten des Herrn Schwan, fährt Streicher in seiner Schrift, Schillers Flucht von Stuttgart S. 29, zu erzählen fort, den Verfasser aufmerksam machten, oder ob er selbst darüber erschrack, wie grell und widerlich sich manches dem Auge darstellte, nachdem es nun gedruckt vor ihm lag — genug, in dem letzten Bogen wurde Einiges geändert, die von der Presse schon ganz fertig gelieferte Vorrede unterdrückt, und eine neue mit gemilderten Ausdrücken an deren Stelle gesetzt.“ Diese neue Vorrede lesen wir jetzt in den Werken (Taschenausg. Bd. 2. S. 3 ff.); jene ursprüngliche bin ich so glücklich, aus Petersens Nachlaß wo sie sich auf gutem Papiere gedruckt befindet, hier mittheilen zu können. Die Stellen, welche mit dem jetzigen Texte gleich

sind, habe ich durch Anführungszeichen kenntlich gemacht. Das Grelle und Widerliche dieser ursprünglichen Form findet sich doch nur in Einer Stelle, wo das Publikum des Theaters geschildert wird. Im Uebrigen behauptet dieselbe, besonders durch ihre größere Klarheit und Einfachheit, eigenthümliche Vorzüge. Diese erste Vorrede führt eigentlich nur den Satz durch, daß die Räuber nicht für die Bühne geschrieben sind; die später geschriebene dagegen sucht uns mehr in das Stück selbst einzuführen, und es sittlich und ästhetisch zu rechtfertigen.

Der Verfasser der Räuber an das Publikum.

(1781.)

Die Räuber sollten nach der neuen Umarbeitung in Mannheim aufgeführt werden. Der Freiherr von Dalberg forderte Schillern auf, eine Art Proklamation zu schreiben, wodurch die Erwartung des Publikums auf das darzustellende Stück wo möglich noch gesteigert werden sollte. Der Dichter übersandte die Einladung in einem Briefe vom 12. December 1781 (siehe Schillers Briefe an Dalberg, Carlsruhe und Baden S. 25). Hier folgt das merkwürdige Document.

Das Gemälde einer verirrten großen Seele — ausgerüstet mit allen Gaben zum Vortrefflichen, und mit allen Gaben verloren. Zügelloses Feuer und schlechte Kameradschaft verdarben sein Herz — rissen ihn von Laster zu Laster — bis er zuletzt an der Spitze der Mordbrennerbande stand, Greul auf Greul häufte, von Abgrund zu Abgrund stürzte, in alle Tiefen der Verzweiflung. — Groß und majestätisch im Unglück

und durch Unglück gebessert, rückgeführt zum Vortrefflichen. Einen solchen Mann wird man im Räuber Moor beweinen und hassen, verabscheuen und lieben. — Einen heuchlerischen, heimtückischen Schleicher wird man entlarvt erblicken und gesprengt sehen mit seinen eigenen Minen. Einen allzuschwachen, nachgiebigen Verzärtler und Vater. — Die Schmerzen schwärmerischer Liebe und die Folter herrschender Leidenschaft. Hier wird man auch nicht ohne Entsetzen in die innere Wirthschaft des Lasters Blicke werfen, und aus der Bühne unterrichtet werden, wie alle Vergoldungen des Glücks den innern Wurm nicht tödten, und Schrecken, Angst, Reue, Verzweiflung hart hinter seinen Fersen sind. Der Zuschauer weine heute vor unsrer Bühne — und schaudere — und lerne seine Leidenschaften unter die Gesetze der Religion und des Verstandes beugen; — der Jüngling sehe mit Schrecken dem Ende der zügellosen Ausschweifungen nach, und auch der Mann gehe nicht ohne den Unterricht aus dem Schauspiel, daß die unsichtbare Hand der Vorsicht auch den Bösewicht zu Werkzeugen ihrer Absichten und Gerichte brauche, und den verworrensten Knoten des Geschicks zum Erstaunen auflösen könne.

Dalberg veränderte einiges, anderes kürzte er ab und ließ dann die Ankündigung auf dem merkwürdigen Theaterzettel abdrucken, welcher am 13. Januar 1782 an allen Straßenecken Mannheims zu lesen war. Derselbe hat sich im Nachlaß eines Schauspielers aus der alten Zeit vorgefunden, und ist vor Kurzem (s. Kölner Welt- und Staatsbote vom 10. Januar 1839) bekannt gemacht worden.[1] Ich theile auch dieses Actenstück mit:

[1] Der Herausgeber bemerkt: „Es ist interessant, aus Schillers Proklamation zu ersehen, wie das Genie sich damals herablassen mußte,

Die Räuber. Trauerspiel in sieben Handlungen, für das Mannheimer Nationaltheater vom Verfasser, Herrn Schiller, neu bearbeitet (folgt das Personal der Schauspieler, wie es früher, Thl. 1. S. 55, angegeben ist). Das Stück spielt in Deutschland, in dem Jahr, wo Kaiser Maximilian den ewigen Landfrieden verkündigte. Wegen Länge des Stücks wird präcis um fünf Uhr angefangen (folgen die Preise der Plätze, darunter einer im Betrag von acht Kreuzern oder zwei Groschen). Angehängt ist die Schiller'sche Proklamation nach der theilweisen Veränderung von Dalberg. Sie lautet folgender Maßen:

Der Verfasser an das Publikum. Die Räuber — das Gemälde einer verirrten großen Seele, ausgerüstet mit allen Gaben zum Fürtrefflichen und mit allen Gaben — verloren. — Zügelloses Feuer und schlechte Kameradschaft verdarben sein Herz, rissen ihn von Abgrund zu Abgrund, durch alle Tiefen der Verzweiflung, bis er zuletzt an der Spitze einer Mordbrennerbande stand, Greuel auf Greuel häufte, doch erhaben und groß, majestätisch und ehrwürdig auch im Unglück, und durch Unglück gebessert, zurückgeführt zum Fürtrefflichen. Einen solchen Mann wird man im Räuber Moor beweinen und hassen, verabscheuen und lieben. — Franz Moor, ein heuchlerischer, heimtückischer Schleicher, entlarvt und gesprengt mit seinen eigenen Minen. — Der alte Moor — Verzärtler und Stifter vom Verderben und Elend seiner Kinder. — In Amalien die Qualen schwärmerischer Liebe und die Foltern herrschender Leidenschaft. — Man wird auch nicht ohne Entsetzen Blicke in die innere Wirthschaft des Lasters werfen, und wahrnehmen, wie alle Vergoldungen des Glückes den innern Gewissenswurm nicht zu ertödten im Stande — und Schrecken und Angst, Reue und Verzweiflung hart hinter seinen Fersen. Der Jüngling sehe mit Schrecken dem Ende der

um theils bei den Philistern seine captatio benevolentiae anzubringen, theils sie durch einige Ausruferkünste, und zwar in moralischer Abfassung, in die Bude zu locken.

zügellosen Ausschweifungen nach, und der Mann gehe nicht ohne Unterricht aus dem Schauspiel, daß die weise Hand der Vorsehung auch den Bösewicht zum Werkzeug ihrer Plane zu benützen, und den verworrensten Knoten des Geschicks zum Erstaunen aufzulösen weiß.

Vorrede zur zweiten Auflage der Räuber.

(1782.)

Die Varianten zur zweiten Auflage der Räuber habe ich im 1. Theil von S. 46 bis 54 vollständig mitgetheilt und daselbst auch die nöthigen Erläuterungen gegeben. Hier folgt die Vorrede zu dieser Ausgabe. — Der Componist, dessen am Ende Erwähnung geschieht, ist Zumsteeg, geb. 1760, gest. 1802 als Kapellmeister in Stuttgart. Er war ein Freund Schillers; beide hatten mit einander die Militärschule besucht.

Die achthundert Exemplarien der ersten Auflage meiner Räuber sind bälder zerstreut worden, als alle Liebhaber zu dem Stück konnten befriedigt werden. Man unternahm daher eine zweite, die sich von der ersten an Pünktlichkeit des Drucks und Vermeidung derjenigen Zweideutigkeiten ausnimmt, die dem feinern Theil des Publikums auffallend gewesen waren. Eine Verbesserung in dem Wesen des Stücks, die den Wünschen meiner Freunde und Kritiker entspräche, durfte die Absicht dieser Auflage nicht seyn.

Es sind dieser zweiten Auflage verschiedene Klavierstücke zugeordnet, die ihren Werth bei einem großen Theil des musikliebenden Publikums erheben werden. Ein Meister setzte

die Arien, die darin vorkommen, in Musik, und ich bin überzeugt, daß man den Text bei der Musik vergessen wird.

Stuttgart, den 5. Januar 1782.

Dr. Schiller.

Die Räuber.

Ein Schauspiel von Friedrich Schiller. [1]

(1782.)

Das einzige Schauspiel auf würtembergischem Boden gewachsen. Die Fabel des Stücks ist ungefähr diese: Ein fränkischer Graf, Maximilian von Moor, ist Vater von zween Söhnen, Carl und Franz, die sich an Charakter sehr unähnlich sind. Carl, der ältere, ein Jüngling voll Talenten und Edelmuth, geräth zu Leipzig in einen Zirkel liederlicher Brüder, stürzt in Excesse und Schulden, und muß zuletzt mit einem Trupp seiner Spießgesellen aus Leipzig entfliehen. Unterdeß lebte Franz, der jüngere, zu Hause beim Vater, und da er heimtückischer, schadenfroher Gemüthsart war, wußte er die Zeitungen von den Liederlichkeiten seines Bruders zu seinem eigenen Vortheil zu verschlimmern, seine reuvollen und rührenden Briefe zu unterdrücken, andere nachtheiligen Inhalts unterzuschieben, und den Vater dergestalt gegen den

[1] Anmerkung Schillers: Ich nehme es nach der neuesten Theaterausgabe, wie es bisher auf der Nationalbühne zu Mannheim ist vorgestellt worden.

Sohn zu erbittern, daß er ihm den Fluch gab und ihn enterbte.

Carl, durch diesen Schritt zur Verzweiflung gebracht, verwickelt sich mit seinen Gefährten in ein Räubercomplot, wird ihr Anführer, und führt sie in böhmische Wälder. Der alte Graf hatte eine Nichte im Hause, die den jungen Grafen Carl schwärmerisch liebte. Dieses Mädchen kämpfte mit allen Waffen der Liebe gegen den Zorn des Vaters, und hätte auch durch zudringliches Bitten zuletzt ihren Zweck erreicht, wenn nicht Franz, der von diesem Schritte alles zu besorgen hatte, der nebendem noch Absichten auf Amalien hegte, durch eine ersonnene List alles vereitelt hätte. Nämlich er unterrichtete einen seiner Vertrauten, der noch einen Privatgroll auf den alten und jungen Grafen gefaßt hatte, unter dem vorgeblichen Namen eines Freundes von Carln, die erdichtete Zeitung von Tod des Letztern zu bringen, und versah ihn hiezu mit den tüchtigsten Documenten. Der Streich gelang, die Trauerpost überraschte den Vater auf dem Krankenbett und wirkte so stark auf seinen geschwächten Körper, daß er in einen Zustand verfiel, den Jedermann für den Tod erklärte. Aber es war nur eine tiefe Ohnmacht. Franz, der sich durch boshafte Streiche zu den abscheulichsten Verbrechen verhärtet hatte, benutzte diesen allgemeinen Wahn, vollzog das Leichenbegängniß, und brachte den Vater, mit Hülfe seines gedungenen Handlangers, in einen abgelegenen Thurm, ihn dort, fern von Menschen, Hungers sterben zu lassen, und trat sodann in den vollkommensten Besitz seiner Güter und Rechte.

Unterdessen hatte sich Carl Moor an der Spitze seiner Rotte durch außerordentliche Streiche weit und breit ruchtbar und furchtbar gemacht. Sein Anhang wuchs, seine Güter stiegen, sein Dolch schreckte die kleineren Tyrannen und

autorisirten Beutelschneider; aber sein Beutel war der Nothdurft geöffnet und sein Arm zu ihrem Schutze bereit. Niemals erlaubte er sich spitzbübische Diebereien; sein Weg ging gerade; er hätte sich bälder zehen Mordthaten als einen einzigen Diebstahl vergeben. Das Gerücht seiner Thaten forderte die Gerechtigkeit auf; er wurde in einem Walde, wo hinein er sich nach einem Hauptstreich mit seiner ganzen Bande geworfen hatte, umringt. Aber der zur Verzweiflung gehetzte Abenteurer schlug sich mit wenigem Verlust herzhaft durch, und entrann glücklich aus Böhmen. Jetzt[1] verband sich ein flüchtiger edler Böhme mit ihm, den sein widriges Geschick mit der bürgerlichen Gesellschaft entzweit hatte, dessen unglückliche Liebesgeschichte die schlafende Erinnerung der seinigen wieder aufweckte, und ihn zu dem Entschluß bewog, Vaterland und Geliebte wiederzusehen, welchen er auch schleunig in's Werk setzte.

Hier eröffnet sich die zweite Epoche der Geschichte. Franz Moor genoß indeß in aller wollüstigen Ruhe die Frucht seiner Büberei. Nur Amalia stemmte sich standhaft gegen seine wollüstigen Bestürmungen. Carl erscheint unter einem vorgeblichen Namen. Wilde Lebensart, Leidenschaft und lange Trennung hatten ihn unkenntlich gemacht, nur die Liebe, die sich niemals verläugnet, verweilt über dem sonderbaren Fremdling. Sinnliches Anschauen überwältigt die Erinnerung. Amalia fängt an, ihren Carl in dem Unbekannten zu lieben — und zu vergessen, und liebt ihn doppelt, eben da sie ihm untreu zu werden fürchtet. Ihr Herz verräth sich dem seinigen, das seinige dem ihrigen, und der scharfsinnigen Furcht entrinnt keines von beiden. Franz wird aufmerksam, vergleicht,

[1] Schiller schrieb damals gewöhnlich: itzt.

erräth, überzeugt sich, und beschließt das Verderben des Bruders. Zum zweiten Mal will er den Arm seines Handlangers dingen, der aber, durch seinen Undank beleidigt, mit angedrohter Entdeckung der Geheimnisse von ihm abspringt.[1] Franz, selbst zu feig, einen Mord auszuführen, verschiebt die unmenschliche That. Unterdeß war schon der Eindruck von Carl so tief in das Herz des Mädchens gegangen, daß ein Heldenentschluß von Seiten des Ersten von Nöthen war, ihn zu vertilgen. Er mußte die verlassen, von der er geliebt war, die er liebte, und doch nicht mehr besitzen konnte. Er floh, nachdem sie ihn erkannt, zu seiner Bande zurück. Er traf diese im nächstgelegenen Walde. Es war der nämliche, worin sein Vater im Thurm verzweifelte, von dem reuigen und rachsüchtigen Hermann (so hieß Franzens Vertrauter) kümmerlich genährt. Er findet seinen Vater, den er mit Hülfe seiner Raubwerkzeuge befreit. Ein Detachement von Räubern muß den abscheulichen Sohn herbeiholen, der aus dem Brand seines Schlosses, worein er sich aus Verzweiflung gestürzt hatte, mühsam errettet wird. Carl läßt ihn durch seine Bande richten, die ihn verurtheilt, in dem nämlichen Thurm zu verhungern. Nun entdeckt sich Carl seinem Vater, doch seine Lebensart nicht. Amalia war dem fliehenden Geliebten in den Wald nachgeflohen, und wird hier von den streifenden Banditen aufgefangen und vor den Hauptmann gebracht. Carl ist gezwungen, sein Handwerk zu verrathen, wobei der Vater vor[2] Entsetzen stirbt. Auch jetzt ist ihm seine Amalia noch treu. Er ist im Begriff, der Glücklichste zu werden, aber die schwürige Bande steht

[1] Siehe oben Thl. 1. S. 92

[2] Im Texte des Repertoriums steht: für.

wider ihn auf, und erinnert ihn an den feierlich geschwornen Eid. Carl, auch im größten Bedrängniß noch Mann, ermordet Amalien, die er nicht mehr besitzen kann, verläßt die Bande, die er durch dieses unmenschliche Opfer befriedigt hat, und geht hin, sich selbst in die Hände der Justiz zu überliefern.

Man findet aus diesem Generalriß des Stücks, daß es an wahren dramatischen Situationen ungemein fruchtbar ist, daß es selbst aus der Feder eines mittelmäßigen Schriftstellers nicht ganz uninteressant fließen, daß es in den Händen eines bessern Kopfs ein Originalstück werden müsse. Fragt sich nun, wie hat es der Dichter bearbeitet?

Zuerst denn von der Wahl der Fabel. Rousseau rühmte es an dem Plutarch, daß er erhabene Verbrecher zum Vorwurf seiner Schilderung wählte.[1] Wenigstens dünkt es mich, solche bedürfen nothwendig einer eben so großen Dosis von Geisteskraft, als die erhabenen Tugendhaften, und die Empfindung des Abscheus vertrage sich nicht selten mit Antheil und Bewunderung. Außerdem, daß im Schicksal des großen Rechtschaffenen, nach der reinsten Moral, durchaus kein Knoten, kein Labyrinth statt findet; daß sich seine Werke und Schicksale nothwendiger Weise zu voraus bekannten Zielen lenken, welche beim ersteren zu ungewissen Zielen durch krumme Mäander sich schlängeln (ein Umstand, der in der dramatischen Kunst alles ausmacht); außerdem, daß die hitzigsten Angriffe und Kabalen des Lasters nur Binsengefechte gegen die siegende Tugend sind, und wir uns so gern auf die Partie der Verlierer schlagen — ein Kunstgriff, wodurch Milton, der

[1] S. die in den Schriften von H. P. Sturz (Samml. 2. S. 1 u. f.) befindlichen Denkwürdigkeiten von J. J. Rousseau.

Panegyrikus der Hölle, auch den zartfühlendsten Leser einige Augenblicke zum gefallenen Engel macht — außerdem, sag' ich, kann ich die Tugend selbst in keinem triumphirendern Glanze zeigen, als wenn ich sie in die Intriguen des Lasters verwickle, und ihre Strahlen durch diesen Schatten erhebe. Denn es findet sich nichts Interessanteres in der moralisch-ästhetischen Natur, als wenn Tugend und Laster an einander sich reiben.

Räuber aber sind die Helden des Stücks, Räuber; und einer, der auch Räuber niederwägt, ein schleichender Teufel. Ich weiß nicht, wie ich es erklären soll, daß wir um so wärmer sympathisiren, je weniger wir Gehülfen darin haben; daß wir dem, den die Welt ausstößt, unsre Thränen in die Wüste nachtragen; daß wir lieber mit Crusoe auf der menschenverlassenen Insel uns einnisten, als im drängenden Gewühle der Welt mitschwimmen. Dieß wenigstens ist es, was uns in vorliegendem Stück an die so äußerst unmoralische Gaunerhorde festbindet. Eben dieses eigenthümliche Corpus, das sie der bürgerlichen Gesellschaft gegenüber formiren, seine Beschränkungen, seine Gebrechen, seine Gefahren, alles lockt uns näher zu ihnen. Aus einer unmerkbaren Grundneigung der Seele zum Gleichgewicht meinen wir durch unsern Beitritt — welches zugleich auch unserm Stolze schmeichelt — ihre leichte unmoralische Schale so lange beschweren zu müssen, bis sie wagrecht mit der Gerechtigkeit steht. Je entferntern Zusammenhang sie mit der Welt haben, desto nähern hat unser Herz mit ihnen. — Ein Mensch, an den sich die ganze Welt knüpft, der sich wiederum an die ganze Welt klammert, ist ein Fremdling für unser Herz. Wir lieben das Ausschließende in der Liebe und überall.

Der Dichter führte uns also in eine Republik hinein, auf welcher, als auf etwas Außergewöhnlichem, unsre

Aufmerksamkeit weilt. Wir haben eine so ziemlich vollständige Oekonomie der ungeheuersten Menschenverirrung, selbst ihre Quellen sind aufgedeckt, ihre Ressorts angegeben, ihre Katastrophe ist entfaltet. Allerdings würden wir vor dem kühnen Gemälde der sittlichen Häßlichkeit zurücktreten, wofern nicht der Dichter durch etliche Pinselstriche Menschlichkeit und Erhabenheit hineingebracht hätte. Wir sind geneigter, den Stempel der Gottheit aus den Grimassen des Lasters herauszulesen, als eben denselben in einem regelmäßigen Gemälde zu bewundern. Eine Rose in der sandigen Wüste entzückt uns mehr, als deren ein ganzer Hain in den hesperischen Gärten. Bei Verbrechern, denen das Gesetz als Idealen moralischer Häßlichkeit die Menschheit abgerissen hat, erheben wir auch schon einen geringern Grad von Bosheit zur Tugend, so wie wir im Gegentheil all unsern [1] Witz aufbieten, im Glanz eines Heiligen Flecken zu entdecken. Kraft eines ewigen Hangs, alles in dem Kreis unsrer Sympathie zu versammeln, ziehen wir Teufel zu uns empor und Engel herunter.

Noch einen zweiten Kunstgriff benutzte der Dichter, indem er dem weltverworfenen Sünder einen schleichenden entgegensetzte, der seine scheußlichern Verbrechen mit günstigerem Erfolge und weniger Schande und Verfolgung vollbringt. Auf diese Art legen wir nach unsrer strengen Gerechtigkeitsliebe mehr Schuld in die Schaale des Begünstigten, und vermindern sie in der Schaale des Bestraften. Der Erste ist um so viel schwärzer, als er glücklicher, der Zweite um so viel besser, als er unglücklicher ist. Endlich hat der Verfasser, vermittelst einer einzigen Erfindung, den fürchterlichen

[1] In der Urschrift: unserm.

Verbrecher mit tausend Fäden an unser Herz geknüpft. — Der Mordbrenner liebt und wird wieder geliebt.

Räuber Moor ist nicht Dieb, aber Mörder; nicht Schurke, aber Ungeheuer. Wofern ich nicht irre, dankt dieser seltene Mensch seine Grundlage dem Plutarch und Cervantes,[1] die durch den eignen Geist des Dichters nach Shakspearischer Manier in einem neuen, wahren und harmonischen Charakter unter sich amalgamirt sind. In der Vorrede zum ersten Plan ist der Hauptriß von diesem Charakter entworfen.[2] Die gräßlichsten seiner Verbrechen sind weniger die Wirkung bösartiger Leidenschaften, als des zerrütteten Systems der guten. Indem er eine Stadt dem Verderben Preis giebt, umfaßt er seinen Roller mit ungeheuerm Enthusiasmus; weil er sein Mädchen zu feurig liebt, als sie verlassen zu können, ermordet er sie; weil er zu edel denkt, ein Sclave der Leute zu seyn, wird er ihr Verderber. Jede niedrige Leidenschaft ist ihm fremde; die Privaterbitterung gegen den unzärtlichen Vater wüthet in einen Universalhaß gegen das ganze Menschengeschlecht aus. „Reue und kein Erbarmen! — Ich möchte das Meer vergiften, daß sie den Tod aus allen Quellen saufen!" —

Zu groß für die kleine Neigung niederer Seelen, Gefährten im Laster und Elend zu haben, sagt er zu einem Freiwilligen: „Verlaß diesen schrecklichen Bund! — Lern' erst die Tiefe des Abgrunds kennen, eh' du hineinspringst. Folge mir! mir! und mach' dich eilig hinweg!"[3] Eben diese Hoheit der Empfindungen begleitet ein unüberwindlicher Heldenmuth

[1] Anmerkung Schillers: Jedermann kennt den ehrwürdigen Roque aus dem Don Quixote. — Siehe oben Thl. 1. S. 43.

[2] Siehe Taschenausgabe Bd. 2. S. 5.

[3] Siehe Taschenausgabe Bd. 2. S. 107.



und eine erstaunenswerthe Gegenwart des Geistes. Man erblicke ihn umzingelt in den böhmischen Wäldern, wie er sich aus der Verzweiflung seiner Wenigen eine Armee wirbt. — Den großen Mann vollendet ein unersättlicher Durst nach Verbesserung und eine rastlose Thätigkeit des Geistes. Welches drängende Chaos von Ideen mag in dem Kopfe wohnen, der eine Wüste fordert sie zu sammeln, und eine Ewigkeit, sie zu entwickeln![1] — Das Auge wurzelt in dem erhabenen armen Sünder, wenn schon lange der Vorhang gefallen ist. Er ging auf, wie ein Meteor, und schwindet, wie eine sinkende Sonne.

Einen überlegenden Schurken, wie Franz, der jüngere Moor, ist, auf die Bühne zu bringen — oder besser (der Verfasser gesteht, daß er nie an die Bühne dachte) ihn zum Gegenstande der bildenden Kunst zu machen, heißt mehr gewagt, als das Ansehen Shakspears, des größten Menschenmalers, der einen Jago und Richard erschuf, entschuldigen; mehr gewagt, als die unglückseligste Plastik der Natur verantworten kann. Wahr ist es — so gewiß diese letztere an lächerlichen Originalen auch die luxurirendste Phantasie des Karrikaturisten hinter sich läßt, so gewiß sie zu den bunten Träumen des Narrenmalers Fratzen genug liefert, daß ihre getreusten Kopisten nicht selten in den Vorwurf der Uebertreibung verfallen, so wenig wird sie dennoch diese Idee unsers Dichters mit einem einzigen Beispiel zu rechtfertigen wissen. Dazu kommt, wenn auch die Natur, nach einer hundert- und tausendjährigen Vorbereitung, so unbändig über ihre Ufer träte, wenn ich dieß auch zugeben könnte; sündigt nicht der Dichter unverzeihlich gegen ihre ersten Gesetze,

[1] Siehe Taschenausgabe Bd. 2. S. 141.

der dieses Monstrum der sich selbst befleckenden Natur in eine Jünglingsseele verlegt? Noch einmal zugegeben, es sey so möglich, wird nicht ein solcher Mensch erst tausend krumme Labyrinthe der Selbstverschlimmerung durchkriechen, tausend Pflichten verletzen müssen, um sie gering schätzen zu lernen — tausend Rührungen der zum Vollkommenen strebenden Natur verfälschen müssen, um sie belachen zu können? Mit Einem Wort, wird er nicht erst alle Auswege versuchen, alle Verirrungen erschöpfen müssen, um dieses abscheuliche non plus ultra mühsam zu erklettern?[1]

Die moralischen Veränderungen kennen eben so wenig einen Sprung als die physischen. Auch liebe ich die Natur meiner Gattung zu sehr, als daß ich nicht lieber zehnmal den Dichter verdamme, eh' ich ihr eine solche krebsartige Verderbniß zumuthe. Mögen noch so viel Eiferer und ungedungene Prediger der Wahrheit von ihren Wolken herunterrufen: der Mensch neigt sich ursprünglich zum Verderblichen; ich glaub' es nicht und denke vielmehr überzeugt zu seyn, daß der Zustand des moralischen Uebels im Gemüth eines Menschen ein schlechterdings gewaltsamer Zustand sey, welchen zu erreichen zuvörderst das Gleichgewicht der ganzen geistigen Organisation — wenn ich so sagen darf — aufgehoben seyn muß, so wie das ganze System der thierischen Haushaltung, Kochung und Scheidung, Puls und Nervenkraft durch einander geworfen seyn müssen, ehe die Natur einem Fieber oder Convulsionen Raum gibt. Unserm Jüngling, aufgewachsen im Kreis einer friedlichen, schuldlosen Familie — woher kam ihm eine so herzverderbliche Philosophie?

[1] Auf ähnliche Weise argumentirte Schiller später über das Betragen und den Charakter Carl des Neunten (siehe Taschenausgabe Bd. 11. S. 171).



Der Dichter läßt uns diese Frage ganz unbeantwortet. Wir finden zu all denen abscheulichen Grundsätzen und Werken keinen hinreichenden Grund, als das armselige Bedürfniß des Künstlers, der, um sein Gemälde auszustaffiren, die ganze menschliche Natur in der Person eines Teufels, der ihre Bildung usurpirt, an den Pranger gestellt hat.

Es sind nicht sowohl gerade die Werke, die uns an diesem grundbösen Menschen empören; es ist auch nicht die abscheuliche Philosophie, — es ist vielmehr die Leichtigkeit, womit ihn diese zu jenen bestimmt. Wir hören vielleicht in einem Kreis Vagabunden dergleichen ausschweifende Bonmots über Moralität und Religion — unser inneres Gefühl empört sich dabei. Aber wir glauben noch immer unter Menschen zu seyn, so lang wir uns überreden können, daß das Herz niemals so grundverderbt werden kann, als die Zunge es auf sich nimmt. Wiederum liefert uns die Geschichte Subjekte, die unsern Franz an unmenschlichen Thaten weit hinter sich lassen;[1] und doch schüttelt uns dieser Charakter so sehr. Man kann sagen: Dort wissen wir nur die Facta, unsere Phantasie hat Raum, solche Triebfedern darzu zu träumen, als nur immer dergleichen Teufeleien, wohl nicht entschuldigen, doch begreiflich machen können. Hier zeichnet uns der Dichter selbst die Schranken vor, indem er uns das Triebwerk enthüllt. Unsere Phantasie wird durch historische Facta gefesselt; wir entsetzen uns über die gräßlichen Sophismen,

[1] Anmerkung Schillers: Man erzählt von einem Spitzbuben in unsern Gegenden, der mit Gefahr seines Lebens Personen, die er nicht einmal kannte, auf die abscheulichste Weise massakrirte. Wiederum von einem andern, der ohne einigen Mangel an Nahrungsmitteln zu haben, die Kinder der Nachbarschaft an sich lockte und verzehrte.

aber noch scheinen sie uns zu leicht und luftig zu seyn, als daß sie zu wirklichen Verbrechen — darf ich sagen — erwärmen könnten. Vielleicht gewinnt das Herz des Dichters auf Unkosten seiner dramatischen Schilderei; tausend Mordthaten zu geloben, tausend Menschen in Gedanken zu vernichten, ist leicht. Aber es ist eine herculische Arbeit, einen einzigen Todtschlag wirklich zu begehen. Franz sagt uns in einem Monologe einen wichtigen Grund: „Verflucht sey die Thorheit unsrer Ammen und Wärterinnen, die unsre Phantasie mit schrecklichen Mährchen verderben, und gräßliche Bilder von Strafgerichten in unser weiches Gehirnmark drücken, daß unwillkürliche Schauer die Glieder des Mannes noch in frostige Angst rütteln, unsre kühnste Entschlossenheit sperren" u. s. w.[1] Aber wer weiß[2] es nicht, daß eben diese Spuren der ersten Erziehung in uns unvertilgbar sind?

In der neuen Auflage des Stücks hat sich der Dichter gebessert. Der Bösewicht hat seinen Helfershelfer verloren, und ist gezwungen, seine eignen Hände zu brauchen. — „Wie? wenn ich selbst hinginge, und ihm den Degen in den Leib bohrte hinterrücks? Ein verwundeter Mann ist ein Knabe! — Frisch! ich will's wagen!" (er geht mit starken Schritten fort, bleibt aber plötzlich in schreckhafter Erschlaffung stehen). „Wer schleicht hinter mir? — Gesichter, wie ich noch keine sah! — Schneidende Triller!" (er läßt den Dolch aus dem Kleide fallen). „Durch meine Knochen Zermalmung! Nein! ich will's nicht thun u. s. w."[3] Der größte Weichling kann Tyrann und Mörder seyn; aber er wird seinen Bravo an der Seite haben, und durch den Arm eines im Handwerk erhärteten Buben

[1] Siehe Taschenausgabe B. 2. S. 122.
[2] Schiller schrieb damals: weißt.
[3] Siehe oben Theil 1. S. 92 u. f.

freveln. Oft ist dieß Feigheit, aber laufen nicht auch Schaueranwandlungen der wiederkehrenden Menschheit mit unter?

Dann sind auch die Raisonnements, mit denen er sein Lastersystem aufzustutzen versteht, das Resultat eines aufgeklärten Denkens und liberalen Studiums. Die Begriffe, die sie voraussetzen, hätten ihn nothwendig veredeln sollen, und bald verleitet uns der Dichter, die Musen allgemein zu verdammen, die zu dergleichen Schelmereien jemals die Hände führen konnten.

Doch Klag' und kein Ende! Sonst ist dieser Charakter, so sehr er mit der menschlichen Natur mißstimmt, ganz übereinstimmend mit sich selbst. Der Dichter hat alles gethan, was er thun konnte, nachdem er einmal den Menschen überhüpft hatte. Dieser Charakter ist ein eigenes Universum, das ich gern jenseits der sublunarischen Welt, vielleicht in einen Trabanten der Hölle, einquartirt wissen möchte. Seine untreue Seele schlüpft geschmeidig in alle Masken, und schmiegt sich in alle Formen. Beim Vater hört man ihn beten, schwärmen neben dem Mädchen, und neben dem Handlanger lästern. Kriechend, wo er zu bitten hat, Tyrann, wo er befehlen kann. Verständig genug, die Bosheit eines Andern zu verachten, nie so gerecht, sie bei sich selbst zu verdammen. An Klugheit dem Räuber überlegen, aber hölzern und feig neben dem empfindsamen Helden. Vollgepfropft von schweren, entsetzlichen Geheimnissen, daß er selbst seinen Wahnwitz für einen Verräther hält. Nachdem er aus einer Raserei, die sich in Ohnmacht verlor, zu sich selbst gebracht ward: „Was hab' ich gesagt? Merke nicht drauf, ich hab' eine Lüge gesagt, es sey, was es wolle.“ [1] Endlich in der

[1] Siehe Taschenausgabe Bd. 2. S. 153.

unglücklichen Katastrophe, wo er menschlich leidet? — Wie sehr bestätigt dieß die allgemeine Erfahrung wieder! Wir rücken ihm näher, sobald er sich uns nähert; seine Verzweiflung fängt an, uns mit seiner Abscheulichkeit zu versöhnen. Ein Teufel, erblickt auf den Foltern der ewigen Verdammniß, würde Menschen weinen machen; wir zittern für ihn, und über eben das, was wir so heißgrimmig auf ihn herabwünschten. Selbst der Dichter scheint sich am Schluß seiner Rolle für ihn erwärmt zu haben. Er versuchte durch einen Pinselstrich ihn auch bei uns zu veredeln: „Hier! nimm diesen Degen. Hurtig! Stoß mir ihn rücklings in den Leib, daß nicht diese Buben kommen und treiben ihren Spott mit mir!“ [1] — Stirbt er nicht bald, wie ein großer Mann, die kleine, kriechende Seele!

Es findet sich in der ganzen Tragödie nur Ein Frauenzimmer, man erwartet also billig im Charakter dieser Einzigen gewissermaßen die Repräsentantin ihres ganzen Geschlechts. Wenigstens wird die Aufmerksamkeit des Zuschauers und Lesers um so unverwandter auf ihr haften, je einsamer sie im Kreise der Männer und Abenteurer steht; wenigstens wird man von den wilden, stürmischen Empfindungen, worin uns die Räuberscenen herumwerfen, in ihrer sanften weiblichen Seele auszuruhen gedenken. Aber zum Unglück wollte uns der Dichter hier etwas Außerordentliches zukommen lassen, und hat uns um das Natürliche gebracht.

Räuber war einmal die Parole des Stücks; der lärmende Waffenton hat den leisern Flötenklang überstimmt. Der Geist des Dichters scheint sich überhaupt mehr zum

[1] Siehe Taschenausgabe Bd. 2. S. 164.

Heroischen und Starken zu neigen, als zum Weichen und Niedlichen. Er ist glücklich in vollen saturirten Empfindungen, gut in jedem höchsten Grade der Leidenschaft, und in keinem Mittelweg zu gebrauchen. Daher schuf er uns hier ein weibliches Geschöpf, wobei wir, unbeschadet all der schönen Empfindungen, all der liebenswürdigen Schwärmerei, doch immer das vermissen, was wir zuerst suchen, das sanfte, leidende, schmachtende Ding — das Mädchen. Auch handelt sie im ganzen Stück durchaus zu wenig. Ihr Roman bleibt durch die drei ersten Acte immer auf eben derselben Stelle stehen, (so wie, beiläufig zu sagen, das ganze Schauspiel in der Mitte erlahmt.) Sie kann sehr artig über ihren Ritter weinen, um den man sie geprellt hat, sie kann auch den Betrüger aus vollem Halse heruntermachen, der ihn weggebissen hat; und doch auf ihrer Seite kein angelegter Plan, den Herzeinzigen entweder zu haben, oder zu vergessen, oder durch einen Andern zu ersetzen. Ich habe mehr als die Hälfte des Stücks gelesen, und weiß nicht, was das Mädchen will, oder was der Dichter mit dem Mädchen gewollt hat; ahnde auch nicht, was etwa mit ihr geschehen könnte. Kein zukünftiges Schicksal ist angekündigt oder vorbereitet, und zudem läßt ihr Geliebter bis zur letzten Zeile des — dritten Acts kein halbes Wörtchen von ihr fallen.

Dieses ist schlechterdings die tödtliche Seite des ganzen Stücks, wobei der Dichter ganz unter dem Mittelmäßigen geblieben ist. Aber vom vierten Act an wird er ganz wieder er selbst. Mit der Gegenwart ihres Geliebten fängt die interessante Epoche des Mädchens an. Sie glänzt in seinem Strahle, erwärmt sich an seinem Feuer, schmachtet neben dem Starken, und ist ein Weib neben dem Mann.

Die Scene im Garten,[1] welche der Verfasser in der neuen Auflage verändert liefert, ist ein wahres Gemälde der weiblichen Natur, und ungemein treffend für die drangvolle Situation. Nach einem Selbstgespräch, worin sie gegen die Liebe zu Carln (der unter einem fremden Namen ihr Gast ist) als gegen einen Meineid kämpft, erscheint er selbst:

Räuber Moor. Ich kam, um Abschied zu nehmen. Doch Himmel! Auf welcher Wallung muß ich Ihnen begegnen?

Amalia. Gehen Sie, Graf — bleiben Sie — Glücklich! glücklich! Wären Sie nur jetzt nicht gekommen! Wären Sie nie gekommen!

R. Moor. Glücklich wären Sie dann gewesen? — Leben Sie wohl!

Amalia. Um Gottes willen! bleiben Sie — Das war nicht meine Meinung! (Die Hände ringend.) Gott! und warum war sie es nicht? — Graf, was that Ihnen das Mädchen, das Sie zur Verbrecherin machen? Was that Ihnen die Liebe, die Sie zerstören?

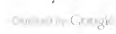
R. Moor. Sie ermorden mich, Fräulein!

Amalia. Mein Herz so rein, eh meine Augen Sie sahen! — O daß sie verblindeten, diese Augen, die mein Herz verkehrt haben!

R. Moor. Mir! mir diesen Fluch, mein Engel! Diese Augen sind unschuldig, wie dieß Herz.

Amalia. Ganz seine Blicke! — Graf, ich beschwöre Sie, kehren Sie diese Blicke von mir, die mein Innerstes durchwüthen! — Ihn — ihn selbst heuchelt sie mir in diesen Blicken vor, Phantasie, die Verrätherin. — Gehen

[1] Siehe oben Theil 1. S. 95 u. f.



Sie! Kommen Sie in Krokodillgestalt wieder, und mir ist besser.

R. Moor (mit dem vollen Blick der Liebe). Du lügst, Mädchen!

Amalia (zärtlicher). Und solltest du falsch seyn, Graf? Solltest du kurzweilen mit meinem schwachen weiblichen Herzen? — Doch wie kann Falschheit in einem Auge wohnen, das seinen Augen aus dem Spiegel gleicht? — Ach! und erwünscht! wenn es auch wäre! Glücklich! wenn ich dich hassen müßte! — Weh mir! wenn ich dich nicht lieben könnte!

R. Moor (drückt ihre Hand wüthend an den Mund).

Amalia. Deine Küsse brennen, wie Feuer.

R. Moor. Meine Seele brennt in ihnen.

Amalia. Geh! Noch ist es Zeit! noch! — Stark ist die Seele des Manns! Feure auch mich an mit deinem Muth, Mann mit der starken Seele!

R. Moor. Dein Zittern entnervt den Starken. Ich wurzle hier (das Haupt an ihre Brust gedrückt) und hier will ich sterben.

Amalia. Weg! laß mich! — Was hast du gemacht, Mann? — Weg mit deinen Lippen! Gottloses Feuer schleicht in meinen Adern. (Sie sträubt sich ohnmächtig gegen seine Bestürmungen.) Und mußtest du kommen aus fernen Landen, eine Liebe zu zerstören, die dem Tode trotzte? (Sie drückt ihn fester an die Brust.) Gott vergebe dir's, Jüngling! u. s. w.

Der Ausgang dieser Scene ist höchst tragisch, so wie sie überhaupt zugleich die rührendste und entsetzlichste ist. Der Graf hat ihr den Trauring, den sie ihm vor vielen Jahren gegeben, an den Finger gespielt, ohne daß sie ihn erkannt hätte. Nun ist er mit ihr am Ziele — wo er sie verlassen, und sich ihr zu erkennen geben soll. Eine Erzählung ihrer eigenen Geschichte, die sie für eine andere auslegt,

war sehr interessant. Sie vertheidigt das unglückliche Mädchen. Die Scene endet also:

K. Moor. Meine Amalia ist ein unglückliches Mädchen.

Amalia. Unglücklich! daß sie dich von sich stieß!

K. Moor. Unglücklicher, weil sie mich zwiefach umwindet.

Amalia. O dann gewiß unglücklich! — Das liebe Mädchen! Sie sey meine Schwester, und dann noch eine bessere Welt —

K. Moor. Wo die Schleier fallen, und die Liebe mit Entsetzen zurückprallt. Ewigkeit heißt ihr Name. — Meine Amalia ist ein unglückliches Mädchen.

Amalia (etwas bitter). Sind es alle, die dich lieben und Amalia heißen?

K. Moor. Alle — wenn sie wähnen, einen Engel zu umhalsen, und ein Todtschläger in ihren Armen liegt. — Wehe meiner Amalia! sie ist ein unglückliches Mädchen.

Amalia (im Ausdruck der heftigsten Rührung). Ich beweine sie!

K. Moor (nimmt stillschweigend ihre Hand, und hält ihr den Ring vor die Augen). Weine über dich selber! (und stürzt hinaus).

Amalia (niedergesunken). Carl! Himmel und Erde!

Noch wäre ein Wort über die zweideutige Katastrophe der ganzen Liebesgeschichte zu sagen. Man fragt, war es tragisch, daß der Liebhaber sein Mädchen ermordet? war es in dem gegebenen Falle natürlich? war es nothwendig? war kein minder schrecklicher Ausweg mehr übrig? — Ich will auf das Letzte zuerst antworten: Nein! — Möglich war keine Vereinigung mehr, unnatürlich und höchst undramatisch wäre eine Resignation gewesen. Zwar vielleicht diese letzte möglich und schön auf Seiten des männlichen Räubers — aber wie äußerst widrig auf Seiten des Mädchens! Soll sie heimgehen und sich trösten über das, was sie nicht ändern kann?

Dann hätte sie nie geliebt. Soll sie sich selbst erstechen? Mir ekelt vor diesem alltäglichen Behelf der schlechten Dramatiker, die ihre Helden über Hals und Kopf abschlachten, damit dem hungrigen Zuschauer die Suppe nicht kalt werde. Nein, man höre vielmehr den Dichter selbst, und beantworte sich dann gelegentlich auch die übrigen Fragen. Räuber Moor hat Amalien auf einen Stein gesetzt und entblößt ihr den Busen.

R. Moor. Schaut diese Schönheit, Banditen! Schmelzt sie euch nicht? Schaut mich an, Banditen! Jung bin ich und liebe. Hier werd' ich geliebt, angebetet! Bis an's Thor des Paradieses bin ich gekommen. — Sollten mich meine Brüder zurückschleudern? (Die Räuber stimmen ein Gelächter an.)

R. Moor (entschlossen). Genug! Bis hieher Natur! Jetzt fängt der Mann an. Auch ich bin der Mordbrenner einer — und (ihnen entgegentretend mit Majestät) euer Hauptmann. Mit dem Schwert wollt ihr mit eurem Herrn rechten, Banditen? (Mit gebietender Stimme) Streckt die Gewehre! Euer Herr spricht mit euch! (Die Räuber lassen zitternd ihre Waffen fallen.)

R. Moor. Seht! Nun seyd ihr nichts mehr, als Knaben, und ich — bin frei. Frei muß Moor seyn, wenn er groß seyn will. Um ein Elysium voll Liebe ist mir dieser Triumph nicht feil. — Nennt es nicht Wahnwitz, Banditen, was ihr das Herz nicht habt Größe zu nennen. Der Witz des Unglücks überflügelt den Schneckengang der ruhigen Weisheit. Thaten, wie diese, überlegt man, wenn sie gethan sind. Ich will hernach davon reden. (Er ermordet das Mädchen.)

Die Räuber preisen den Sieg ihres Fürsten. Aber nun seine Empfindungen nach der That!

R. Moor. Nun ist sie mein (indem er sie mit dem Schwerte bewacht), mein — oder die Ewigkeit ist die Grille eines

Dummkopfs gewesen. Eingesegnet mit dem Schwerte, hab' ich heimgeführt meine Braut, vorüber an all' den Zauberhunden meines Feindes Verhängniß! — Und er muß süß gewesen seyn, der Tod von Bräutigams Händen? Nicht wahr, Amalia?

Amalia (sterbend im Blut). Süße. (Streckt die Hand aus und stirbt.)

R. Moor (zu der Bande). Nun, ihr erbärmlichen Gesellen! Habt ihr noch was zu fordern? Ihr opfertet mir ein Leben auf, ein Leben, das schon nicht mehr euer war, ein Leben voll Abscheulichkeit und Schande. Ich hab' euch einen Engel geschlachtet, Banditen! Wir sind quitt. Auf dieser Leiche liegt meine Handschrift zerrissen. Euch schenk' ich die eurige, u. s. w.

Offenbar krönt diese Wendung das ganze Stück, und vollends den Charakter des Liebhabers und Räubers.

Schlechter bin ich mit dem Vater zufrieden. Er soll zärtlich und schwach seyn, und ist klagend und kindisch. Man sieht es schon daraus, daß er die Erfindungen Franzens, die an sich plump und vermessen genug sind, gar zu einfältig glaubt. Ein solcher Charakter kam freilich dem Dichter zu statten, um Franzen zum Zweck kommen zu lassen. Aber warum gab er nicht lieber dem Vater mehr Witz, um die Intriguen des Sohnes zu verfeinern? Franz muß, allem Ansehn nach, seinen Vater durchaus gekannt haben, daß er es für unnöthig hielt, seine ganze Klugheit an ihm zu verschwenden. Ueberhaupt muß ich in der Kritik dieses Letztern noch nachholen, daß sein Kopf mehr verspricht, als seine Intriguen erfüllen, welche, unter uns gesagt, abenteuerlich, grob und romanhaft sind.

So mischt sich in die Bedauerniß über den Vater ein gewisses verachtendes Achselzucken, das sein Interesse um

nur eine leidende Miene. Der Verfasser kann einwenden: Ich habe Räuber geschildert, und Räuber bescheiden zu schildern, wär' ein Versehen gegen die Natur. Richtig, Herr Autor! Aber warum haben Sie denn auch Räuber geschildert?

Nun das Stück von Seiten seiner Moral? — Vielleicht findet der Denker dergleichen darin (besonders, wenn er sie mitbringt); Halbdenkern und ästhetischen Maulaffen darf man es kühnlich confisciren.

Endlich der Verfasser — man fragt doch gern nach dem Künstler, wenn man sein Tableau umwendet! Seine Bildung kann schlechterdings nur anschauend gewesen seyn. Daß er keine Kritik gelesen, vielleicht auch mit keiner zurecht kommt, lehren mich seine Schönheiten, und noch mehr, seine kolossalischen Fehler. Er soll ein Arzt bei einem würtembergischen Grenadier-Bataillon seyn, und wenn das ist, so macht es dem Scharfsinn seines Landesherrn Ehre. So gewiß ich sein Werk verstehe, so muß er starke Dosen in Emeticis eben so lieben, als in Aestheticis, und ich möchte ihm lieber zehn Pferde, als meine Frau zur Kur übergeben.

Diese Selbstkritik im ersten Stück des würtembergischen Repertoriums der Literatur von 1782, S. 134 bis 164 ist K....r unterzeichnet.

Anhang über die Vorstellung der Räuber.

(1782.)

(Das Stück ist zu verschiedenen Malen in Mannheim gespielt worden. Ich hoffe meine Leser zu verbinden, wenn ich ihnen einen Brief mittheile, den mir mein Correspondent, der, dem Schauspiel zu Gefallen, dahin abgereist war, auf Ansuchen darüber geschrieben hat.)

Worms, den 15. Jänner —82.

Vorgestern endlich ging die Vorstellung der Räuber des Herrn Schiller vor sich. Ich komme so eben von der Reise zurück, und noch warm von dem Eindruck, setze ich mich nieder, Ihnen zu schreiben. Nun erst muß ich erstaunen, welche unübersteiglich scheinende Hindernisse der Herr Präsident von Dalberg besiegen mußte, um dem Publikum das Stück auftischen zu können. Der Herr Verfasser hat es freilich für die Bühne umgearbeitet, aber wie? Gewiß auch nur für die, die der thätige Geist Dalbergs beseelt; für alle übrigen, die ich wenigstens kenne, bleibt es nach wie vor, ein unregelmäßiges Stück. Unmöglich war's, bei den fünf Acten zu bleiben; der Vorhang fiel zweimal zwischen den Scenen, damit Maschinisten und Schauspieler Zeit gewännen; man spielte Zwischenacte, und so entstanden sieben Aufzüge. Doch das fiel nicht auf. Alle Personen erschienen neu gekleidet, zwei herrliche Dekorationen waren ganz für das Stück gemacht, Herr Danzy hatte auch die Zwischenacte neu aufgesetzt, so daß nur die Unkosten der ersten Vorstellung hundert Dukaten betrugen. Das Haus war so ungewöhnlich voll, daß

eine große Menge abgewiesen wurde. Das Stück spielte ganze vier Stunden, und mich däucht, die Schauspieler hatten sich noch beeilet.

Doch — Sie werden ungeduldig seyn, vom Erfolge zu hören. Im Ganzen genommen, that es die vortrefflichste Wirkung. Herr Bök, als Räuberhauptmann, erfüllte seine Rolle, so weit es dem Schauspieler möglich war, immer auf der Folter des Affekts gespannt zu liegen. In der mitternächtlichen Scene am Thurm hör' ich ihn noch, neben dem Vater knieend, mit aller pathetischen Sprache den Mond und die Sterne beschwören — Sie müssen wissen, daß der Mond, wie ich noch auf keiner Bühne gesehen, gemächlich über den Theaterhorizont lief, und nach Maßgabe seines Laufs ein natürliches schreckliches Licht in der Gegend verbreitete. — Schade nur, daß Herr Bök für seine Rolle nicht Person genug hat. Ich hatte mir den Räuber hager und groß gedacht. Herr Iffland, der den Franz vorstellte, hat mir (doch entscheidend soll meine Meinung nicht seyn) am vorzüglichsten gefallen. Ihnen gesteh' ich es, diese Rolle, die gar nicht für die Bühne ist, hatte ich schon für verloren gehalten, und nie bin ich noch so angenehm betrogen worden. Iffland hat sich in den letzteren Scenen als Meister gezeigt. Noch höre ich ihn in der ausdrucksvollen Stellung, die der ganzen laut bejahenden Natur entgegenstand, das ruchlose Nein sagen, und dann wiederum, wie von einer unsichtbaren Hand gerührt, ohnmächtig umsinken: „Ja! Ja! — droben Einer über den Sternen!" — Sie hätten ihn sollen sehen auf den Knieen liegen und beten, als um ihn schon die Gemächer des Schlosses brannten. — Wenn nur Herr Iffland seine Worte nicht so verschlänge, und sich nicht im Deklamiren so überstürzte! Deutschland wird in diesem jungen Mann

noch einen Meister finden. Herr Beil, der herrliche Kopf, war ganz Schweizer. Herr Meyer spielte den Hermann unverbesserlich, auch Kosinsky und Spiegelberg wurden sehr gut getroffen. Madame Toskani gefiel, mir zum mindesten, ungemein. Ich fürchtete Anfangs für diese Rolle, denn sie ist dem Dichter an vielen Orten mißlungen. Toskani spielte durchaus weich und delikat, auch wirklich mit Ausdruck in den tragischen Situationen, nur zu viel Theater-Affektationen und ermüdende weinerlich klagende Monotonie. Der alte Moor konnte unmöglich gelingen, da er schon von Haus aus durch den Dichter verdorben ist.

Wenn ich Ihnen meine Meinung deutsch heraussagen soll — dieses Stück ist dem unerachtet kein Theaterstück. Nehme ich das Schießen, Sengen, Brennen, Stechen und dergleichen hinweg, so ist es für die Bühne ermüdend und schwer. Ich hätte den Verfasser dabei gewünscht, er würde viel ausgestrichen haben, oder er müßte sehr eigenliebig und zäh seyn. Mir kam es auch vor, es waren zu viele Realitäten hineingedrängt, die den Haupteindruck belasten. Man hätte drei Theaterstücke daraus machen können, und jedes hätte mehr Wirkung gethan. Man spricht indeß Langes und Breites davon. Uebermäßige Tadler und übermäßige Lober. Wenigstens ist Dieß die beste Gewähr für den Geist des Verfassers. Bald werden wir es gedruckt haben. Herr Hofkammerrath Schwan, der zur Aufnahme des Stücks sehr viel beigetragen hatte, und ein eifriger Liebhaber davon ist, wird es herausgeben.

Ich habe die Ehre zu seyn u. s. w.

N.

Die vorstehende Selbstkritik der Räuber stand zuerst in dem ersten Stück des würtembergischen Repertoriums der Literatur von 1782, S. 134 bis 164, welches Schiller damals mit Abel und Petersen herausgab (siehe Schillers Leben Thl. 1. S. 126 f.) und ist K....r unterzeichnet. Der **Anhang über die Vorstellung der Räuber** folgte in derselben Vierteljahrschrift diesem Aufsatze unmittelbar nach, von S. 165 an. Die strenge Selbstbeurtheilung bezieht sich auf die Mannheimer Theaterausgabe, welche ich im ersten Band dieser Supplemente (S. 43 ff.) mittheilte. Die Räuber waren am 13. Januar 1782 in Mannheim zum ersten Mal aufgeführt worden, und Schiller hatte unerkannt der Vorstellung beigewohnt (s. Schillers Leben Thl. 1. S. 122 ff.). Es war ihm Bedürfniß, sich über die Darstellung öffentlich auszusprechen. Um sich als Verfasser nicht zu verrathen — denn er hatte sich, ohne Urlaub zu haben, heimlich aus Stuttgart entfernt, um sein Stück aufführen zu sehen — unterschrieb er diesen Brief nicht nur mit „R.“, sondern datirte ihn auch aus Worms. Ueber das Nähere verweise ich auf meine Biographie Schillers (Theil 1. S. 122 ff.).

Vorrede zu der Anthologie.

(1782.)

Meinem Prinzipal, dem Tod, zugeschrieben.

Großmächtigster Czar alles Fleisches,
Allezeit Verminderer des Reichs,
Unergründlicher Nimmersatt in der ganzen Natur!

Mit unterthänigstem Hautschauern unterfange ich mich, deiner gefräßigen Majestät klappernde Phalanges zu küssen,

und dieses Büchlein vor deinem dürren Calcaneus in Demuth niederzulegen. Meine Vorgänger haben immer die Weise gehabt, ihre Sächlein und Päcklein, dir gleichsam recht vorsätzlich zum Aerger, hart an deiner Nase vorbei, in's Archiv der Ewigkeit transportiren zu lassen, und nicht gedacht, daß sie dir eben dadurch um so mehr das Maul darnach wässern machten; denn auch an dir wird das Sprichwort nicht zum Lügner: „Gestohlen Brod schmeckt gut." Nein, dediciren will ich dir's lieber, so bin ich doch gewiß, daß du's weit weglegen werdest.

Doch Spaß bei Seite! — Ich denke, wir zwei kennen uns genauer, denn nur vom Hörensagen. Einverleibt dem Aeskulap'schen Orden, dem Erstgebornen aus der Büchse der Pandora, der so alt ist als der Sündenfall, bin ich gestanden an deinem Altare, habe, wie der Sohn Hamilkars den sieben Hügeln, geschworen unsterbliche Fehde deiner Erbfeindin Natur, sie zu belagern mit einer Medikamenten Heereskraft, eine Wagenburg zu schlagen, um die stahlische Seele aus dem Feld zu schlagen mit Sturm, die trotzige, die deine Sporteln schmälert und deine Finanzen schwächt, und auf dem Wahlplatze des Archäus hoch zu bäumen deine mitternächtliche Kreuzstandarte. — Dafür nun (denn eine Ehre ist werth der andern) wirst du mir auswirken den köstlichen Talisman, der mich mit heiler Haut und ganzer Wolle an Galgen und Rade vorüber geleitet.

Jusque datum sceleri — —

Ei ja doch! Thue Das, goldiger Mäcenas. Denn siehst du, ich möchte doch nicht gerne, daß mir's ginge, wie meinen tollkühnen Kollegen und Vettern, die, mit Stilet und Sackpuffern bewaffnet, in finstern Hohlwegen Hof halten oder im unterirdischen Laboratorium das Wunderpolychrest mischen,

das, wenn's hübsch fleißig genommen wird, unsere politischen Nasen, über kurz oder lang, mit Thronvacaturen und Staatsfiebern kitzelt. D'Amiens und Ravaillac! — Hu! hu! hu! Es ist ein gut Ding um gerade Glieder. Ob du auch deinen Zahn auf Ostern und Michaelis gewezt hast? — Die große Bücherepidemie in Leipzig und Frankfurt — juchheisa Dürrer! wird ein königlich Fressen geben. Deine fertigen Mäkler, Völlerei und Brunst, liefern dir ganze Frachten aus dem Jahrmarkt des Lebens. — Selbst der Ehrgeiz, dein Großpapa, Krieg, Hunger, Feuer und Pest, deine gewaltigen Jäger, haben dir schon so manche fette Menschenklopfjagd gehalten — Geiz und Golddurst, deine mächtigen Kellermeister, trinken dir ganze schwimmende Städte im sprudelnden Kelche des Weltmeers zu. — Ich weiß in Europa eine Küche, wo man dir die raresten Gerichte mit Festtagsgepränge auf die Tafel gesetzt hat. — Und doch — wer hat dich je satt gesehen, oder über Indigestion klagen gehört? — Eisern ist deine Verdauung, grundlos dein Gedärme!

Puh! — Ich hätte dir noch so Manches zu sagen, aber ich tummle mich, daß ich wegkomme — du bist ein garstiger Schwager. — Geh — du machst dir Rechnung, hör' ich, eine Generalcollation zu erleben, wo dir Groß und Klein, Weltkugeln und Lexika, Philosophien und Putzwerk in den Rachen fliegen sollen. — Guten Appetit, wenn's so weit kommt! — Doch Hungerwolf, der du bist, siehe zu, daß du dich da nicht überessest und deinen ganzen Fraß haarklein wieder geben müssest, wie dir's ein gewisser Athenienser, der dir gar nicht wohl will, prophezeiht hat.

D.

Tobolsko, den 2. Februar.

— Tum primum radiis gelidi incaluere Triones. — Blumen in Sibirien? Dahinter steckt eine Schelmerei, oder die Sonne muß Front gegen Mitternacht machen. — Und doch — wenn Ihr Euch auf den Kopf stelltet! Es ist nicht anders, — wir haben lange genug Zobel gefangen, laßt's uns einmal auch mit Blumen versuchen. Sind nicht schon Europäer genug zu uns Stiefsöhnen der Sonne gekommen und durch unsern hundertjährigen Schnee gewatet, irgend ein bescheidenes Blümchen zu pflücken? Schande unseren Ahnen — wir wollen sie selbst sammeln und einen ganzen Korb voll nach Europa frankiren. — Zertretet sie nicht, ihr Söhne des mildern Himmels.

Aber im Ernst zu reden — das eiserne Gewicht des widrigen Vorurtheils, das schwer über dem Norden brütet, von der Stelle zu räumen, forderte einen stärkeren Hebel, als den Enthusiasmus einiger Wenigen, und auch ein festeres Hypomochlion als die Schultern von zwei oder drei Patrioten.

Doch, wenn schon auch diese Anthologie Euch leckerhafte Europäer so wenig als — wenn ich den Fall setze — unser Musenalmanach, den wir — wenn ich ja den Fall setzen wollte — hätten können geschrieben haben, mit uns Schneemännern versöhnen wird, so bleibt ihr doch mindestens das Verdienst, Hand in Hand mit ihren Kameradinnen im weit entlegenen Deutschland dem ausröchelnden Geschmacke den Genickfang geben zu helfen, wie wir Tobolskianer zu sprechen belieben.

Wenn Eure Homere im Schlafe reden, und Eure Herkules Mücken mit ihren Keulen erschlagen — wenn Jeder, der seinen bezahlten Schmerz in Leichen-Alexandriner

auszutropfen versteht, Das für eine Vocation auf den Helikon auslegt — wird man uns Nordländern verdenken, mitunter auch in den Leierklang der Musen zu klimpern? — Eure Matadore wollen Silbergeld gemünzt haben, wenn sie ihr Brustbild auf elendes Messing prägten; — und zu Tobolsko werden die Falschmünzer aufgehangen. Zwar möget Ihr oft auch bei uns Papiergeld statt russischer Rubel finden; aber der Krieg und theure Zeit entschuldigen Alles.

So gehe denn hin, sibirische Anthologie! — Gehe — du wirst manchen Süßling beseeligen, wirst von ihm auf den Nachttisch seiner Herzeinzigen gelegt werden, und zum Dank ihre alabasterne Lilienschneehand seinem zärtlichen Kuß verrathen. — Gehe — du wirst in den Assembleen und Stadtvisiten manchen gähnenden Schlund der Langeweile ausfüllen und vielleicht eine Circassienne ablösen, die sich im Platzregen der Lästerung müde gestanden hat. — Gehe — du wirst die Küche mancher Kritiker berathen; sie werden dein Licht fliehen, und sich gleich den Käuzlein in deinen Schatten zurückziehen. — Hu! hu! hu! — Schon höre ich das ohrzerfetzende Geheul im unwirthbaren Forste und hülle mich angstvoll in meinen Zobel.

Die Gedichte der Anthologie sind in den ersten Theil der Supplemente (von S. 127 bis S. 209) aufgenommen, und eben daselbst sind die nöthigen Nachrichten über diese Blumenlese gegeben. Hier folgt nun auch die vor jener Sammlung stehende Zueignung an den Tod und der bevorwortende Brief aus Tobolsko. Eine kurze Beurtheilung siehe in meiner Biographie Schillers (Thl. 1. S. 101).

Ueber das gegenwärtige deutsche Theater.

(1782.)

Dieser Aufsatz erschien zuerst im würtembergischen Repertorium der Literatur, welches Schiller, Abel, Petersen und Andere auf ihre eigenen Kosten herausgaben. Alle Aufsätze und Recensionen Schillers in dieser Zeitschrift sind anonym, und dieser ist mit der Chiffre U unterzeichnet. Körner hat ihn in die Werke (Taschenausg. Bd. 10. S. 49) aufgenommen. Wir erwähnen dieser Abhandlung besonders wegen einer Anmerkung, welche Körner nur so weit, als die Anführungszeichen gehen, beibehielt (s. Taschenausg. S. 57). Sie heißt vollständig.

„Es ist noch die Frage, ob eine Rolle durch einen bloßen Liebhaber nicht mehr als durch einen Schauspieler gewinne. Bei dem Letztern wenigstens geht die Empfindung so bald, als bei einem occupirten Practicus in der Heilkunst das Judicium über die Krankheit verloren. Es bleibt nichts zurück, als eine mechanische Fertigkeit, eine Affektation, eine Koketterie mit den Grimassen der Leidenschaft." Man wird sich erinnern, wie glücklich die Rolle der Zaire in Frankreich und England durch angehende und ungeübte Schauspielerinnen gerathen ist (s. Lessings Hamburg'sche Dramaturgie, sechzehntes Stück S. 121 und 122). Möchte man aller Orte von dem Vorurtheile zurückkommen, daß theatralische Uebungen Personen von Stand und Ehre schänden! Gewiß würde dieß den guten Geschmack allgemeiner verbreiten, und die Empfindung des Schönen, Guten und Wahren durchgängig mehr beleben und verfeinern, sowie zugleich auch Spieler von Profession mit einem schärfern Wetteifer den Ruhm ihres Standes zu erhalten sich befleißen würden.

Im Texte selbst (S. 51) hat der Herausgeber nach den Worten „vor euern Ohren das rasende Gelächter trillert“ die gegen die Wollust der Fürsten gerichteten Worte ausgelassen, dergleichen sich aus damaliger Zeit so viele finden:

Ich könnte die Beispiele häufen. Wenn Odoardo den Stahl, noch dampfend vom Blute des geopferten Kindes, zu den Füßen des fürstlichen armen Sünders wirft, dem er seine Maitresse so zugeführt hat — welcher Fürst gibt dem Vater seine geschändete Tochter wieder? — — Glücklich genug, wenn euer Spiel sein getroffenes Herz unter dem Ordenbande zwei= oder dreimal stärker schüttelt. Bald schwemmt ein lärmendes Allegro die leichte Rührung weg. „Ja, glücklich genug, wenn eure Emilia ꝛc.“

Diese beibehaltene erhält erst durch jene ausgelassene ihre wahre Beziehung wieder.

Der Spaziergang unter den Linden.

(1782.)

Ebenfalls zuerst im würtembergischen Repertorium Stück 1. S. 111 bis 119; in der Taschenausgabe Bd. 10. S. 58. Da wo Wollmar sagt, „daß die Natur Jahrtausende lang nur den Abtrag von der Tafel des Todes verzehre ꝛc.“ (S. 59), fährt er im nächsten Satz im Repertorium so fort:

Es ist ein unflätiges Ungeheuer, das von seinem eigenen Koth, viele tausend Mal aufgewärmt, sich mästet, seine Lumpen in neue Stoffe zusammenflickt und groß thut, und sie zu Markte trägt und wieder zusammenreißt in garstige

Lumpen. „Junger Mensch, weißt du wohl auch, in welcher Gesellschaft du vielleicht jetzo spazierest? ꝛc.“ Gleich nachher, wo er auf „die zermalmten Gebeine unserer großen Heinriche“ hinweist, sind dann die Stellen unterdrückt: Pfui! Pfui! die Erderschütterer Roms, die die majestätische Welt in drei Theile rissen, wie Knaben einen Blumenstrauß unter sich theilen und an die Hüte stecken, müssen vielleicht in den Gurgeln ihrer verschnittenen Enkel einer wimmernden Opernarie fröhnen. „Der Atom, der in Plato's Gehirne dem Gedanken der Gottheit bebte, der im Herzen des Titus der Erbarmung zitterte, zuckt vielleicht jetzo der viehischen Brunst in den Adern der Sardanapale, oder wird in dem Aas eines gehenkten Gaudiebs von den Raben zerstreut.“ Schändlich! schändlich! Wir haben aus der geheiligten Asche unserer Väter unsere Harlekinsmasken zusammengestoppelt; wir haben unsere Schellenkappen mit der Weisheit der Vorwelt gefüttert. „Sie scheinen das lustig zu finden, Edwin?“

Edwin zieht weiter unten (S. 60) die dunkle Lebensansicht des Freundes in's Heitere, und meint, die zerstobenen „Leiber der Polygraphen könnten wohl verdammt seyn, zu Lettern geschmolzen oder zu Papier gewalkt zu werden ꝛc.“ Dann führt er das Gespräch fort:

Wer kann mir beweisen, daß der schmerzliche Blasenstein unsers Nachbars nicht der Rest eines ungeschickten Arztes ist, der nunmehr zur Strafe die ehemals mißhandelten Gänge des Harns ein ungebetener Pförtner hütet, so lang in diesen schimpflichen Kerker geschlossen, bis die geweihte Hand eines Wundarztes den verwünschten Prinzen erlöst. „Sehen Sie, Wollmar! aus eben dem Kelche, woraus Sie die bittere Galle schöpfen, schöpft meine Laune lustige Scherze.“

Wollmar. „Edwin! Edwin! Wie Sie den Ernst wieder mit lächelndem Witz übertünchen.“ — Man sage es doch unsern Fürsten, die mit einer zuckenden Wimper zu vernichten meinen. Man sage es unsern Schönen, die mit einer farbigten Landschaft im Gesicht unsre Weisheit zur Närrin machen wollen. Man sage es den süßen Herrchen, die eine Handvoll blonde Haare zu ihrem Gott machen. Mögen sie zusehen, wie die Schaufel des Todtengräbers den Schädel Yoriks so unsanft streichelt. Was dünkt sich ein Weib mit ihrer Schönheit, wenn der große Cäsar eine anbrüchige Mauer flickt, den Wind abzuhalten?

Edwin. Aber wohinaus mit dem allem?

Wollmar. Armselige Katastrophe einer armseligern Farce! — Sehen Sie, Edwin? Das Schicksal der Seele ist in die Materie geschrieben. Machen Sie nunmehr den glücklichen Schluß.

Edwin. Gemach, Wollmar. Sie kommen in's Schwärmen. Sie wissen, wie gern Sie da die Vorsicht mißhandeln.

Wollmar. „Lassen Sie mich fortfahren. Die gute Sache scheut die Besichtigung nicht.

Edwin. Wollmar besichtige, wenn er glücklicher ist ꝛc.“

Man sieht aus diesen Nachträgen, daß der Dialog sehr kastrirt ist. Er ist im Repertorium mit K. unterzeichnet, und in Klammern beigefügt „Vielleicht Fortsetzungen.“ In der letzten Antwort des Edwin (S. 65) muß wohl wieder geschrieben werden: Und warum nicht: Gewesen?

Recensionen aus dem Repertorium.

Schwäbischer Musenalmanach auf das Jahr 1782.

Herausgegeben von G. F. Stäudlin. Zu haben bei Cotta.

Bei der gegenwärtigen Mode, Kalender zu machen, (Seuche darf ich sie doch nicht nennen, denn man streitet, ob Krankheiten aufkommen, die die Alten nicht schon gehabt haben, und Musenalmanache hatten sie doch wohl nicht) bei der so empfindsamen Witterung im ganzen Deutschland ist eine würtembergische Blumenlese kein Phänomen mehr. Man beschuldigt sonsten die Schwaben, daß sie erst anfangen, wenn ihre Nachbarn Feierabend machen, und in dieser Hinsicht — Gesegnet sey die endliche prophetische Ankunft des schwäbischen Musenalmanachs!

Bücher dieser Art lassen sich nur von drei Seiten ansehen. Entweder sie sind die Freistatt angehender schüchterner Schriftsteller, die hinter dieser Tapete Ruf oder Abschreckung vom Publikum erwarten. Man billigt sie in dieser Rücksicht, nur muß letzterer Gehorsam geleistet und jener — nicht vorausgesetzt werden. (Doch auch hiebei die unmaßgebliche Frage: Sind denn unser Klopstock und seines gleichen wiederum neuerdings begierig worden, das Maß ihres Genies zu wissen, daß ich auch sie in der Gesellschaft finde, und lassen sie sich gleich alten Grenadieren im hohen Alter noch messen, um zu erfahren, um wie viel sie zurückschlugen?) — Oder ein Almanach ist der unflätige Kanal, der die Indigestionen der Musen durch die Nasen des Publikums flößet? Pfui

ihm! wenn er das wäre — vielleicht die Bude verlegener Waaren, und da lobte ich mir unsere pfiffigen Schöngeister, die ihren abgestumpften Witz gelegenheitlich bei dieser letzten Instanz noch umtreiben, gleichwie man veraltete Meubles und abgetragene Kleider nach Auctionen schickt, um ihrer mit Vortheil noch los zu werden? — Oder endlich, will man dem schönen Geschlecht ein Präsent damit machen? Unnöthiger Aufwand, eben das thut ein bischen Seife, im Wasser aufgelöst; hübsch durch ein Strohhälmchen drein geblasen, treibt Bläschen auf, blau, grün, roth, violett und — ei! da freuen sich die Kinder!

Doch daran mag jetzo wahr seyn was wolle, gegenwärtiger Almanach ist immerhin nicht der schlechteste in Deutschland. Mir sind schon Kameraden von ihm zu Gesicht gekommen, die nur die Namen großer Dichter bei sich führten, unfruchtbar und arm, wie sie etwa auf ihren Grabmälern stehen dürften. Wenn also ein Musenalmanach der Maßstab der Provinzialkultur ist, so mag Schwaben sich immerhin getrost an die Sachsen und Rheinländer anreihen. Aber der Heerführer der schwäbischen Musen, Herr Stäudlin, gürtet sein Schwert um, dem ganzen unschwäbischen Deutschland ein Generaltreffen zu liefern, und dieses soll kein Haar weniger als das Genie der Provinz entscheiden. Audaces fortuna juvat! Mag sich der Ausländer verschanzen, so gut er kann — heißköpfige Nordländer sind gefährliche Leute. — Es beliebt dem Herausgeber, seine eigene heroische Person einem Gärtner zu vergleichen, der einen Versuch in seinem nordischen Klima wagt, ob die herrliche Pflanze des Genius nicht auch hier gedeihe? Wahr ist's, viel thut hiebei die Milde der Zone — viel, sehr viel Begießen und Sonnen; — viel ein wohl angebrachter Schnitt

— Aber der Gärtner muß die Ananas von keinem — Holzapfelkern erwarten!

Davon genug. Unter dem Schwall von Mittelmäßigkeit, dem Froschgequäke der Reimer, hört man noch hie und da einen wahren Saitenklang der Melpomene. Die mehrsten Gedichte von Herrn Thill, die Schwermuth vom Herausgeber selbst, Laura, vom Verfasser der Räuber,[1] einige Arbeiten von Reinhard und Conz, einige Epigramme von ...g, O. und Armbruster verdienen den besten ihrer Art an der Seite zu stehen. ...g ist für das Sinngedicht gemacht und sollte diese Anlage nicht versäumen. Armbruster ist ganz ohne Bildung, aber er verdiente gebildet zu werden. Reinhards Poesien verrathen die zärtlichste Empfindung und den liebenswürdigsten Charakter ihres Verfassers (er hat sich auch an eine Uebersetzung des Tibull gemacht und wird zuverlässig darin glücklich seyn). Conz hat den Klopstock studirt und hat einen kühnern, männlichern Ton. Die Uebrigen machen die Masse.

Dem Almanach ist ein Titelkupfer vorgesetzt, es stellt den Aufgang der Sonne über'm Schwabenland vor. Potz! was wir Zeitgenossen des 178sten Jahrzehends nicht erleben! Der Stäudlin'sche Almanach die Epoche des Vaterlands! — Wenn diese Erscheinung nicht zum Unstern ein Nordlicht ist, das, wie die Wetterverständigen behaupten, Kälte prophezeiht — so sehe doch der Epochmacher zu, daß ihr rother, feuriger Morgenstrahl ihm die Augen nicht verblende, und er — in der Finsterniß taumelnd — an den Schwertspitzen der Kritik sich spieße.

Gz.

[1] Die Varianten dieses Gedichts in dem Musenalmanach siehe oben Theil 3. S. 555.

Nanine oder das besiegte Vorurtheil.

Aus dem Französischen des Herrn von Voltaire von Pffr. Stuttgart bei Mäntler 1781.

Der Uebersetzer beweist aus dem Götz von Berlichingen, dem Hofmeister, und den Räubern, daß Nanine das einzige Lustspiel in seiner Art sey. Uebrigens ist die Uebersetzung so gar schlecht nicht, als es die Vorrede schließen läßt. Der Uebersetzer ist ein — Kameralist und findet sich also verpflichtet — den vaterländischen Handelsmann mit Makulatur zu versehen.

Gz.

Kasualgedichte eines Würtembergers.

Stuttgart bei J. B. Metzler 1782. 28 Bogen. 8.

Müssen nach dem Zirkel, für den sie ursprünglich bestimmt waren, geschätzt werden; jeder Andere, als der die Beziehungen und lokalen Anspielungen versteht, wird einseitig und ungerecht davon urtheilen. Der Verfasser, ein vortrefflicher Kopf, hat seine eigene komische Laune, die ihn unstreitig zu etwas Besserm, als Kasualgedichten, berechtigte, wenn er billig genug gegen sich selbst wäre. Schade, daß er sein herrliches Dichtertalent an dem unfruchtbaren Stoff der Hochzeiten und Alltagsleichen verschwendet; wir hätten aus seiner Feder einen guten komischen Roman zu erwarten. Sein Witz ist munter und treffend; seine Verse fließen frei und harmonisch; seine lebhafte Phantasie arbeitet auch aus dem kärglichsten Gegenstand Interesse hervor. Mehr Kasualgedichte

von diesem Werth könnten uns mit diesen Bastardtöchtern der Musen versöhnen. Weniger glücklich ist der Verfasser in Elegien; wo er tragisch seyn will, wird er oft gothisch und burlesk, prosaisch, wo er erhaben seyn soll. Gleich das erste Gedicht auf den Tod seines Vaters ist ein Beweis davon, das, so kühne und herrliche Gedanken es auch hat, durch biblische Ausdrücke und gemeine Redensarten hie und da von seinem poetischen Werthe verliert.

Eben dieses Gedicht hebt jedoch feierlich und traurig erhaben an: Er fordert ein Lied von dem Schmerze —

> Ein Waisenlied, nicht, wo die Trauer prahlt,
> Der Gram sich zeigt, und Boy, wie Flitter, strahlt,
> Und an der Gruft, so lang die Lampen scheinen,
> Die Muse weint, wie Klageweiber weinen.
>
> Mein Vater stirbt! Mein Vater! welcher Raub!
> Blut, werde du, wie sein's, zu Todtenstaub!
> Du, Puls, zum Erz, du, fleischern Aug', zum Steine!
> Wo nicht, o Gott — so dulde, daß ich weine!
>
> Und Du — ach Du! wenn droben Pausen sind,
> So höre jetzt. — Nein! höre nicht dein Kind.
> Und fahre fort, am hohen Lied zu trinken,
> Du flogst zu hoch, zum Gram herab zu sinken.

Noch eine Stelle erlaube ich mir aus den elegischen Gedichten auszuziehen (die komischen muß man ganz lesen, die Wahl würde mir auch zu schwer seyn, unter so vielen guten das beste zu finden). Die versprochene Stelle kommt aus einem langen historischen Gedicht, worin der Verfasser eine unglückliche Reise beschreibt. Der Wagen hatte umgeschlagen, der Fuhrmann das Bein gebrochen: —

Aus des Fuhrmanns Strumpf hervor
Ragte sein gebroch'nes Rohr. —
Zweifach war des Rohres Bruch,
Schauervoll des Mannes Spruch:
„Herr, da sieh' er meinen Fuß!
Sag' er, ob ich sterben muß?"
Winselnd streckt er dann den Arm,
Mich zu fassen: „Gott erbarm'!
Sieben Kinder! Dieser Fuß!
Glaubt Er, daß ich sterben muß?"

An dergleichen fürtrefflichen Schilderungen ist dieses Gedicht, so wie viele andere, fruchtbar. Doch hätte mir im Ganzen eine strengere Auswahl nicht mißfallen. Der Verfasser scheint sich in die Alten studirt zu haben und wenig auf das Lesen der Neuen zu verwenden. Ob er daran recht oder unrecht thue, entscheid' ich nicht. — Doch ist das gewiß, er wird auf diesem Wege gewisser zum Ziele kommen als sein Herr Vorgänger in dieser Bibliothek — auf dem andern.

Schließlich lege ich den Lesern eine schon oft gemachte Frage vor: Warum unterdrücken unsere besseren Köpfe so oft ihr glücklichstes Talent, mit dessen Hälfte vielleicht ein Ausländer Wundergeschrei macht? — Ist es schwäbische Blödigkeit? Ist es Zwang ihrer Lage?

Vermischte deutsche und französische Poesien.

Vermehrte und verbesserte Auflage. Frankfurt und Leipzig (oder eigentlich Stuttgart und Tübingen) 1782. 8. 7 Bogen.

Von der ersten Auflage habe ich weder gesehen noch gehört, ich nehme also das Buch so lange für neu. Der

anonymische Verfasser gab nur in Nebenstunden den Musen Gehör, er fand an soliden Wissenschaften mehr Geschmack, hat Philosophen und Mathematiker studirt, und hätte, wie es scheint, gern, daß dieß auch seine Leser wüßten. So lang er also nicht für die Dichtkunst allein vorhanden zu seyn ausgibt, so lange bleiben seine Verse lobenswerth und gut; falls er aber seinen alten Beruf zum Helikon weiter urgiren wollte, hätten wir einige Bestellungen an ihn, wie folget:

Allerdings sind seine Poesien rein, angenehm und fließend versificirt. Es fehlt ihnen nicht an Empfindung und eben so wenig an Gedanken — aber neu sind sie eben nicht, selbst nicht in der Form. Originalität muthet man freilich nicht Jedem zu, aber überrascht will man doch seyn. Ich meine das ganze Buch schon gelesen zu haben, wenn ich den ersten Blick darauf werfe, und doch kann ich betheuern, daß mir mein Lebtag nichts davon zu Gesicht gekommen. Dieses weggerechnet, bin ich mit dem Dichter zufrieden. Er hat wahre, mehr zärtliche, als starke Empfindung, einen mildern, gemäßigtern Schwung der Phantasie (nicht den feurigen heftigen unserer Kraftmänner, der mehr umreißt, als rühret), gute Lektüre und ein metrisches Ohr. Die Gedichte an seine Daphne sind voll herzlicher, süßer Empfindungen und verdienen von Jedermann gelesen und empfunden zu werden. Freilich mag das Publikum das große und warme Interesse dafür nicht haben, als die Hausfrau des Dichters gehegt haben muß, wie er selbst nicht vorbeiläßt anzumerken. Die Ode, Stimme der Philosophie, hat etliche sehr glückliche Strophen, die ich beinahe hier beisetzen möchte. Das Brautgedicht des Verfassers, sein Daseyn, und einige Sinngedichte haben uns sehr wohlgefallen, ob sie schon nur mir allein hätten gefallen sollen.

Was der Verfasser mit Misogallen will, verstehen wir nur halb. Gute französische Poesien wird kein Deutscher verachten, es müßte denn einer von den eingebildeten handfesten Patrioten seyn, der den Geschmack seines Vaterlandes mit dem Dreschprügel rettet.

Was aber die französischen Poesien des Herrn Verfassers betrifft, so kommt es mir hiebei ein klein wenig verdächtig vor. Es ist wahr, er kann sein Französisch so ziemlich — und wie? wenn wir eben das bei dieser Gelegenheit hätten erfahren sollen? — aber zuweilen scheint es auch nur ein schlauer Behelf zu seyn, Werkeltagsgedanken mit gallischen Flittern zu bedecken.

„L'inconstance d'une belle
N'est pas un petit malheur."

Das fließt ja scharmant im Original! Der Deutsche hat die üble Gewohnheit, seine Meinung von der Brust weg zu sagen, er drückt also diesen zierlichen Vers ganz plump aus:

„Die Unbeständigkeit einer Schönen
Ist kein kleines Unglück."

Der Fuchs finde Poesie! — Nun, einen Schritt vorwärts; plump deutsch:

Aber das Ding bei Nahem besehen,
Bist du vielleicht, wenn man Alles rechnet,
Selbst die Ursache
Ihrer Untreu'.

Da hat's der Herr! Hätte sich das nicht besser französisch sagen lassen:

Mais voyons de près la chose,
Peut-être, tout bien compté,
Tu seras toi-même cause
De son infidelité.

Sonst hab' ich an dem Verfasser noch wahrgenommen, daß er sein Publikum gar zu einfältig voraussetzt. Was er uns in der Vorrede und in den Noten nicht Alles begreiflich macht! In seinem Gedicht an den Genfer ist er gar zu besorgt gewesen; man würde darum noch keine Revolte gegen den Souverän gemacht haben, wenn er sich auch die Note erspart hätte. Endlich, wenn der Gedanke, den Jakob Rousseau zu mißhandeln, in der Peterskirche zu Genève ist ausgebrütet worden, so müssen dort wohl nicht alle Gedanken so römisch seyn.

Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben.

Drittes Stück. Augsburg bei Stage. 1782. 17 Bogen in 8.

Pardon dem Herausgeber!
Er will ja aufhören. H.

Anthologie auf das Jahr 1782.

Gedruckt in einer Buchdruckerei zu Tobolsko. Mit einem schönen Apollokopf. 18 Bogen 8.

Schon wieder eine würtembergische Blumenlese? — Sie wachsen nach, wie die Köpfe der Hydra! Kaum haben wir einen Kopf von den Schultern gespielt, husch! springt schon ein zweiter, größer und trotziger, aus dem Rumpfe.—

Und eine Anthologie aus Tobolsko! Auf was doch die Herren Entreprenneurs nicht alle verfallen! Auch den Norden verschonen sie nicht und beschmutzen das schuldlose Sibirien mit ihrer poetischen Dinte. Warum der Anthologist sein Vaterland verläugnet, mag er wissen. Sonst trompetet er sich mit einem ziemlich brutalen Motto voraus, wenn es anders nicht Anspielung ist: „Tum primum radiis gelidi incaluere triones.“ In der Vorrede wird verhoffentlich über die anderen Musensammlungen (doch hie und da nicht mit Unrecht) geschimpft und auf den schwäbischen Almanach, als den Amtsbruder, spöttisch geschielt. Der Herausgeber mag dem Herrn Städele nicht hold seyn und zupft ihn, wo er kann; mag er recht haben oder nicht, uns mißfällt diese beiderseits läppische Zänkerei. Das Buch wird dem Tod zugeschrieben, und der Autor verräth sich, daß er ein Arzt ist.

Die Gedichte selbst sind nicht alle von den gewöhnlichen. Acht an Laura gerichtet, in einem eigenen Tone, mit brennender Phantasie und tiefem Gefühl geschrieben, unterscheiden sich vortheilhaft von den übrigen. Aber überspannt sind sie alle und verrathen eine allzu unbändige Imagination; hie und da bemerke ich auch eine schlüpfrige sinnliche Stelle in platonischen Schwulst verschleiert. Das Gedicht an Rousseau, die Elegie auf einen Jüngling, an die Sonne, an Gott, Größe der Welt, in einer Bataille, die Freundschaft, Fluch eines Eifersüchtigen, die schlimmen Monarchen u. s. w. enthalten starke, kühne und wahr poetische Züge. Zärtlich weich und gefühlvoll sind die Kindsmörderin, der Triumph der Liebe (wahrscheinlich auf Veranlassung der Nachtfeier der Venus von Bürger geschrieben), an mein Täubchen, an Minna, Morgenphantasie, der Unterschied, an

Fanny, an den Frühling. In einigen anderen, als z. B. dem Fragment an einen Moralisten, vorzüglich den Kastraten und Männern, der Vergleichung und einigen Sinngedichten fällt ein schlüpfriger Witz und petronische Unart auf. Einige darunter sind launisch und satyrisch, als Bacchus im Triller, der hypochondrische Pluto, die Rache der Musen, Baurenständchen u. s. w. Doch sehr oft ist der Witz auch gezwungen und ungeheuer. Im Ganzen sind fast alle Gedichte zu lang, und der Kern des Gedankens wird von langweiligen Verzierungen überladen und erstickt. Die meisten der Sinngedichte scheinen mehr da zu seyn, die Lücken zwischen größeren auszufüllen, und sagen Nichts. Der wirthschaftliche Tod, an den Galgen zu schreiben, Spinoza, die Alten und Neuen und einige wenige sind treffend und gut. Auch merke ich, daß sich ein Verfasser hinter mehrere Anfangsbuchstaben verschanzt hat. Er hat bei manchen Gedichten wohl gethan, aber so gar fein ist dieses Strategem eben nicht ausgefallen. Viele Stellen sind von edelm Freiheitsgeiste belebt, und feile Lobreden findet man hier nicht. Eine strengere Feile wäre indeß durchaus nöthig gewesen, und überhaupt unter den Gedichten selbst eine strengere Wahl. Aber das Buch mußte eben dick werden und seine achtzehn Bogen haben; was kümmert es den Anthologisten, ob er unter die Narzissen und Nelken auch hie und da Stinkrosen und Gänseblümen bindet? Dessen ungeachtet hat diese Sammlung manche ihrer Schwestern in Schatten gestellt, und zu wünschen wäre es immer, daß Deutschland mit keiner schlechtern heimgesucht würde. Möchten sich doch unsere jungen Dichter überzeugen, daß Ueberspannung nicht Stärke, daß Verletzung der Regeln des Geschmacks und des Wohlstandes nicht Kühnheit und

Originalität, daß Phantasie nicht Empfindung, und eine hochtrabende Ruhmredigkeit der Talisman nicht sey, von welchem die Pfeile der Kritik splitternd zurückprallen; möchten sie zu den alten Griechen und Römern wieder in die Schule gehen und ihren bescheidenen Kleist, Uz und Gellert wieder zur Hand nehmen; möchten sie — doch was sollten sie nicht alle mögen! Unsere modischen Scribenten wissen gar zu gut, was sie dem gegenwärtigen Geschmack auftischen müssen, um Entrée zu bekommen. — Diese Anthologie scheint sich jedoch, wenn sie die Absicht, jedermänniglich zu gefallen, hätte, schlimm betrogen zu finden; denn der darin herrschende Ton ist durchaus zu eigen, zu tief und zu männlich, als daß er unsern zuckersüßen Schwätzern und Schwätzerinnen behagen könnte.

„Gz"

am Ende des ersten Stücks.

Körner hatte in seinem Berichte über Schillers Leben (siehe Taschenausgabe Bd. 12. S. 412) gesagt: Schiller habe in das Repertorium verschiedene Recensionen, vorzüglich eine sehr strenge und ausführliche über die Räuber geliefert. Hierdurch aufmerksam gemacht, stellte Herr Boas in seinen Nachträgen fünf durch das Zeichen „Gz" unterschiedene Recensionen als von Schiller herrührend muthmaßlich zusammen. Und wirklich hat er das Richtige getroffen; denn auf einem Zettel in dem Nachlasse von Petersen werden diese fünf Beurtheilungen nebst einer sechsten, die wir beifügten: Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben, ausdrücklich Schillern zugeschrieben. Sie liefern einen schätzenswerthen Beitrag zur Kenntniß der Schiller'schen Geistesentwickelung und des Ganges seiner Kritik insbesondere (siehe Schillers Leben 2c. Thl. 4. S. 189 ff.). Besonders interessant

und ausgezeichnet durch das strenge, unbestechliche Urtheil ist die Recension seiner Anthologie (No. 6). Hiermit verlassen wir für immer die Anthologie — und wandern mit dem flüchtigen Schiller nach Mannheim.

Der Verfasser des Fiesko an das Publikum.

(1784.)

Erst am 17. Januar 1784 wurde der größtentheils schon in Stuttgart ausgearbeitete, nachher umgeänderte Fiesko in Mannheim bei Eröffnung der Carnevalsbelustigungen dargestellt. Wie bei der ersten Aufführung der Räuber, so erließ auch jetzt Schiller eine „Erinnerung an das Publikum," welche den Theaterzetteln beigefügt und an den Straßenecken, Thoren und Bäumen Mannheims angeklebt war. Glücklicher Weise hat die „Literatur- und Theaterzeitung", Jahrgang 1784, St. 21, uns diesen Prolog aufbewahrt, und er ist auch von Böttiger in den „Blättern für literarische Unterhaltung" vom 1. October 1836 No. 285 wieder mitgetheilt worden (siehe Schillers Leben, Thl. 1. S. 222 ff.). Diese „Erinnerung" bevorwortet die Theaterbearbeitung des Fiesko, welche im 1. Band dieser Supplemente S. 235 ff. zuerst gedruckt erschienen ist, und findet in derselben, besonders im fünften Aufzug (S. 503 ff.) ihren vollkommenen Aufschluß.

Eigentlich sollte das Tableau für den Künstler reden, und er selbst die Entscheidung hinter dem Vorhang erwarten. — Es ist jetzt auch meine Absicht nicht, das Urtheil der Zuschauer für meine Manier zu bestechen, und der Faden des Trauerspiels liegt nicht sehr versteckt. — Dennoch setze

ich einen zu großen Werth in die Aufmerksamkeit meines Publikums, als daß ich ihm nicht auch die wenigen Augenblicke sollte zu retten suchen, die darauf gehen würden, bis es ihn fände.

Fiesko ist der große Punkt dieses Stücks, gegen welchen sich alle darin spielenden Handlungen und Charaktere gleich Strömen nach dem Weltmeer hinsenken — Fiesko, von dem ich vorläufig nichts Empfehlenderes weiß, als daß ihn J. J. Rousseau im Herzen trug — Fiesko, ein großer, fruchtbarer Kopf, der unter der täuschenden Hülle eines weichlichen, epikurischen Müssiggangs, in stiller, geräuschloser Dunkelheit, gleich dem gebärenden Geist auf dem Chaos, einsam und unbehorcht eine Welt ausbrütet, und die leere, lächelnde Miene eines Taugenichts lügt, während daß Riesenpläne und wüthende Wünsche in seinem brennenden Busen gähren — Fiesko, der, lange genug mißkannt, endlich einem Gott gleich hervortritt, das reife, vollendete Werk vor erstannende Augen stellt, und ein gelassener Zuschauer dasteht, wenn die Räder der großen Maschine dem gewünschten Ziele unfehlbar entgegenlaufen — Fiesko, der nichts fürchtet, als seines Gleichen zu finden — der stolzer darauf ist, sein eigenes Herz zu besiegen, als einen furchtbaren Staat — Fiesko, der zuletzt den verführerischen, schimmernden Preis seiner Arbeit, die Krone von Genua, mit göttlicher Selbstüberwindung hinwegwirft, und eine höhere Wollust darin findet, der glücklichste Bürger, als der Fürst seines Volks zu seyn.

Man erwartet vielleicht, daß ich die Freiheiten rechtfertige, die ich mir in diesem umgeformten Fiesko gegen die historische Wahrheit — ja gegen meine erste Darstellung selbst erlaubte. — Nach jener sowohl als nach dieser arbeitet

der Graf auf den Umsturz der Republik, in beiden kommt er in der Verschwörung um. Mit der Historie getraue ich mir bald fertig zu werden, denn ich bin nicht sein Geschichtschreiber, und eine einzige große Aufwallung, die ich durch die gewagte Erdichtung in der Brust meiner Zuschauer bewirke, wiegt bei mir die strengste historische Genauigkeit auf. — Der Genueser Fiesko sollte zu meinem Fiesko nichts als den Namen und die Maske hergeben — das Uebrige mochte er behalten. — Ist es denn meine Schuld, wenn er weniger edel dachte? — wenn er unglücklicher war? Müssen meine Zuschauer diese verdrießliche Wendung entgelten? Mein Fiesko ist allerdings nur untergeschoben; doch was kümmert mich Das, wenn er nur größer ist, als der wahre — wenn mein Publikum nur Geschmack an ihm findet? — Warum ich aber jetzt meiner eigenen ersten Schilderung widerspreche, die den Grafen durch seine Herrschsucht umkommen läßt, ist eine andere Frage. Es mag nun seyn, daß ich zur Zeit, wo ich jenen entwarf, gewissenhafter oder verzagter gewesen. Vielleicht aber auch, daß ich für den ruhigen Leser, der den verworrensten Faden mit Bedacht auseinanderlöst, mit Fleiß anders dichten wollte, als für den hingerissenen Hörer, der augenblicklich genießen muß, und reizender ist es nun doch, mit dem großen Manne in die Welle zu laufen, als von einem gestraften Verbrecher sich belehren zu lassen.

Ueber die moralische Beziehung dieses Stücks wird wohl Niemand zweifelhaft seyn. Wenn es, zum Unglück der Menschheit, so gemein und alltäglich ist, daß so oft unsere göttlichsten Triebe, daß unsere besten Keime zu Großem und Gutem unter dem Druck des gewöhnlichen bürgerlichen Lebens begraben werden — wenn Kleingeisterei und Mode der Natur kühnen Umriß beschneiden — wenn tausend lächerliche

Konvenienzen am großen Stempel der Gottheit herumkünsteln — so kann dasjenige Schauspiel nicht zwecklos seyn, das uns den Spiegel unserer ganzen Kraft vor die Augen hält, das den sterbenden Funken des Heldenmuths belebend wieder emporflammt — das uns aus dem engen, dumpfen Kreise unsers alltäglichen Lebens in eine höhere Sphäre rückt. Dieses Schauspiel, hoffe ich, ist Fiesko's Verschwörung.

Heilig und feierlich war mir immer der stille, der große Augenblick, wo die Herzen so vieler Hunderte, wie auf den allmächtigen Schlag einer magischen Ruthe, nach der Phantasie eines Dichters beben — wo herausgerissen aus allen Masken und Winkeln der natürliche Mensch mit offenen Sinnen horcht — wo ich des Zuschauers Seele am Zügel führe, und nach meinem Gefallen, einem Balle gleich, dem Himmel oder der Hölle zuwerfen kann — und es ist Hochverrath an dem Genius — Hochverrath an der Menschheit, diesen glücklichen Augenblick zu versäumen, wo so Vieles für das Herz kann verloren oder gewonnen werden. — Wenn Jeder von uns zum Besten des Vaterlandes diejenige Krone hinwegwerfen lernt, die er fähig ist, zu erringen, so ist die Moral des Fiesko die größte des Lebens.

Weniger konnt' ich einem Publikum nicht sagen, das durch die gütigste Aufnahme meiner „Räuber" meine Leidenschaft für die Bühne belebte, und dem alle meine künftigen dramatischen Produkte gewidmet sind.

Die Schaubühne,

als eine moralische Anstalt betrachtet.

(1784.)

Nach den kummervollen Jahren, welche der Flucht aus Stuttgart nachfolgten, gelangte Schiller allmählig zu einiger äußeren Anerkennung. Er ward Weimar'scher Hofrath und Mitglied der kurpfälzischen deutschen Gesellschaft, deren Präsident Dalberg war. Bei seinem Eintritt in diese Gesellschaft las er eine Abhandlung über das Theater vor, welche er später ohne Einleitung und mit einigen sonstigen Abänderungen in seine Werke (s. Taschenausgabe Bd. 10. S. 67 ff.) aufnahm. Indem ich den Leser, welcher eine Würdigung des trefflichen Aufsatzes wünscht, auf meine Biographie Schillers (Thl. 1. S. 254 ff.) verweise, lasse ich hier die Nachträge folgen. Sogleich der Titel lautet verschieden, wie man sieht.

Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?

Eine Vorlesung,

gehalten zu Mannheim in der öffentlichen Sitzung der kurpfälzischen deutschen Gesellschaft am 26. des Junins 1784,

von

Friedrich Schiller,

Mitglied dieser Gesellschaft und herzogl. weimarischem Rath.

Wenn uns der natürliche Stolz — so nenne ich die erlaubte Schätzung unsers eigenthümlichen Werths — in

keinem Verhältniß des bürgerlichen Lebens verlassen soll, so ist wohl das Erste Dieses, daß wir uns selbst zuvor die Frage beantworten, ob das Geschäft, dem wir jetzt den besten Theil unserer Geisteskraft hingeben, mit der Würde unsers Geistes sich vertrage, und die gerechten Ansprüche des Ganzen auf unsern Beitrag erfülle. Nicht immer bloß die höchste Spannung der Kräfte — nur ihre edelste Anwendung kann Größe gewähren. Je erhabener das Ziel ist, nach welchem wir streben, je weiter, je mehr umfassend der Kreis, worin wir uns üben, desto höher steigt unser Muth, desto reiner wird unser Selbstvertrauen, desto unabhängiger von der Meinung der Welt. Dann nur, wenn wir bei uns selbst erst entschieden haben, was wir sind, und was wir nicht sind, nur dann sind wir der Gefahr entgangen, von fremdem Urtheil zu leiden — durch Bewunderung aufgeblasen, oder durch Geringschätzung feig zu werden.

Woher kommt es denn aber — diese Bemerkung hat sich mir aufgedrungen, seitdem ich Menschen beobachte — woher kommt es, daß der Amtsstolz so gern im entgegengesetzten Verhältniß mit dem wahren Verdienste steht? Daß die Meisten ihre Anforderungen an die Achtung der Gesellschaft in eben dem Grade verdoppeln, in welchem sich ihr Einfluß auf dieselbe vermindert? — Wie bescheiden erscheint nicht oft der Minister, der das Steuerruder des Landes führt, und das große System der Regierung mit Riesenkraft wälzt, neben dem kleinen Histrionen, der seine Verordnungen zu Papier bringt — wie bescheiden der große Gelehrte, der die Gränzen des menschlichen Denkens erweiterte und die Fackel der Aufklärung über Welttheilen schimmern ließ, neben dem dumpfen Pedanten, der seine Quartbände hütet? — Man verurtheilt den jungen Mann, der, gedrungen von innerer

Kraft, aus dem engen Kerker einer Brodwissenschaft heraustritt und dem Rufe des Gottes folgt, der in ihm ist. Ist das die Rache der kleinen Geister an dem Genie, dem sie nachzuklimmen verzagen? Rechnen sie vielleicht ihre Arbeit darum so hoch an, weil sie ihnen so sauer wurde? — Trockenheit, Ameisenfleiß und gelehrte Taglöhnerei werden unter den ehrwürdigen Namen Gründlichkeit, Ernst und Tiefsinn geschätzt, bezahlt und bewundert. Nichts ist bekannter und Nichts gereicht zugleich der gesunden Vernunft mehr zur Schande, als der unversöhnliche Haß, die stolze Verachtung, womit Fakultäten auf freie Künste herunter sehen — und diese Verhältnisse werden forterben, bis sich Gelehrsamkeit und Geschmack, Wahrheit und Schönheit als zwei versöhnte Geschwister umarmen.

Es ist leicht einzusehen, in wie fern diese Bemerkung mit der Frage zusammenhängt: „Was wirkt die Bühne?" — Die höchste und letzte Forderung, welche der Philosoph und Gesetzgeber einer öffentlichen Anstalt nur machen können, ist Beförderung allgemeiner Glückseligkeit. Was die Dauer des physischen Lebens erhält, wird immer sein erstes Augenmerk seyn, was die Menschheit innerhalb ihres Wesens veredelt, sein höchstes; Bedürfniß des Thiermenschen ist älter und dringender — Bedürfniß des Geistes vorzüglicher, unerschöpflicher. Wer also unwidersprechlich beweisen kann, daß die Schaubühne auf Menschen und Volksbildung wirkte, hat ihren Rang neben den ersten Anstalten des Staats entschieden.

Die dramatische Kunst setzt mehr voraus, als jede andere von ihren Schwestern. Das höchste Produkt dieser Gattung ist vielleicht auch das höchste des menschlichen Geistes. Das System der körperlichen Anziehung und Shakspeare's Julius

Cäsar — es steht dahin, ob die Zunge der Wage, worin höhere Geister die menschlichen wägen, um einen mathematischen Punkt überschlagen wird. Wenn Dieß entschieden ist — und entschied nicht der unbestechlichste Richter, die Nachwelt? — warum sollte man nicht vor allen Dingen dahin beflissen seyn, die Würde einer Kunst außer Zweifel zu setzen, deren Ausübung alle Kräfte der Seele, des Geistes und des Herzens beschäftigt? Es ist Verbrechen gegen sich selbst, Mord der Talente, wenn das nämliche Maß von Fähigkeit, welches dem höchsten Interesse der Menschheit würde gewuchert haben, an einem minder wichtigen Gegenstand undankbar verschwendet wird. Ist es wirklich noch zweifelhaft, ob du vom Himmel herabstammst, sind alle deine geprahlten Einflüsse wirklich nur schöne Chimären deiner Bewunderer, ist die Menschheit nicht deine Schuldnerin — o so zerreiße deinen unsterblichen Lorbeer, Thalia, laß deine Posaune von ihr schweigen, ewige Fama! — Jene bewunderte Iphigenia war nichts als ein schwacher Augenblick ihres Schöpfers, der seiner Würde vergaß — der gepriesene Hamlet nichts als eine Majestätsverletzung des Dichters gegen den himmlischen Genius.

Ueber keine Kunst ist — so viel ich weiß — mehr gesagt und geschrieben worden, als über diese; über keine weniger entschieden. Die Welt hat sich hier, mehr als irgendwo, in Vergötterung und Verdammung getheilt, und die Wahrheit ging verloren durch Uebertreibung. Der härteste Angriff, den sie erleiden mußte, geschah von einer Seite, wo er nicht zu erwarten war. — Der Leichtsinn, die Frechheit, auch selbst die Abscheulichkeit Derer, die sie ausüben, kann der Kunst selbst nicht zur Last fallen. Die meisten eurer dramatischen Schilderungen, und selbst die am meisten gepriesenen, was

sind sie anders, spricht man, als feine, versteckte Giftmischerei, künstlich aufgeputzte Laster, weichliche oder großsprechende Tugenden? — Eure Repräsentanten der Menschheit, eure Künstler und Künstlerinnen, wie oft Brandmark des Namens, den sie tragen, Parodien ihres geweihten Amtes, wie oft Auswurf der Menschheit? Eure gerühmte Schule der Sitten, wie oft nur die letzte Zuflucht des gesättigten Luxus? ein Hinterhalt des Muthwillens und der Satyre? Wie oft diese hohe göttliche Thalia eine Spaßmacherin des Pöbels, oder Staublеckerin an sehr kleinen Thronen? — Alle diese Ausrufungen sind unwiderleglich wahr, doch trifft keine einzige die Bühne. Christus Religion war das Feldgeschrei, als man Amerika entvölkerte — Christus Religion zu verherrlichen, mordeten Damiens und Ravaillac, und schoß Carl IX. auf die fliehenden Hugenotten zu Paris. — Wem aber wird es einfallen, die sanftmüthigste der Religionen einer Schandthat zu bezüchtigen, von der auch die rohe Thierheit sich feierlich lossagen würde?

Eben so wenig darf die Kunst es entgelten, daß sie in Europa nicht ist, was sie in Asien war, im achtzehnten Jahrhundert nicht ist, was unter Aspasia und Perikles. Genug für sie, daß sie es damals gewesen, und daß die Nation, bei welcher sie blühte, noch jetzt unser Muster ist — aber ich schreite zur Untersuchung selbst.

In dieser „Untersuchung“ hat Schiller zuerst da, wo er von der Macht der theatralischen Darstellung spricht (Taschenausg. Bd. 10. S. 72 oben) eine Stelle unterdrückt:

„Heilsame Schauer werden die Menschheit ergreifen, und in der Stille wird jeder sein gutes Gewissen preisen, wenn Lady Macbeth, eine schreckliche Nachtwandlerin,

ihre Hände wäscht, und alle Wohlgerüche Arabiens herbeiruft, den häßlichen Mordgeruch zu vertilgen." Wer von uns sah ohne Beben zu, wen durchdrang nicht lebendige Glut zur Tugend, brennender Haß des Lasters, als, aufgeschreckt aus Träumen der Ewigkeit, von den Schrecknissen des nahen Gerichts umgeben, Franz von Moor aus dem Schlummer sprang, als er, die Donner des erwachten Gewissens zu übertäuben, Gott aus der Schöpfung läugnete, und seine gepreßte Brust, zum letzten Gebete vertrocknet, in frechen Flüchen Luft sich machte? — Es ist nicht Uebertreibung, wenn man behauptet, daß diese auf der Schaubühne aufgestellten Gemälde mit der Moral des gemeinen Mannes endlich in eins zusammenfließen, und in einzelnen Fällen seine Empfindung bestimmen. Ich selbst bin mehr als einmal Zeuge gewesen, als man seinen ganzen Abschen vor schlechten Thaten in dem Scheltwort zusammenhäufte: Der Mensch ist ein Franz Moor. Diese Eindrücke sind unauslöschlich, und bei der leisesten Berührung steht das ganze abschreckende Kunstgemälde im Herzen des Menschen wie aus dem Grabe wieder auf. „So gewiß sichtbare Darstellung mächtiger wirkt, als todter Buchstabe und kalte Erzählung, so gewiß wirkt die Schaubühne tiefer und dauernder, als Moral und Gesetze."

Lesen wir nun weiter, so kommen wir S. 73 zu einer Stelle, wo er den „hülflosen kindischen Lear" als Beispiel gebraucht, und hier ist nach den Worten: „Wie abscheulich zeigt sich uns da der Undank? Wie feierlich geloben wir Ehrfurcht und kindliche Liebe?" bis zum nächsten Absatz folgende Stelle ausgefallen:

Unsere Schaubühne hat noch eine große Eroberung auszustehen, von deren Wichtigkeit erst der Erfolg sprechen wird. Shakspeare's Timon von Athen ist, so weit ich mich besinnen

kann, noch auf keiner deutschen Bühne erschienen, und, so gewiß ich den Menschen vor allem andern zuerst in Shakspeare aufsuche, so gewiß weiß ich im ganzen Shakspeare kein Stück, wo er wahrhaftiger vor mir stünde, wo er lauter und beredter zu meinem Herzen spräche, wo ich mehr Lebensweisheit lernte, als im Timon von Athen. Es ist wahres Verdienst um die Kunst, dieser Goldader nachzugraben.[1]

Die nächste Auslassung gehört zu Seite 78, wo von dem möglichen Einfluß des Theaters auf die Erziehung gesprochen wird.

„Falsche Begriffe führen das beste Herz des Erziehers irre; desto schlimmer, wenn sie sich noch mit Methode brüsten, und den zarten Schößling in Philanthropinen und Gewächshäusern systematisch zu Grund richten." Der gegenwärtig herrschende Kitzel, mit Gottes Geschöpfen Christmarkt zu spielen, diese berühmte Raserei, Menschen zu drechseln, und es Deukalion gleich zu thun (mit dem Unterschied freilich, daß man aus Menschen, nunmehr Steine macht, wie jener aus Steinen Menschen) verdiente es mehr, als jede andere Ausschweifung der Vernunft, den Geißel der Satyre zu fühlen.

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß sich diese Stelle auf Schillers eigene Erziehung in der Militärschule des Herzogs Carl von Würtemberg bezieht (s. Schillers Leben Thl. 1. S. 238 f.).

[1] Schiller schrieb am 24. August 1784 an Dalberg: „Durch mich allein wird und muß unser Theater einen Zuwachs an vielen vortrefflichen neuen Stücken bekommen, worunter Macbeth und Timon und einige französische sind."

Ankündigung der Rheinischen Thalia.

(1784.)

Der vorstehende Aufsatz wurde zuerst gedruckt in der Rheinischen Thalia, welche Zeitschrift Schiller vom Jahr 1785 an bis zum Jahr 1791 herausgab, und von welcher im Ganzen zwölf Hefte erschienen. Hier folgt die Ankündigung dieses periodischen Blattes, welche Schiller in das Deutsche Museum, December 1784 S. 364—370, einrücken ließ. Eine Charakteristik dieser merkwürdigen und vortrefflichen, in das tiefste Seelenleben ihres Verfassers eingreifenden Ankündigung habe ich in meiner Biographie Schillers Thl. 1. S. 250 ff. versucht.

Nach so vielen Journalen, gelehrten und empfindsamen Zeitungen, welche Deutschland von Jahr zu Jahr überschwemmen, bin ich ungewiß, wie das Publikum diese neue Erscheinung aufnehmen wird. Zu oft schon geschah es, daß hinter die heiligen Worte Patriotismus und allgemeines Beste, die Spekulation eines Kaufmanns sich flüchtete. — Der Receß meiner Vorgänger (nur wenige will ich ausnehmen) hat den Liebhaber abgeschreckt. Sie haben, wie Macbeth seine Hexen beschuldigt, unserm Ohr Wort gehalten, aber es unserer Hoffnung gebrochen. Blindes Vertrauen des Publikums ist das Einzige, woran ich appelliren kann. Dieses vielleicht zu gewinnen, erlaube man mir eine Abschweifung.

Ich schreibe als Weltbürger, der keinem Fürsten dient. Früh verlor ich mein Vaterland, um es gegen die große Welt auszutauschen, die ich nur eben durch die Fernröhre kannte. Ein seltsamer Mißverstand der Natur hat mich in meinem Geburtsorte zum Dichter verurtheilt. Neigung für Poesie beleidigte die Gesetze des Instituts, worin ich erzogen

ward, und widersprach dem Plan seines Stifters. Acht Jahre rang mein Enthusiasmus mit der militärischen Regel. Aber Leidenschaft für die Dichtkunst ist feurig und stark, wie die erste Liebe. Was sie ersticken sollte, fachte sie an. Verhältnissen zu entfliehen, die mir zur Folter waren, schweifte mein Herz in eine Idealenwelt aus. Aber unbekannt mit der wirklichen, von welcher mich eiserne Stäbe schieden; unbekannt mit den Menschen, denn die vierhundert, die mich umgaben, waren ein einziges Geschöpf, der getreue Abguß Eines und eben dieses Modells, von welchem die plastische Natur sich feierlich lossagte — unbekannt mit den Neigungen freier, sich selbst überlassener Wesen, denn hier kam nur Eine zur Reife, die ich jetzt nicht nennen will: jede übrige Kraft des Willens erschlaffte, indem eine einzige sich convulsivisch spannte, jede Eigenheit, jede Ausgelassenheit der tausendfach spielenden Natur ging in dem regelmäßigen Tempo der herrschenden Ordnung verloren — unbekannt mit dem schönen Geschlechte — die Thore dieses Instituts öffnen sich, wie man wissen wird, Frauenzimmern nur, ehe sie anfangen, interessant zu werden, und wenn sie aufgehört haben, es zu seyn — unbekannt mit Menschen und Menschenschicksal, mußte mein Pinsel nothwendig die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war, dem ich nur darum Unsterblichkeit wünschen möchte, um das Beispiel einer Geburt zu verewigen, die der naturwidrige Beischlaf der Subordination und des Genius in die Welt setzt.

Ich meine die Räuber. Dieß Stück ist erschienen. Die ganze sittliche Welt hat den Verfasser als einen Beleidiger der Majestät vorgefordert. Seine ganze Verantwortung sey

das Klima, unter dem es geboren ward. Wenn von allen den unzähligen Klagschriften gegen die Räuber eine einzige mich trifft, so ist es diese, daß ich zwei Jahre vorher mir anmaßte, Menschen zu schildern, ehe mir noch Einer begegnete.

Die Räuber kosteten mir Familie und Vaterland. — In einer Epoche, wo noch der Ausspruch der Menge unser schwankendes Selbstgefühl lenken muß, wo das warme Blut eines Jünglings durch den freundlichen Sonnenblick des Beifalls munterer fließt, tausend einschmeichelnde Ahnungen künftiger Größe seine schwindelnde Seele umgeben, und der göttliche Nachruhm in schöner Dämmerung vor ihm liegt — mitten im Genuß des ersten verführerischen Lobes, das ungehofft und unverdient aus entlegenen Provinzen mir entgegen kam, untersagte man mir in meinem Geburtsorte, bei Strafe der Festung — zu schreiben. Mein Entschluß ist bekannt — ich verschweige das Uebrige, weil ich es in keinem Falle für anständig halte, gegen Denjenigen mich zu stellen, der bis Dahin mein Vater war. Mein Beispiel wird kein Blatt aus dem Lorbeerkranze dieses Fürsten reißen, den die Ewigkeit nennen wird. Seine Bildungsschule hat das Glück mancher Hunderte gemacht, wenn sie auch gerade das meinige verfehlt haben sollte.

Nunmehr sind alle meine Verbindungen aufgelöset. Das Publikum ist mir jetzt Alles, mein Studium, mein Souverän, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich jetzt an. Vor diesem und keinem andern Tribunal werd' ich mich stellen. Dieses nur fürcht' ich und verehr' ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andere Fessel zu tragen, als den Ausspruch der Welt, an keinen andern Thron zu appelliren, als an die menschliche Seele.

Es befremdet vielleicht, auf dem Anzeigeblatt eines Journals die Jugendgeschichte seines Verfassers zu finden, und doch war kein Weg natürlicher, den Leser in das Innere meiner Unternehmung zu führen, als wenn ich ihm die Bekanntschaft des Menschen machte, der sie ausführen soll.

Die Rheinische Thalia wird jedem Gegenstande offen stehen, der den Menschen im Allgemeinen interessirt und unmittelbar mit seiner Glückseligkeit zusammenhängt. Also Alles, was fähig ist, den sittlichen Sinn zu verfeinern, was im Gebiet des Schönen liegt, Alles, was Herz und Geschmack veredeln, Leidenschaften reinigen und allgemeine Volksbildung wirken kann, ist in ihrem Plane begriffen.

I. Gemälde merkwürdiger Menschen und Handlungen. — Losgesprochen von allen Geschäften, über jede Rücksicht hinweggesetzt — ein Bürger des Universums, der jedes Menschengesicht in seine Familie aufnimmt und das Interesse des Ganzen mit Bruderliebe umfaßt, fühl' ich mich aufgefordert, dem Menschen durch jede Dekoration des bürgerlichen Lebens zu folgen, in jedem Zirkel ihn aufzusuchen, und wenn ich mich des Bildes bedienen darf — die Magnetnadel an sein Herz hinzuhalten. Neugefundene Räder in dem unbegreiflichen Uhrwerk der Seele — einzelne Phänomene, die sich in irgend eine merkwürdige Verbesserung oder Verschlimmerung auflösen, sind mir, ich gesteh' es, wichtiger als die todten Schätze im Kabinet des Antikensammlers, oder ein neu entdeckter Nachbar des Saturnus, dem doch der glückliche Finder sogleich seinen Namen in die Ewigkeit aufladet.

II. Philosophie für das handelnde Leben.

III. Schöne Natur und schöne Kunst in der Pfalz. — Reisende, besonders aus dem nördlichen Deutschland, haben uns Beides beneidet, und die merkwürdigen Gegenden am

Rhein, wie die herrlichen Monumente der Kunst, mit Bewunderung verlassen. Die glückliche Lage von Heidelberg, der ehrwürdige Ruin seines Schlosses, der Garten zu Schwetzingen, die Bildergalerie, der Saal der Antiken, die Jesuiterkirche zu Mannheim und Mehreres bleiben auch noch in der Schilderung interessant, wenn nur Geschmack und Empfindung den Pinsel führen.

IV. Deutsches Theater. — Was die Stadt Mannheim, in Rücksicht auf schöne Kunst, vorzüglich auszeichnet, ist ihre Schaubühne — eine Bühne, die durch reinen Geschmack, bessern Ton und das wahre, geistvolle Spiel einiger ihrer Glieder die Aufmerksamkeit des ganzen Publikums auffordert. Dennoch ist diese Bühne gar nicht oder wenig im übrigen Deutschland gekannt. Ihre Geschichte und Dramaturgie wird einen ansehnlichen Platz in dieser Thalia behaupten, und Dieß um so mehr, da der Herausgeber in keiner Verbindung mit solcher steht, also keine Rücksicht sein Urtheil binden oder verfälschen kann. Unter dem zahllosen Heer deutscher Truppen, die entweder der verzweifelte Einfall eines ruinirten Hazardspielers, oder das blinde Fatum, wie die Atome des Epikur, zusammenblies — die gleich der Seuche am Mittag herumschleichen und die erwürgte Tragödie auf dem Paradebett ausstellen — ist die Mannheimer Bühne eine der wenigen, die durch Wahl entstanden, und durch ein gewisses Kunstsystem dauern. Es versteht sich also, daß keiner der Krämerkniffe, womit sonst nur die Rädelsführer von Komödienbanden ihrer schlechten Sache zu Hülfe kommen (modische Flitter, Häufung neuer, wenn auch gebrandmarkter Stücke, Spekulationen auf den herrschenden Geschmack, wenn dieser auch aus Lappland und Sibirien stammte), daß keine der Taschenspielerkünste, womit nur eine ausgehungerte Rotte

von Theaterprofessionisten sich durch das Publikum bettelt, bei der hiesigen Bühne Statt finden kann. Der Geist der Kunst muß hier natürlicherweise das Ganze beseelen, höhere Schönheit kann hier unmöglich niedrigem Eigennutz erliegen. Und nach eben diesem großen Maßstabe, unter welchen sich diese Bühne von selbst schon gestellt hat, wird auch die Kritik sie behandeln. Sie wird die Wahl der Stücke, dem sittlichen und ästhetischen Werthe nach, beurtheilen, die Vertheilung der Rollen und deren (geheime oder offenbare) Gründe zusammensuchen, und dann den Beifall oder Tadel des Publikums sorgfältig prüfen. In einer schwankenden Kunst, wie die dramatische und mimische ist, wo des Schauspielers Eitelkeit den beschimpfenden Beifall des rohen Haufens oft so hungrig verschlingt, so gern mit der Stimme der Wahrheit verwechselt — kann die Kritik nicht streng genug seyn. Mehr als Einmal habe ich die Bemerkung gemacht, wie pünktlich der nach Lob geizende Künstler sein Spiel — und wenn er Schriftsteller war, seine Dichtung — auf die Geistesschwäche seines Publikums ausrechnete, und seinen bessern Genius dieser allgemeinen Dirne zum Opfer brachte, eine Liebkosung zu erschleichen. Es kann seyn, daß er insgeheim vielleicht einer Gunst sich schämte, die so gar leicht zu haben war. Aber der entwürdigte Genius rächte bald nachher diese Abtrünnigkeit und stieß ihn auch von sich in einer kritischen Stunde.

Ueberzeugt, daß Bewunderung selten, gerechter Tadel immer verbessert; daß der größere Künstler zugleich der bescheidnere ist, und mit Schamröthe zuhört, wenn die bestochenen Zuschauer sich in seiner Gloria übereilen — fest versichert, daß der stolzere Kopf ein Rauchwerk verachten werde, worin nur schlechtere Bühnen ihre todtkranken Götzen baden, werde ich in dieser Dramaturgie keines der gewöhnlichen Theaterjournale

zum Muster nehmen, mehr aber durch offenherzige Zweifel dem Schauspieler und Schauspieldichter einen Beweis meiner Achtung geben. Nur entschiedenes Verdienst soll genannt werden. Usurpirten Ruhm werd' ich freimüthig widerlegen, den Stümper aber nur in dem einzigen Fall berühren, wenn sein schreckliches Exempel belehren kann.

Uebrigens gebe ich zum Voraus die Erklärung, daß ich die Gränzen erkenne und verehre, die den Dilettanten vom Kenner scheiden, und eine unergründliche Kunst, wie zuverlässig die theatralische, für viel zu ehrwürdig achte, als ihr mein einzelnes — vielleicht angestecktes — Gefühl zum Richter aufzudringen. Ueber den Dichter kann oftmals eine gesunde Empfindung — über den Schauspieler nur die Mehrheit der Kenner sprechen. Eben darum werden die Urtheile in dieser Thalia (wenn sie entscheiden) jederzeit Resultate mehrerer Stimmen seyn, die sich in Einem Ausspruch vereinigten.

Den Anfang macht ein vollständiges Detail dieser Bühne, ihrer Geschichte und Einrichtung, die Charakteristik ihrer Künstler und Künstlerinnen (doch Derer nur, welche mir wichtig dünken) und die Zergliederung einiger Stücke, die auf derselben merkwürdig gestiegen oder gesunken sind. Ich sende Diejenigen voraus, deren Verfasser hier leben, die Verschwörung des Fiesko, Verbrechen aus Ehrsucht und Franz von Sickingen — Jedem, der mir zu antworten Lust hat, oder von meiner Kritik an das Publikum appelliren will, steht die Thalia offen. Mündlich aber auch nicht Eine Erklärung.

V. Gedichte und Rhapsodien, Fragmente von dramatischen Stücken.

VI. Beurtheilungen wichtiger Männer und Schriften.

VII. Geständnisse von mir selbst.

VIII. Correspondenzen, Anzeigen, Miscellaneen.

Jeden zweiten Monat wird ein Heft von zwölf Bogen in groß Octav broschirt und mit einem Umschlag geliefert. Der Preis der Unterzeichnung für jedes einzelne Stück ist auswärts ein rheinischer Gulden, beim Verfasser zu Mannheim ein halber Reichsthaler. Auf allen löblichen Ober- und Postämtern kann Unterzeichnung geschehen, und diese gilt bis in die Mitte des Januar. Die Exemplare empfängt man, soweit die kaiserliche Reichspost geht, frei; im Fall sich aber fremde Posten damit vermengen, für ein leidliches Frachtgeld, das die Billigkeit dieser Posten bestimmen wird. Jeder Kollekteur wird gebeten, die Namen und Charaktere der Subscribenten (denn sie sollen dem Journal vorgedruckt werden) auf dasjenige Postamt zu geben, so ihm am nächsten zur Hand ist, und dieses wird so gefällig seyn, jede Nachricht sogleich an das Bureau zu Mannheim gelangen zu lassen. Privatsendungen übernimmt der Verfasser nicht. Die kaiserliche Post besorgt das Ganze. Nach Empfang eines jeden Hefts geschieht die Bezahlung.

Eh' ich schließe, noch dieses Einzige. Unterzeichnung auf diese Schrift wird nur dann erst einen Werth für mich haben, wenn ich sie persönlichem Mitgefühl danken darf. Den Schriftsteller überhüpfe die Nachwelt, der nicht mehr werth war, als seine Werke — und gern gesteh' ich, daß bei der Herausgabe dieser Thalia meine vorzügliche Absicht war, zwischen dem Publikum und mir ein Band der Freundschaft zu knüpfen.

Mannheim, den 11. Nov. 1784.

Friedrich Schiller.

Widmung der Rheinischen Thalia.

(1785.)

Schiller widmete seine neue Zeitschrift dem Herzog Carl August von Weimar, welcher ihm die Erlaubniß ertheilt hatte, am Hofe des Landgrafen zu Darmstadt, wo er zum Besuch war, den ersten Act seines Don Carlos vorzulesen. Der Herzog hatte ihm dann den Titel eines Rathes ertheilt (s. Schillers Leben Thl. 1. S. 263 ff.). Die Zueignung steht im ersten Heft der Thalia.

Dem Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn,

Herrn Carl August, Herzog von Sachsen u. s. w.,

regierendem Herzoge zu Weimar und Eisenach

unterthänigst gewidmet

von

dem Herausgeber.

Durchlauchtigster Herzog,

Gnädigster Herr!

Unvergeßlich bleibt mir der Abend, wo Euer Herzogliche Durchlaucht sich gnädigst herabließen, dem unvollkommenen Versuch meiner dramatischen Muse, dem ersten Act des Don Carlos einige unschätzbare Augenblicke zu schenken, Theilnehmer der Gefühle zu werden, in die ich mich wagte, Richter

eines Gemäldes zu seyn, das ich von Ihresgleichen zu entwerfen mir erlaubte. Damals, gnädigster Herr, stand es noch allzu-tief unter der Vollkommenheit, die es haben sollte, vor einem fürstlichen Kenner aufgestellt zu werden. Ein Wink Ihres gnädigsten Beifalls, einige Blicke Ihres Geistes, Ihrer Empfindung, die ich verstanden zu haben mir schmeichelte, haben mich angefeuert, es der Vollendung näher zu bringen. Sollten Sie, Durchlauchtigster Herr, den Beifall, den Sie ihm damals schenkten, auch jetzt nicht zurücknehmen, so habe ich Muth genug, für die Ewigkeit zu arbeiten.

Wie theuer ist mir zugleich der jetzige Augenblick, wo ich es laut und öffentlich sagen darf, daß Carl August, der edelste von Deutschlands Fürsten und der gefühlteste Freund der Musen, jetzt auch der meinige seyn will, daß Er mir erlaubt hat, Ihm anzugehören, daß ich Denjenigen, den ich lange schon als den edelsten Menschen schätzte, als meinen Fürsten jetzt auch lieben darf.

Ich ersterbe mit unbegränzter Verehrung

Euer Hochfürstlichen Durchlaucht

Mannheim, den 14. des Lenzmonats 1785.

unterthänigst gehorsamster

Friedrich Schiller.

Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache.

(Aus einem Manuscript des verstorbenen Diderot gezogen.)

(1785.)

Im ersten Heft der Rheinischen Thalia, Lenzmonat 1785, stand an der Spitze die Vorlesung über die Würde des Theaters, zu welcher wir oben Nachträge geliefert haben. Das zweite Stück war diese Uebersetzung, welche sich Schiller in dem Inhaltsverzeichniß dieses Heftes ausdrücklich zuschreibt. In der Schlußbemerkung gibt Schiller selbst über dieses Manuscript und den Aufsatz des Diderot den nöthigen Aufschluß. Herr Boas bemerkt, daß in neuerer Zeit ein französischer Schriftsteller, Ancelot, diesen Stoff zu einem Drama benutzt und ganze Scenen aus Diderot abgeschrieben habe, ohne seiner Quelle auch nur Erwähnung zu thun.

Der Marquis von A... war ein junger Mann, der seinem Vergnügen lebte, liebenswürdig und angenehm, der aber übrigens so so von der weiblichen Tugend dachte. Dennoch fand sich eine Dame, die ihm ziemlich zu schaffen machte. Sie nannte sich Frau v. P..., eine reiche Wittwe von Stand, voll Klugheit, Artigkeit und Welt, aber stolz und von hohem Geiste.

Der Marquis brach alle seine früheren Verbindungen ab, um nur für diese Dame zu leben. Ihr machte er den Hof mit der größten Geflissenheit, brachte ihr alle ersinnlichen Opfer, sie von der Heftigkeit seiner Neigung zu überführen, und trug ihr endlich sogar seine Hand an. Aber die Marquisin, die es noch nicht vergessen konnte, wie unglücklich

ihre erste Heirath gewesen, wollte sich lieber jedem andern Ungemach, als einer zweiten aussetzen.

Diese Frau lebte sehr eingezogen. Der Marquis war ein alter Bekannter ihres verstorbenen Mannes gewesen, sie hatte ihm damals den Zutritt gestattet, und auch nachher verschloß sie ihm ihre Thüre nicht.

Die weibische Sprache der Galanterie konnte an einem Manne von Welt nicht mißfallen. Die Beharrlichkeit seiner Bewerbung, von seinen persönlichen Eigenschaften begleitet, seine Figur, seine Jugend, der Anschein der wahrhaftesten Liebe und dann wiederum die einsame Lebensart dieser Dame, ein Temperament zur zärtlichen Empfindung geschaffen, mit Einem Worte, Alles, was ein weibliches Herz nur verführen kann, that auch hier seine Wirkung. Frau v. P... ergab sich endlich nach einer monatelangen fruchtlosen Gegenwehr und dem hartnäckigsten Kampfe mit sich selber. Unter den gehörigen Formalitäten eines heiligen Schwurs war der Marquis der Glückliche — er wäre es auch geblieben, hätte anders sein Herz den zärtlichen Gesinnungen, die es damals so feierlich angelobte, und die ihm so zärtlich erwidert wurden, getreu bleiben wollen.

Einige Jahre waren so hingeflossen, als es dem Marquis einfiel, die Lebensart der Dame etwas einförmig zu finden. Er schlug ihr vor, in Gesellschaft zu gehen, sie that's — Besuche anzunehmen, sie willigte ein — Tafel zu geben, auch darin gab sie ihm nach. Endlich fing ein Tag, fingen mehrere Tage an zu verstreichen, und kein A... ließ sich sehen. Er fehlte bei der Mittagstafel, beim Abendessen. Geschäfte drängten ihn, wenn er bei ihr war; er fand für nöthig, seinen Besuch dießmal abzukürzen. Wenn er kam, murmelte er eins, zwei Worte, streckte sich im Sopha, ergriff

etwa diese oder jene Broschüre, warf sie weg, schäkerte mit seinem Hunde oder schlief zuletzt gar ein. Es wurde Abend — seine schwächliche Gesundheit rieth ihm, zeitig nach Hause zu gehen, Das hatte ihm Tronchin ausdrücklich befohlen — und Tronchin, Das ist wahrhaftig und wahr, Tronchin ist ein unvergleichlicher Mann — und damit nahm er Stock und Hut, und schlüpfte fort, vergaß in seiner Zerstreuung auch wohl gar, Madame beim Abschied zu umarmen. Frau v. P... empfand, daß sie nicht mehr geliebt ward; aber sie mußte sich überzeugen, und Das machte sie ungefähr auf folgende Art:

Einmal als sie eben abgespeist hatten, fing sie an: Warum so in Gedanken, Marquis?

Warum Sie, gnädige Frau?

Es ist auch wahr, und noch dazu in so traurigen.

Wie denn das?

Nichts.

Das ist nicht wahr, Madame! Frei heraus — und dabei gähnte er — gestehen Sie mir, was ist Ihnen? — Das wird uns beide aufmuntern.

Hätten Sie hier Das so nöthig?

Nicht doch — Sie wissen ja — man hat so gewisse Stunden —

Wo man verdrießlich seyn muß?

Nein, Madame, nein, nein — Sie haben Unrecht, bei meiner Ehre, Sie haben Unrecht. Es ist Nichts; ganz und gar Nichts. Es gibt manchmal so Augenblicke — ich weiß selbst nicht, wie ich mich ausdrücken soll.

Lieber Freund, schon eine Zeitlang drückt mich so Etwas auf dem Herzen, das ich Ihnen sagen wollte, aber immer war mir bange, es würde Sie beleidigen.

Mich beleidigen? Sie?

Vielleicht, aber Gott ist mein Zeuge, daß ich unschuldig bin. Ohne meinen Willen, ohne mein Wissen hat sich Das so nach und nach gegeben. Es kann nicht anders — es muß ein Fluch Gottes seyn, der dem ganzen Menschengeschlecht gilt, weil auch ich — ich selbst sogar keine Ausnahme mache. Ach, Madame, — Sie besorgen etwa — ha! und was ist es denn?

Was es ist? — O, ich bin unglücklich — Auch Sie werd' ich unglücklich machen. — Nein, Marquis, besser ich schweige still.

Reden Sie frei, meine Liebe. Sollten Sie vor mir Geheimnisse haben? Sollten Sie nicht mehr wissen, daß es die erste Bedingniß unsrer Vertraulichkeit war, einander Nichts zu verschweigen?

Das eben ist's, was mir Kummer macht. Was Sie mir jetzt vorwerfen, Marquis, hat noch vollends gefehlt, meine Strafbarkeit auf's Höchste zu treiben. — Finden Sie nicht, daß meine vorige Munterkeit ganz dahin ist? — Ich habe keine Lust zum Essen und Trinken mehr. Auch sogar schlafen mag ich nicht mehr. Unser vertrauter Umgang fängt nachgerade an, mir zuwider zu werden. Oft um Mitternacht frage ich mich selbst: Ist er denn nicht mehr so liebenswürdig? — Er ist, wie er war. — Hast du Ursache, dich über ihn zu beklagen? — Nicht die mindeste. — Vielleicht besucht er verdächtige Häuser? — Nichts weniger. — Oder findest du ihn vielleicht minder zärtlich, als ehedem? — Ganz und gar nicht. — Aber wenn dein Freund der alte ist, so müßtest du ja verwandelt seyn? — Du bist's, o gestehe dir's, du bist's. Da ist kein Funke der Sehnsucht mehr, mit der du sonst ihn erwartetest, kein Schatten der Freude mehr,

womit du ihn damals empfingst; keine Spur der süßen Beklemmung mehr, wenn er ausblieb, der süßern Aufwallung, wenn er wieder kam, wenn du hörtest seiner Tritte Klang, wenn man ihn meldete, wenn er hereintrat. — O, das Alles ist vorbei — es ist dahin, er ist dir fremder geworden.

Wie, Madame?

Hier drückte die Dame beide Hände vor's Gesicht, ließ den Kopf herabsinken und schwieg eine Zeitlang still. Endlich sagte sie wieder:

Ich weiß, was Sie mir antworten können; ich bin darauf gefaßt, Sie erstaunt zu sehen — mir das Bitterste von Ihnen sagen zu lassen. — Aber schonen Sie, Marquis — doch nein, nein, schonen Sie nicht! Sagen Sie mir Alles. Ich hab' es verdient. Ja, lieber Marquis, so ist es — es ist wahr — aber ist es nicht schrecklich genug, daß es so weit kommen mußte — sollte ich auch noch zu der Schande herabgesunken seyn, Ihnen geheuchelt zu haben? — Sie sind, was Sie waren, aber ich bin die Nämliche nicht mehr. Noch zwar verehr' ich Sie, verehre Sie so sehr und mehr noch als ehedem, aber — — aber eine Frau, wie Sie mich kennen, eine Frau, die gewohnt ist, die geheimsten Regungen Ihres Herzens zu prüfen, sich nirgends zu täuschen, diese Frau kann sich nicht mehr verhehlen, daß die Liebe daraus geflohen ist. Dieses Bekenntniß — o ich fühl' es — es ist das entsetzlichste, aber dennoch nicht minder wahr. — Ich, eine Wankelmüthige, eine Lügnerin! — Wüthen Sie aus, lieber Marquis? Verwünschen Sie mich; verdammen Sie mich; brandmarken Sie mich mit den verhaßtesten Namen. Ich hab' es selbst schon gethan. Alles, Alles kann ich von Ihnen anhören, nur das Einzige nicht, daß ich heuchle, denn Das verdien' ich nicht.

Hier drehte sich Frau v. P... im Sopha herum und fing laut an zu weinen.

Der Marquis warf sich ihr zu Füßen.

Treffliche Frau! Göttliche Frau! Frau, wie man keine mehr finden wird. Ihre Freimüthigkeit, Ihre Rechtschaffenheit beschämen mich, rühren mich — ich möchte vor Scham sterben. Wie groß stehen Sie in diesem Augenblicke neben mir, wie klein steh' ich neben Ihnen! Sie haben den Anfang gemacht zu bekennen — ich machte den Anfang zu fehlen. Ihre Offenherzigkeit reißt mich hin — ein Ungeheuer müßt' ich seyn, wenn ich einen Augenblick anstände, sie zu erwidern. Ja, Madame, ich kann es nicht läugnen — die Geschichte Ihres Herzens ist Wort für Wort auch die Geschichte des meinigen. Alles, Alles, was Sie sich gesagt haben, hab' ich auch mir gesagt. Doch ich duldete und schwieg — hätte vielleicht noch lange geschwiegen — hätte vielleicht nie den Muth gehabt, mich zu erklären.

Ist das wirklich wahr, Marquis?

Wahr, Madame — und wir können uns also Beide Glück wünschen, daß wir zu gleicher Zeit über eine Leidenschaft Meister wurden, die so vergänglich wie die unsrige war.

In der That, Marquis, ich würde sehr zu beklagen seyn, wenn meine Liebe später erloschen wäre, als die Ihrige.

Sie können sich darauf verlassen, Madame — ich war der Erste, bei dem sie aufhörte.

Wirklich, mein Herr? Ich fühle so Etwas.

O, meine beste Marquisin! Noch nie fand ich Sie so reizend, so liebenswürdig, so schön, als in diesem Augenblicke. Machten mich meine bisherigen Erfahrungen nicht schüchtern, wer weiß, ob ich Sie nicht heftiger lieben würde, als jemals.



Er nahm, indem er Dieß sagte, ihre beiden Hände und küßte sie lebhaft. Frau v. P... unterdrückte den tödtlichen Gram, der ihr Herz zerriß, und nahm das Wort:

Aber was nun anfangen, Marquis? — Wir beide, dächt' ich, hätten uns keinen Betrug vorzuwerfen. Sie haben noch die nämlichen Ansprüche auf meine Achtung, wie ehedem — auch ich hoffe mein Recht auf die Ihrige nicht ganz vergeben zu haben. Wollen wir fortfahren, uns zu sehen? Wollen wir unsere Liebe in die zärtlichste Freundschaft verwandeln? — Dieß wird uns künftig alle die traurigen Auftritte ersparen, alle die kleinen Treulosigkeiten, alle die kindischen Neckereien, all' den muthwilligen Humor, der eine flüchtige Leidenschaft zu begleiten pflegt. Wir werden das einzige Beispiel in unserer Gattung seyn. Sie haben Ihre vorige Freiheit wieder, mir geben Sie die meinige zurück. So reisen wir zusammen durch die Welt. Sie machen mich bei jeder neuen Eroberung zu Ihrer Vertrauten; ich werde Ihnen kein Geheimniß aus den meinigen machen — versteht sich, wenn ich welche erlebe, denn ich fürchte sehr, lieber Marquis, daß Sie mich in dem Punkt ein wenig scheu gemacht haben. — Und so müßt' es denn ganz unvergleichlich gehen. Sie unterstützen mich zuweilen mit Ihrem Rath, ich Sie mit dem meinigen. — Und am Ende, wer weiß, was geschehen kann.

Allerdings, Madame, und es ist dann so gut als schon ausgemacht, daß Sie bei jeder Vergleichung gewinnen — daß ich von Tag zu Tag wärmer und zärtlicher zu Ihnen zurückkehre, daß mich zuletzt Alles wird überwiesen haben, die Marquisin v. P... sey die einzige Frau, die mich glücklich machen kann. Und wenn ich dann wieder umkehre, so ist es auch heilig gewiß, daß Sie mich zeitlebens in Ihren Banden behalten.

Wie aber, wenn Sie bei Ihrer Wiederkehr mich nicht mehr fänden? — Denn Sie wissen ja, man ist oft wunderlich, Marquis — der Fall könnte kommen, daß mich Eigensinn — Laune — Leidenschaft für einen Andern anwandelte, der nicht einmal so viel in Ihren Augen gälte.

Allerdings würde mich Das kränken, Madame. Aber beklagen dürfte ich mich darum nie. Ich müßte mich einzig und allein an das Schicksal halten, das uns trennte, weil es wollte, und uns wieder zu vereinigen wissen wird, wenn Das so seyn soll.

Auf dieses Gespräch folgte eine langweilige Predigt über den Unbestand des menschlichen Herzens, über die Nichtigkeit der Schwüre, über den Zwang der Ehen. Nach kurzen Umarmungen schieden Beide von einander.

So groß der Zwang gewesen, den sich die Dame in Gegenwart ihres Liebhabers auflegen mußte, so fürchterlich war der Ausbruch ihres Schmerzens, als er fortgegangen war.

Also ist es wahr, rief sie laut, es ist mehr als zu wahr, er liebt mich nicht mehr! — Nachdem ihre ersten Aufwallungen vorüber waren, und sie in stiller Wuth über dem erlittenen Schimpf gebrütet hatte, beschloß sie eine Rache, die ohne Beispiel war, eine Rache zum Schrecken aller Männer, die sich gelüsten lassen, eine Frau von Ehre zu betrügen; und diese Rache führte sie aus.

Die Marquisin hatte ehemals mit einer gewissen Frau aus der Provinz in Bekanntschaft gestanden, die eines Prozesses wegen mit ihrer Tochter, einem Mädchen von großer Schönheit und guter Erziehung, nach Paris gezogen war. Jetzt hatte sie erfahren, daß diese Frau mit ihrem Prozeß ihr ganzes Vermögen verloren hatte und dahin gebracht worden war, ein Haus der Freude zu unterhalten. Man

kam da zusammen, man spielte, man speiste zu Abend, und gemeiniglich blieb einer oder zwei von den Gästen die Nacht über dort, mit Mutter oder Tochter, wie er nun Lust hatte, sich ein Vergnügen zu machen.

Die Marquisin ließ durch einige Bedienten diesen Weibspersonen nachspüren; sie wurden ausfindig gemacht und zur Frau v. P... — ein Name, den sie sich kaum noch zurückrufen konnten — zum Besuche gebeten. Die Frauenzimmer, welche sich zu Paris für eine Madame und Mademoiselle Aisnon ausgaben, nahmen die Einladung mit Vergnügen an. Gleich den andern Morgen fand sich die Mutter bei der Marquisin ein, welche das Gespräch sogleich auf ihre jetzige Lebensart zu lenken wußte.

Frei heraus, gnädige Frau, antwortete die Alte, wir leben von einem Handwerk, das leider sehr wenig einträgt, gefährlich und mißlich, und noch obendrein eines der schimpflichsten ist. Mir selbst ist es noch dazu in den Tod zuwider, aber Noth bricht Eisen, wie das Sprichwort sagt. Ich war schon halbwegs entschlossen, meine Tochter bei der Oper anzubringen, aber ihre Stimme taugt höchstens für eine Kammersängerin, und außerdem tanzt sie schlecht. Auch hab' ich sie, während meines Prozesses und auch nachher, bei den Vornehmen dieser Stadt, bei den obrigkeitlichen Personen, bei den Pächtern und geistlichen Herren herumgeführt der Reihe nach; aber die Herren, wie Das geht, akkordirten immer nur auf eine Zeitlang, und am Ende blieb sie mir denn so sitzen. Nicht etwa, meine gnädige Frau, als ob sie nicht schön wäre wie ein Engel — auch fehlt es ihr weder an Verstand noch an Manieren; aber der eigentliche Pfiff für das Gewerbe mangelt ihr ganz und gar, und alle die kleinen Kunstgriffchen, die man anwenden muß, das Männervolk in Athem zu halten.

Sind Sie denn sehr bekannt hier? fragte die Marquisin.

Leider Gottes, nur zu sehr, sagte die Alte.

Und, wie ich merke, scheinen Sie beide wenig Lust und Liebe zu Ihrem Gewerbe zu haben?

Ganz und gar nicht, und am wenigsten meine Tochter, die mir ohne Aufhören in die Ohren liegt, sie davon wegzunehmen, oder lieber um's Leben zu bringen. Obendrein hat sie noch ihre melancholischen Stunden, wo sie vollends gar nicht zu gebrauchen ist.

Wenn ich mir also z. B. in den Kopf setzen wollte, Ihr Schicksal auf eine glänzende Art zu verbessern, würden Sie mir wohl beide wenig Schwierigkeiten machen?

Das meint' ich auch.

Aber die Frage ist, ob Sie mir werden versprechen können, allen Vorschriften, die ich für gut finden könnte, Ihnen zu geben, mit der strengsten Genauigkeit nachzuleben?

Verlassen Sie sich darauf.

Und Ihr Gehorsam ist mir also gewiß, so oft es mir einfallen wird, zu befehlen?

Wir werden mit Ungeduld darauf warten.

Das ist gut. Jetzt, Madame, gehen Sie nach Hause, Sie sollen gleich meine ferneren Verfügungen hören. Unterdessen schaffen Sie Alles fort, was Sie an Hausgeräth haben, auch Ihre Kleider schaffen Sie fort, die besonders, welche von frecher oder schreiender Farbe sind. Das Alles würde mir nur meinen Anschlag vereiteln.

Jene ging. Frau v. P... warf sich in den Wagen und ließ sich in die Vorstädte fahren, welche ihr von der Wohnung der Aisnon am weitesten entlegen schienen. Hier miethete sie, nicht weit von der Pfarrkirche, eine schlechte Wohnung

in einem ehrbaren Bürgerhause und ließ solche auf das Sparsamste meubliren.

Dahin lud sie die beiden Aisnon, übergab ihnen Haus und Wirthschaft, und legte ihnen einen schriftlichen Aufsatz von den Lebensregeln vor, die sie künftighin zu befolgen hätten. Es waren folgende:

Auf keinen öffentlichen Spaziergang gehen Sie mehr, denn es liegt daran, daß Sie von Niemand entdeckt werden.

Sie nehmen keine Besuche an, auch selbst aus Ihrer Nachbarschaft nicht, denn es muß den Anschein haben, als hätten Sie der Welt ganz entsagt.

Gleich von dem morgenden Tage an müssen Sie andächtige Kleider tragen.

Zu Hause werden keine andere als geistliche Bücher geduldet, daß Sie ja keinem Rückfall sich aussetzen.

Ihrem Gottesdienst müssen Sie an jedem Werk- und Feiertage mit Inbrunst obliegen.

Sie müssen dahin trachten, daß Sie sich in das Sprachzimmer dieses oder jenes Klosters Eingang verschaffen. Die Plaudereien der Mönche können von Nutzen für Sie werden.

Mit dem Pfarrherrn und den übrigen Geistlichen müssen Sie genau bekannt werden; der Fall könnte kommen, daß man ein Zeugniß von Ihnen verlangte.

Monatlich müssen Sie wenigstens zweimal zur Beichte und zum Abendmahl gehen.

Ihren Familiennamen nehmen Sie wieder an, weil er ehrbarer ist, und Nachfrage deßhalb geschehen könnte.

Von Zeit zu Zeit streuen Sie kleine Almosen aus, aber ich verbiete Ihnen schlechterdings, welche anzunehmen. Man soll Sie weder für reich noch für dürftig halten.

Zu Hause beschäftigen Sie sich mit Nähen, Stricken, Spinnen und Sticken, und Ihre Arbeiten verkaufen Sie dann in ein Armenhaus.

Ihre Lebensordnung sey äußerst mäßig. Einige schmale Portionen aus dem Gasthause sind Alles, was ich Ihnen erlauben kann.

Die Tochter geht nie ohne die Mutter, die Mutter nie ohne die Tochter aus. Ueberhaupt, wo Sie Gelegenheit finden, etwas Erbauliches zu thun, ohne daß es Kosten verursacht, so unterlassen Sie es nie.

Aber einmal für allemal, weder Pfaffen noch Mönche, noch fromme Brüder in Ihren vier Pfählen.

Gehen Sie über die Gasse, so schlagen Sie die Augen jederzeit sittsam zu Boden. In der Kirche sehen Sie nirgends hin, als auf Gott.

Ich will gern glauben, daß diese Einschränkung hart ist. Aber in die Länge kann sie nicht dauern, und die Entschädigung wird außerordentlich seyn. Gehen Sie nun mit sich selbst zu Rathe. Wenn Sie besorgen, daß Ihre Kräfte diesen Zwang nicht aushalten, so gestehen Sie es jetzt frei heraus — es kann mich weder beleidigen noch befremden. Ich vergaß vorhin noch anzumerken, daß es sehr wohl gethan seyn würde, wenn Sie sich die Sprache der Mystiker angewöhnten und die Redensarten der heiligen Schrift sich recht geläufig machten. Bei jeder Gelegenheit lassen Sie Ihren Groll gegen die Weltweisen aus, und Voltairen erklären Sie für den Antichrist.

Nunmehr leben Sie wohl. Hier in Ihrem Hause werden wir uns schwerlich wieder sehen. Ich bin ja nicht würdig, mit so heiligen Frauen in Gesellschaft zu leben. Doch seyen Sie deßwegen unbesorgt. Sie sollen mich desto öfter in der

Stille besuchen, und dann wollen wir das Verlorne bei verschlossenen Thüren einbringen. Aber, um was ich Sie bitte — sehen Sie ja zu, daß Sie mir über dem Heiligthun nicht im Ernst heilig werden. Die Auslage für Ihre kleine Wirthschaft wird meine Sorge seyn. Glückt unser Anschlag, so bedürfen Sie meines Beistandes nicht wieder. Sollte er, ohne Ihre Verschuldung, mißlingen, so hab' ich Vermögen genug, Ihr Schicksal erträglich zu machen und unendlich erträglicher, als dasjenige war, dem Sie jetzt mir zu Gefallen entsagen. Aber vor allen Dingen — Gehorsam, blinden, unumschränkten Gehorsam gegen meine Befehle, oder ich kann Ihnen weder für Jetzt noch für's Künftige stehen.

Während der Zeit, daß unsere zwei Andächtigen nach Vorschrift die Welt erbauten und der gute Geruch ihrer Heiligkeit sich ringsum verbreitete, fuhr Frau v. P... nach ihrer Gewohnheit fort, jeden äußerlichen Schein von Achtung und vertraulicher Freundschaft gegen den Marquis zu beobachten. — Willkommen, so oft er sich sehen ließ, nie mürrisch oder ungleich von ihr empfangen, selbst dann nicht, wenn er sich lange hatte vermissen lassen, kramte er alle seine kleinen Abenteuer bei ihr aus, welche sie mit der unbefangensten Lustigkeit anhörte. In jeder Verlegenheit schenkte sie ihm ihre Theilnahme, ihren Rath — unter der Hand ließ sie auch ein Wort von Verheirathung fallen, jedoch immer mit dem Ton der uneigennützigsten Freundschaft, der auf sie selbst nicht die geringste Beziehung zu haben schien. Wandelte es den Marquis in gewissen Augenblicken an, galant gegen sie zu seyn und ihr etwas Schmeichelhaftes zu erweisen — Dinge, worüber man bei Frauenzimmern von so genauer Bekanntschaft sich nie ganz hinwegsetzen kann — so antwortete sie mit einem Lächeln oder schien gar nicht

einmal darauf merken zu wollen. Ein Freund, wie er, behauptete sie dann, reiche zur Glückseligkeit ihres Lebens hin — ihre erste Jugend wäre vorüber, ihre Leidenschaften ausgelöscht.

Wie, Madame! antwortete er voll Verwunderung, Sie sollten mir also nichts mehr zu beichten haben?

Nicht das Mindeste mehr.

Auch von dem kleinen Grafen nichts, der mir sonst so gefährlich war?

Diesem habe ich meine Thüre verschlossen. Ich seh' ihn nimmermehr.

Das ist aber wunderlich, Madame, und warum denn?

Weil er mir zuwider ist.

Gestehen Sie, Madame, gestehen Sie. Ich lese in Ihrem Herzen. Sie lieben mich noch immer.

Das könnte wohl seyn.

Und zählen auf meine Wiederkehr?

Warum sollt' ich nicht dürfen?

Und wenn mir also das Glück — oder das Unglück — begegnete, rückfällig in meiner Liebe zu werden, würden Sie sich ohne Zweifel nicht wenig darauf zu gut thun, über meine vorige Unart einen Schleier zu ziehen?

Sie haben eine große Meinung von meiner Gefälligkeit.

O, Madame, nach Dem, was Sie bereits gethan haben, trau' ich Ihnen jede Heldenthat zu.

Das soll mir unendlich lieb seyn.

Auf Ehre, Madame. Sie sind eine gefährliche Frau. Das ist ausgemacht.

So standen die Sachen noch, als schon der dritte Monat verstrichen war. Endlich glaubte die Dame, daß der Zeitpunkt erschienen sey, ihre Federn einmal spielen zu lassen.

An einem schönen Sommertage, wo der Marquis bei ihr zu Mittag erwartet wurde, befahl sie den beiden Aisnon im königlichen Garten spazieren zu gehen. Der Marquis erschien bei der Tafel, man trug früher auf als gewöhnlich, man speiste kostbarer, die Unterhaltung war die munterste. Nach Tische brachte die Dame einen kleinen Spaziergang in Vorschlag, wenn anders der Marquis nichts Wichtigeres darüber versäume. Es traf sich gerade, daß an eben dem Tage weder Schauspiel noch Oper war. Dieß gab Gelegenheit, daß der Marquis zuerst auf den Einfall kam, das königliche Kabinet zu besehen. Nichts konnte der Dame willkommener seyn. Die Bestellung wird gemacht ohne Zeitverlust. Die Pferde sind vorgespannt. Man wirft sich in den Wagen. Man eilt nach dem Garten und findet sich auf Einmal im Gedränge von Welt, begafft Alles und sieht Nichts, wie Das gemeiniglich zu geschehen pflegt.

Nachdem beide das königliche Kabinet verlassen hatten, mischten sie sich unter die anderen Spazierenden. Der Weg führte sie durch eine Allee nach der Baumschule, wo Frau v. P... auf Einmal ein lautes Geschrei erhob. — Sind Sie's? Sie sind's! nein, ich täusche mich nicht! es sind wirklich dieselben! — Und mit den Worten entspringt sie dem Marquis und fliegt unseren beiden frommen Schwestern entgegen. Die junge Aisnon war heute zum Bezaubern; der bescheidene Anzug erlaubte es den Blicken, ganz in das Anschauen der Personen hinzuschmelzen. —

Ah! sind Sie es, Madame?

Ich bin's. Ja freilich. Und wie leben Sie denn? Und wie ist es Ihnen die ganze lange Ewigkeit her gegangen?

Sie wissen unser Unglück, Madame. Was war zu thun? Wir haben uns eingeschränkt, haben uns nach der Decke

gestreckt, weil wir mußten, und einer Welt Lebewohl gesagt, in welcher wir mit dem vorigen Anstande nicht mehr auftreten konnten.

Aber mich zu verlassen, mich, die doch auch nicht mehr zu der Welt gehört und sie nachgerade so abgeschmackt findet, als sie es auch in der That ist. Das war nicht artig, meine Kinder.

Mißtrauen, gnädige Frau, ist von jeher die Begleitung des Unglücks gewesen. Die Unglücklichen fürchten so leicht, überlästig zu seyn.

Ueberlästig? Sie mir? Wissen Sie auch, daß ich Ihnen Das mein Leben lang nicht vergeben werde.

Mir geben Sie die Schuld nicht, gnädige Frau. Wohl hundertmal habe ich die Mama an Sie erinnert. Aber da hieß es immer: Frau v. P...? Laß es gut seyn, meine Tochter. An uns denkt kein Mensch mehr.

Wie ungerecht! Aber setzen wir uns. Lassen Sie uns den Handel gleich auf der Stelle ausmachen. — Hier, meine Freundinnen, der Marquis von A..., ein sehr guter Freund von mir, der uns nicht im Mindesten stören wird. — Aber sieh doch, wie Mademoiselle groß geworden ist, wie schön, seitdem wir uns das Letztemal sahen.

Das danken wir unsrer Armuth, Madame, die wenigstens unsere Gesundheit behütet. Schauen Sie ihr in die Augen, betrachten Sie diese Arme. Das können Ordnung und Mäßigkeit, Schlaf und Arbeit und ein gutes Gewissen, und das ist auch nichts Kleines, gnädige Frau. —

Man setzte sich, man plauderte vertraulich zusammen. Die ältere Aisnon sprach gut, die jüngere wenig. Beide beobachteten den Ton der geistlichen Demuth, doch ohne sich zu zieren, oder zu übertreiben. Lange vorher, eh' es noch Abend wurde, brachen die beiden frommen Schwestern auf.

Man drang in sie, zu bleiben — man stellte vor, daß es noch hoch am Tage wäre, aber die Mutter lispelte der Marquisin — ziemlich laut, versteht sich — in's Ohr, daß sie noch eine Andachtsübung zu verrichten hätten, die sie niemals versäumten. Sie waren schon eine ziemliche Strecke von einander, als Frau v. P... sich auf einmal besann, nicht nach ihrer Wohnung gefragt zu haben. Gleich sprengte der Marquis zurück, dieß Versehen wieder gut zu machen. Die Adresse der gnädigen Frau ward mit Bereitwilligkeit angenommen, aber alle Bemühungen des Marquis waren umsonst, die ihrige zu erfragen. Er hatte nicht einmal den Muth, ihnen seinen Wagen anzubieten, — ein Umstand, der ihm doch, wie er der Frau v. P... nachher selbst gestand, oft genug auf der Zunge schwebte.

Sein Erstes war, daß er sich bei der Marquisin umständlicher erkundigte, wer denn eigentlich diese Frauenzimmer wären. — Zwei Geschöpfe, war die Antwort, die wenigstens glücklicher sind, als Sie und ich. Sahen Sie die blühende Gesundheit? die Heiterkeit auf ihrem Angesicht? die Unschuld, die Sittsamkeit in ihren Reden? Dergleichen erlebt man nicht, sieht man nicht, hört man in unsern Zirkeln nicht. Wir bedauern die Andächtigen, die Andächtigen bedauern uns, und am Ende — wer weiß, ob sie Unrecht haben?

Aber ich bitte Sie, Madame — Sie werden doch nicht selbst eine Betschwester werden wollen?

Warum Das nicht?

Ich beschwöre Sie, Madame — ich will doch nicht hoffen, daß unser Bruch, wenn es ja einer seyn soll, Sie bis zu der Naserei führen werde?

Also sehen Sie es lieber, wenn ich dem kleinen Grafen meine Thüre wieder öffnete?

Tausendmal lieber.

Und riethen mir's am Ende wohl noch selbst an?

Ohne Bedenken.

Frau v. P... erzählte dem Marquis, was sie von dem Herkommen und den Schicksalen ihrer Freundinnen wußte, und mischte so viel Interessantes, als nur möglich war, in diese Geschichte. Endlich setzte sie hinzu:

Sie finden hier zwei weibliche Geschöpfe, wie man wenige finden wird, vorzüglich aber die Tochter. Eine Gestalt, wie das Mädchen hat, sehen Sie selbst ein, würde ihre Besitzerin zu Paris nie Noth leiden lassen, wenn sie Lust hätte, Gebrauch davon zu machen. Aber diese Frauenzimmer haben eine ehrenvolle Dürftigkeit einem schimpflichen Ueberfluß vorgezogen. Der Rest ihres Vermögens ist so klein, daß ich bis diese Stunde nicht begreifen kann, wie sie nur damit auskommen mögen. Da ist Tag und Nacht zu thun. Armuth ertragen, wenn man arm geboren worden, ist eine Tugend, deren tausend Menschen fähig sind. Aber von dem höchsten Ueberflusse plötzlich zur höchsten Nothdurft herunter sinken und zufrieden seyn, und sich obendrein noch glücklich schätzen, ist eine Erscheinung, die ich nimmermehr erklären kann. — Sehen Sie, Marquis, so etwas kann nur die Religion. Die Weltweisen haben gut schwatzen. Die Religion ist etwas Herrliches.

Für den Unglücklichen ganz gewiß.

Und wer ist das nicht — mehr oder weniger — früher oder später?

Ich will sterben, Marquisin, wenn Sie nicht noch eine Heilige werden?

Als wenn das Unheil so entsetzlich wäre! Wie wenig bedeutet mir dieß Leben, wenn ich es mit einer ewigen Zukunft auf die Wage lege?

Aber Sie reden ja schon wie ein Apostel.

Ich rede wie eine Ueberzeugte. Wie, mein lieber Marquis, antworten Sie mir doch einmal — aber wahr und ohne Rückhalt. Wenn uns die Freuden und Schrecken jener Welt lebhafter vorschwebten, wie klein würden die Reichthümer dieser Erde vor unseren Augen zusammen schrumpfen? — Wer sonst, als ein Rasender, würde Lust bekommen, ein junges Mädchen oder eine liebende Gattin an der Seite ihres Gemahls zu verführen, wenn der Gedanke ihn anwandelte, ich kann in ihrer Umarmung sterben und ewig verdammt seyn? —

Und doch ist Dieß etwas Alltägliches.

Weil man nicht mehr an Gott glaubt, weil man von Sinnen ist.

Oder, Madame, weil unsere Sitten mit unserer Religion nichts zu schaffen haben. Aber, liebe Marquisin, wie kommen Sie mir vor? Sie tummeln sich ja über Hals und Kopf zu dem Beichtstuhl?

Ich sollte freilich wohl etwas Klügeres thun.

Gehen Sie, Sie sind eine Närrin. Sie haben noch schöne zwanzig Jahre allerliebst wegzusündigen. Lassen Sie die erst genossen seyn, und dann bereuen Sie meinethalben, oder prahlen damit bei Ihrem Beichtiger. — Aber unser Gespräch hat eine so schwermüthige Wendung genommen. Ihre Phantasie, Madame, wird ganz unerträglich finster, und Das kommt, bei meiner Ehre, von nichts als dem abscheulichen Klosterleben. Folgen Sie mir, Madame, — lassen Sie den kleinen Grafen wieder zurückkommen, und ich verwette Seel und Seligkeit, Sie sehen weder Hölle noch Teufel mehr und sind auf Einmal wieder liebenswürdig wie zuvor. Fürchten Sie etwa, daß ich Ihnen ein Verbrechen daraus

machen möchte, wenn es mit uns wieder auf den alten Fuß kommen sollte? — Es könnte aber nun nie mehr dahin kommen, dann hätten Sie sich ja, einem eigensinnigen Traum zu Gefallen, um die süßeste Zeit Ihres Lebens betrogen — und — soll ich's gerade heraussagen, Madame? — der Triumph, es mir zuvor gethan zu haben, ist soviel Aufopferung nicht einmal werth.

Noch einige Gänge durch die Allee und sie stiegen wieder in den Wagen. Eine Weile darauf fing Frau v. P... von Neuem an:

Wie Einen Das doch alt machen kann! Ich denke noch, wie Das nicht viel höher war als ein Kohlhaupt, als es zum ersten Mal nach Paris kam.

Sie meinen das junge Frauenzimmer, das uns vorhin mit ihrer Mutter begegnete?

Das nämliche. Sehen Sie, Marquis, Das erinnert mich an einen Garten, wo frische Rosen immer die verwelkten ablösen. Haben Sie sie auch recht in's Auge gefaßt?

Ich habe nicht ermangelt.

Nun — und was halten Sie von ihr?

Es ist der Kopf einer Mutter Gottes von Raphael auf den Leib seiner Galathee gestellt. — O, und die unaussprechlich melodische Stimme —

Und die Bescheidenheit im Auge!

Und der Anstand, die Grazie in jeder Gebärde!

Und die Würde ihres Vortrags, die man doch sonst an keinem Mädchen ihres Gleichen findet. Sehen Sie, was eine gute Erziehung thut!

Ja, wenn die Anlage schon so trefflich ist.

Der Marquis brachte Frau v. P... nach Hause. Diese konnte es kaum erwarten, ihren beiden Kreaturen die



Zufriedenheit zu bezeigen, welche sie über die glückliche Eröffnung des Possenspiels empfand.

Seit dieser Zeit fing der Marquis an, seine Besuche bei der Dame zu verdoppeln. Sie schien es nicht bemerken zu wollen. Niemals leitete sie das Gespräch auf die beiden Frauenzimmer, er mußte immer zuerst davon anfangen, und Dieß that er auch mit Ungeduld — doch zugleich mit einer künstlichen Gleichgültigkeit, die ihm aber stets verunglückte.

Sahen Sie heute Ihre zwei Freundinnen?

Nein.

Wissen Sie aber, daß Sie gar nicht artig sind, meine gnädige Frau? — Sie haben Vermögen, diese zwei Frauenzimmer leiden Mangel, und Sie sind nicht einmal so höflich, ihnen zuweilen Ihren Tisch anzubieten?

Ich hätte doch gemeint, der Marquis v. A... sollte sich mit meiner Denkungsart besser bekannt gemacht haben. Vor Zeiten wohl mochte die Liebe mir hie und da eine Tugend borgen, jetzt aber hilft mir die Freundschaft nur mit Schwachheiten aus. Wohl zehnmal hab' ich sie indessen zu Tische bitten lassen, aber immer schlugen sie es aus. Sie haben ihre besonderen Gründe, mein Haus zu meiden, und wenn ich ihnen einen Besuch gebe, so thut es Noth, daß ich meinen Wagen am Ende der Gasse halten lasse, und zuvor Schmuck und Schminke und jede Kostbarkeit von mir lege. Wundern Sie sich über diese grillenfängerische Behutsamkeit nicht. Eine zweideutige Auslegung könnte nur gar zu leicht den guten Willen ihrer Wohlthäter abkühlen. Heut zu Tage, Marquis, gehört viel dazu, Gutes zu thun.

Bei den Frommen besonders.

Wo der geringste Vorwand davon lossprechen kann. Erführe man, daß ich mich hineinmischte, gleich würde es heißen: Frau v. P... ist ihre Gönnerin — sie brauchen keine Beisteuer mehr — und die Almosen hörten auf.

Was? die Almosen?

Ja, mein Herr, die Almosen.

Diese Frauenzimmer sind Ihre Bekannte und leben von Almosen?

Dacht' ich's doch! — Lieber Marquis, da seh' ich's ja deutlich, daß Sie aufgehört haben, mich zu lieben. Mit Ihrer Zärtlichkeit hab' ich ein gutes Theil Ihrer Achtung zugleich verloren. Wer sagt Ihnen denn, daß die Schuld mein seyn muß, wenn diese Frauenzimmer vom Opfergeld leben?

Verzeihung, Madame. Ich war voreilig. Ich bitte tausendmal um Verzeihung. Aber was für Ursachen hätten sie denn, den Beistand einer guten Freundin auszuschlagen?

O mein lieber Marquis, wir Weltkinder verstehen uns auf die wunderlichen Bedenklichkeiten der Heiligen nicht; sie halten es nicht für schicklich, Wohlthaten von fremder Hand ohne Unterschied anzunehmen.

Aber, da berauben sie uns ja des einzigen Mittels, unsere unsinnigen Verschwendungen hie und da wieder gut zu machen.

Das seh' ich nicht ein. Gesetzt, daß der Marquis v. A... das Schicksal dieser zwei Geschöpfe sich zu Herzen nähme, könnte er seine Gaben nicht durch würdigere Hände an sie gelangen lassen?

Würdigere — nicht wahr? und desto weniger sichere?

Das könnte wohl seyn.

Was meinen Sie, Madame — wenn ich ihnen z. B. ein zwanzig Louis schicken wollte — würde man mein Geschenk wohl zurückweisen?



Nichts gewisser — und Ihnen, mein lieber Marquis, würde ein solcher Eigensinn bei der Mutter eines so schönen Kindes ohne Zweifel übel angebracht scheinen?

Glauben Sie, daß ich in Versuchung war, hinzugehen?

O ja, sehr gern — Marquis! Marquis! seyen Sie auf Ihrer Hut! Es regt sich ein Mitleid in Ihrem Herzen, das mir sehr unerwartet und verdächtig scheint.

Mag's — aber sagen Sie mir, hätte man meinen Besuch angenommen?

Zuverlässig nicht. Schon der Glanz Ihrer Equipage, die Pracht Ihrer Kleider, das Aufsehen von Bedienten, der Anblick eines schönen jungen Mannes — mehr hätte es nicht gebraucht, um die ganze Nachbarschaft in Allarm zu bringen und die armen Unschuldigen zu Grunde zu richten.

Sie thun mir weh, Madame, denn auf meine Ehre, Das waren meine Absichten nicht. Also muß ich mir das Vergnügen versagen, sie zu sehen und ihnen Gutes zu thun.

So scheint es.

Aber wenn ich meine Geschenke durch Ihre Hand gehen ließe?

Ich mag mich zu einer Wohlthätigkeit nicht hergeben, die so zweideutig aussieht.

Das ist ja aber ganz abscheulich.

Abscheulich! Sie haben ganz Recht.

Was für Einbildungen! Ich glaube, Sie wollen mich foppen, Madame? — Ein junges Mädchen, das ich in meinem Leben einmal gesehen habe —

Nehmen Sie sich in Acht, sag' ich Ihnen. Sie sind auf dem Wege, sich unglücklich zu machen. Lassen Sie mich lieber jetzt Ihr Schutzengel als nachher Ihre Trösterin seyn. — Meinen Sie etwa, daß Sie es hier mit Kreaturen zu thun

haben, wie Sie deren sonst kennen lernten? — Verwechseln Sie Nichts, guter Marquis. Frauenzimmer, wie diese, versucht man nicht — überrumpelt man nicht — erobert man nicht. Sie verstehen den Wink nicht; sie laufen nicht in die Falle.

Auf Einmal besann sich der Marquis, daß er noch etwas Dringendes zu verrichten habe. Er stand mit Ungestüm auf und ging mürrisch aus dem Zimmer.

Viele Wochen lang dauerte Das fort. Der Marquis ließ keinen Tag verstreichen, ohne Frau v. P... zu sehen, aber er kam, warf sich in den Sopha und gab keinen Laut von sich. Frau v. P... führte das Wort allein, der Marquis blieb eine Viertelstunde und verschwand. Endlich blieb er einen ganzen Monat aus dem Hause weg. Nach Verlauf desselben zeigte er sich wieder, aber schwermuthsvoll und zugerichtet wie eine Leiche. Frau v. P... erschrak bei seinem Anblick?

Wie sehen Sie aus, Marquis? Woher kommen Sie? — Haben Sie diese ganze Zeit über an Ketten gelegen?

Schier so, bei Gott! — Aus Verzweiflung stürzt' ich mich in das abscheulichste Schlaraffenleben.

Wie das? Aus Verzweiflung?

Nicht anders, Madame — aus Verzweiflung.

Mit den Worten lief er hastig durch das Zimmer, dahin, dorthin, trat an ein Fenster, blickte nach den Wolken, kam zurück, blieb auf Einmal vor ihr stehen, ging zur Thüre, rief einen seiner Leute, hieß ihn wieder gehen, stellte sich auf's Neue vor die Dame, wollte reden, aber konnte nicht. — Frau v. P... saß unterdessen still an ihrem Arbeitstische, ohne ihn bemerken zu wollen. Endlich hatte sie Mitleid mit seinem Zustande und fing an:



Was haben Sie denn, Marquis? Einen ganzen Monat lang sieht man Sie nicht, und nun kommen Sie und sehen aus wie Einer, der dem Leichentuch entsprungen ist, und treiben sich herum wie eine Seele im Fegfeuer!

Ich halt' es nicht länger aus. Ich will — ich muß — Sie sollen Alles hören. Jenes Mädchen, die Tochter Ihrer Freundin — o sie hat eine tiefe Wirkung auf mein Herz gemacht. Alles, Alles hab' ich angewandt, sie zu vergessen, doch umsonst! Je mehr ich sie bekämpfte, desto tiefer grub sich die Erinnerung. Dieser Engel hat mich ganz dahin — Sie müssen mir einen großen Dienst erweisen.

Nun?

Es ist umsonst. Ich muß — ich muß sie wiedersehen, und Ihnen, o nur Ihnen kann ich Das zu danken haben. Ich habe meine Bedienten in fremde Kleider gesteckt — ich habe ihnen auflauern lassen. Ihr ganzer Aus- und Eingang ist in die Kirche und aus der Kirche, aus ihrem Hause und in ihr Haus zurück. Zehnmal hab' ich mich ihnen zu Fuß in den Weg gestellt, sie haben mich auch nicht Einmal eines Blicks gewürdigt. Unter ihre Hausthüre habe ich mich vergebens gepflanzt; sie zu vergessen, bin ich auf eine Zeitlang der liederlichste Bube geworden — ihnen zu gefallen, wieder fromm und heilig wie ein Märtyrer, und fünfzehn Tage hat mich keine Messe vermißt — O, welche Gestalt, meine Freundin! wie reizend! wie unaussprechlich schön!

Frau v. P... war von Allem unterrichtet. — Das heißt, gab sie dem Marquis zur Antwort, Sie haben Alles angewandt, um gescheidt zu werden und Nichts unterlassen, um ein Narr zu seyn, und das Letztere ist Ihnen gelungen.

O ganz recht! gelungen, und in einem fürchterlichen Grade. Werden Sie mich bedauern, Madame? Werden

Sie mir die Seligkeit verschaffen, diesen Engel wieder zu sehen?

Die Sache will Ueberlegung — ich werde sie schlechterdings nicht übernehmen, sie versprechen mir denn auf's Heiligste, diese arme Unglückliche in Ruhe zu lassen und Ihre Verfolgungen aufzugeben. Auch will ich Ihnen nicht verhehlen, Marquis, daß man sich über Ihre Zudringlichkeit schon sehr empfindlich gegen mich geäußert hat. — Wollen Sie diesen Brief ansehen?

Der Brief, den man dem Marquis hier in die Hände spielte, war unter den drei Frauenzimmern verabredet. Es mußte das Ansehen haben, als hätte die jüngere Aisnon ihn auf ausdrücklichen Befehl ihrer Mutter geschrieben. Zugleich unterließ man nicht, so viel Edles und Zärtliches, so viel Geist und Geschmack einzuweben, als nöthig war, dem Marquis den Kopf zu verrücken. Auch begleitete er jeden Gedanken mit einem Freudenruf, jedes Wort las er wieder, und Thränen der Entzückung floßen aus seinen Augen.

Gestehen Sie nun selbst, Madame, daß man nicht göttlicher schreiben kann. O ich verehre das Frauenzimmer, das so schreibt und empfindet.

Das ist auch Ihre Pflicht.

Ich will Ihnen Wort halten, ich schwöre es Ihnen, aber ich bitte Sie, ich beschwöre Sie, thun Sie ein Gleiches.

Wahrlich, Marquis, ich komme mir bald als der größere Narr von uns beiden vor. Es ist nicht anders — Sie müssen eine unumschränkte Gewalt über mich haben, und Das erschreckt mich.

Wann seh' ich sie also?

Das kann ich Ihnen jetzt noch nicht sagen. Vor allen Dingen muß man es so einleiten, daß kein Verdacht dabei

aufsteigt. Die Frauenzimmer wissen um Ihre Leidenschaft — überlegen Sie selbst, in welchem Lichte meine Freundschaft erscheinen würde, wenn Sie nur entfernt auf den Argwohn kämen, daß ich mit Ihnen einverstanden sey. — Aber, offenherzig, lieber Marquis, wofür auch die ganze Verlegenheit? Was geht Das mich an, ob Sie lieben oder nicht lieben? ob Sie ein Thor sind, oder ein Kluger? — Lösen Sie selbst Ihren Knoten auf. Die Rolle, die Sie mich wollen spielen lassen, ist wahrlich auch sehr sonderbar.

Ich bin verloren, meine Beste, wenn Sie mich im Stich lassen. Ich will mich selbst nicht in Anschlag bringen — ich weiß, daß Sie es nur beleidigen würde — aber bei diesen theuren, diesen guten, diesen himmlischen Geschöpfen will ich Sie beschwören — Sie kennen mich, Madame. Bewahren Sie sie vor den Nasereien, die ich auszuhecken fähig bin. Ich werde zu ihnen gehen — ja, beim großen Gott, Das werd' ich, ich habe Sie gewarnt — ich werde ihre Thüre sprengen, mit Gewalt werd' ich hineintreten, ich werde mich niedersetzen, ich werde sagen, ich werde — o! weiß ich denn, was ich sagen will, was ich thun will? — aber in dieser Lage meines Herzens bin ich fürchterlich.

Jedes dieser Worte war ein Dolchstoß in das Herz der Frau v. P... Sie erstickte vor Unwillen und innerer Wuth, und mit Stottern redete sie weiter:

Ganz kann ich Ihre Heftigkeit nicht tadeln — Aber — Ja! wenn i ch — ich mit dieser Leidenschaft geliebt worden wäre — Vielleicht — doch genug davon. Für Sie wollt' ich ja eigentlich auch nicht handeln; nur hoffe ich, daß mein Herr Marquis mir wenigstens Zeit lassen werde.

Die kürzeste, die nur möglich ist.

O ich leide, rief die Dame, als er weg war, ich leide schrecklich, aber ich leide nicht allein. Abscheulichster der Menschen! noch zwar ist es ungewiß, wie lange diese meine Qual dauert, aber ewig, ewig soll die deine währen.

Einen ganzen Monat lang wußte sie den Marquis in der Erwartung der versprochenen Zusammenkunft hinzuhalten. Während dieser Zeit hatte er volle Muße, sich abzuhärmen, zu berauschen und seine Leidenschaft in Unterredungen mit ihr noch mehr anzufeuern. Er erkundigte sich nach dem Vaterlande, dem Herkommen, der Erziehung und den Schicksalen dieser Frauenzimmer, und erfuhr immer noch zu wenig, und fragte immer wieder, und ließ sich immer von Neuem unterrichten und hinreißen. Die Marquisin war schelmisch genug, ihn jeden Fortschritt seiner Leidenschaft bemerken zu lassen, und unter dem Vorwande, ihn zurückzuschrecken, gewöhnte sie ihn unvermerkt an den verzweifelten Ausgang dieses Romans, den sie ihm bereitet hatte.

Sehen Sie sich vor, sprach sie, Das könnte Sie weiter führen, als Sie wünschen — es könnten Zeiten kommen, wo meine Freundschaft, die Sie jetzt so unerhört mißbrauchen, weder vor mir selbst, noch vor der Welt mich entschuldigen dürfte. Freilich wohl geht kein Tag vorüber, daß nicht irgend eine rasende Posse unter dem Monde zu Stande käme; aber ich fürchte, Marquis, ich fürchte fast, daß dieses Frauenzimmer niemals, oder nur unter Bedingungen Ihre wird, die bis hieher wenigstens ganz oder gar nicht nach Ihrem Geschmacke waren.

Nachdem Frau v. P... den Marquis zu ihrem Vorhaben hinlänglich bereitet fand, kartete sie es mit den beiden Aisnon, einen Mittag bei ihr zu speisen, und mit dem

Marquis redete sie ab, sie in Reisekleidern da zu überfallen, was auch zu Stande kam.

Man war eben am zweiten Gange, als der Marquis sich melden ließ. Er, Frau v. P... und beide Aisnon spielten die Rolle der Bestürzung meisterhaft.

Madame, sagte er zur Frau v. P..., ich komme so eben von meinen Gütern an; es ist zu spät, daß ich jetzt noch nach Hause gehe, wo man sich schwerlich auf mich gerichtet hat. Ich hoffe, daß Sie mir erlauben werden, Ihr Gast zu seyn. —

Mit diesen Worten holte er sich einen Sessel und nahm an der Tafel seinen Platz. Die Eintheilung war so gemacht, daß er neben die Mutter und der Tochter gegenüber zu sitzen kam — eine Aufmerksamkeit, wofür er der Frau v. P... mit einem verstohlenen Wink der Augen dankte. Beide Frauenzimmer hatten sich von der ersten Verlegenheit erholt. Man fing an zu plaudern und ward sogar aufgeräumt.

Der Marquis behandelte die Mutter mit der vorzüglichsten Aufmerksamkeit, und die Tochter mit der feinsten Höflichkeit und Schonung. Für die drei Frauenzimmer war es der possirlichste Auftritt, die Aengstlichkeit anzusehen, mit welcher der Marquis Alles vermied, was sie nur entfernt hätte in Verlegenheit setzen können. Sie waren boshaft genug, ihn drei ganze Stunden lang gottselig schwatzen zu lassen, und zuletzt sagte Frau v. P... zu ihm:

Ihre Gespräche, Marquis, machen Ihren Eltern unendlich viel Ehre. Die Eindrücke der ersten Kindheit erlöschen doch nie. Wahrhaftig, sie sind so tief in die Geheimnisse der geistlichen Liebe gedrungen, daß man vermuthen muß, Sie wären Ihr Lebenlang in Klöstern gewesen. — Waren Sie nie in Versuchung, ein Quietist zu werden?

Nie, daß ich mich erinnern könnte, Madame. —

Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß unsere beiden Andächtigen die Unterhaltung mit allem Witz, aller Feinheit, aller verführerischen Grazie würzten. Nur im Vorübergehen berührte man das Capitel von Leidenschaften, und Mademoiselle Duquenoi — das war ihr Familienname — wollte behaupten, daß es nur eine gefährliche gebe. Dieser Meinung stimmte der Marquis von ganzem Herzen bei. Zwischen sechs und sieben Uhr brachen die beiden Frauenzimmer auf. Jeder Versuch, sie länger da zu behalten, war fruchtlos. Frau v. P... und die Mutter Duquenoi thaten den Ausspruch, daß das Vergnügen der Pflicht weichen müsse, wenn nicht ein jeder Tag mit Gewissensbissen sich endigen sollte. Beide also gingen zum großen Verdruß des Marquis nach Hause, und er sah sich jetzt wieder mit Frau v. P... unter vier Augen allein.

Nun, Marquis! Bin ich nicht eine gute Närrin? — Zeigen Sie mir die Frau zu Paris, die etwas Aehnliches thäte.

Nein, Madame! Nein! Nein! (und hier warf er sich ihr zu Füßen) die ganze Welt hat Ihres Gleichen nicht mehr. Ihre Großmuth beschämt mich. Sie sind die einzige wahre Freundin, die auf dieser Erde zu finden ist.

Sind Sie auch sicher, Marquis, daß Sie mein heutiges Verfahren stets so beurtheilen werden?

Ein Ungeheuer von Undank müßt' ich seyn, wenn ich je meine Meinung änderte.

Also von etwas Anderem. — Wie steht's jetzt mit Ihrem Herzen?

Soll ich es Ihnen frei heraussagen? — Dieß Mädchen muß mein seyn, oder ich bin verloren.

Allerdings muß sie Das, aber um welchen Preis, ist die Frage.



Wir wollen sehen.

Marquis, Marquis! ich kenne Sie, ich kenne diese Leute. Der ganze Streich kann verrathen werden.

Zwei Monate lang erschien der Marquis nicht wieder; unterdessen war er thätiger als je. Er hing sich an den Beichtvater der beiden Duquenoi, die Angelegenheit seiner Wollust durch die Allgewalt der Religion zu betreiben. Dieser Pfaffe, verschmitzt genug, jede Schwierigkeit zu heucheln, welche die Heiligkeit seiner Lehre diesem niederträchtigen Anschlag entgegensetzte, verkaufte die Würde seines Amtes so theuer als möglich, und gab sich endlich für die Gebühren zu Allem her, was der Marquis ihm zumuthete.

Die erste Büberei, die der Mann Gottes sich erlaubte, bestand darin, beiden Andächtigen die Wohlthaten der Gemeine zu entziehen, und dem Pfarrherrn des Kirchsprengels vorzuspiegeln, daß die Schutzergebenen der Frau v. P... sich widerrechtlich ein Almosen zueigneten, dessen andere Mitglieder der Gemeine weit bedürftiger wären. Seine Absicht ging dahin, ihre standhafte Tugend durch die Noth aufzureiben.

Weiter arbeitete er im Beichtstuhl daran, Uneinigkeit zwischen Mutter und Tochter zu stiften. Wenn die Mutter die Tochter bei ihm verklagte, so wußte er die Verschuldungen der letztern immer größer zu machen und die Erbitterung der erstern noch mehr anzureizen. Klagte die jüngere, so gab er nicht undeutlich zu verstehen, daß die elterliche Gewalt ihre Gränzen habe; und wenn die Verfolgungen der Mutter nicht nachlassen würden, so könnte die heilige Kirche für nöthig finden, sie der mütterlichen Tyrannei zu entreißen. Einstweilen legte er ihr die Buße auf, fleißiger zur Beichte zu kommen.

Ein Andermal lenkte er das Gespräch auf ihre Gestalt, und behauptete, daß das gefährlichste Geschenk, so der Himmel einem Weibe nur verleihen könnte, Schönheit sey. Unter der Hand ließ er ein Wörtchen von einem sichern Biedermanne fallen, der sich davon habe hinreißen lassen, den er zwar nicht mit Namen nannte, aber handgreiflich genug zu bezeichnen wußte. Von da kam er auf die unendliche Barmherzigkeit Gottes zu reden und auf die unüberschwengliche Langmuth des Himmels gegen gewisse Menschlichkeiten, die das Erbtheil des Fleisches wären — auf die gewaltige Herrschaft gewisser Begierden, denen auch die heiligsten unter den Menschen nicht ganz entrinnen könnten. Dann fragte er sie, ob in ihrem Herzen noch keine Wünsche sich regten? — ob sie nicht zuweilen Wallungen verspürte? — ob sie nicht gewisse Träume hätte? — ob die Gegenwart von Mannspersonen nicht irgend einen Unfug da oder dort bei ihr anrichtete? — Darauf warf er die Frage auf, ob sich ein Frauenzimmer der Leidenschaft eines Mannes widersetzen, oder lieber preisgeben solle? ob es zu wagen wäre, einen Menschen sterben zu lassen, für welchen doch das kostbare Blut des Erlösers so gut als für jeden andern geflossen sey? und diese Frage getraute er sich nicht zu beantworten. Er schloß mit einem tiefen und heiligen Seufzer, drehte seine Augen zum Himmel und betete — für die Seelen im Fegfeuer. Die junge Duquenoi ließ ihn seiner Wege gehen, und hinterbrachte dieß Alles treulich ihrer Mutter und der Frau v. P..., welche ihr noch immer mehr Geständnisse einbliesen, dem frommen Heiligen desto mehr Herz einzujagen.

Sie erwarteten nun nichts Gewisseres, als daß der Mann Gottes über kurz oder lang sich brauchen lassen würde, seiner geistlichen Tochter einen Liebesbrief zuzustellen, und

diese Vermuthung traf glücklich ein. Aber wie behutsam griff er Das an! — Erst wußte er eigentlich selbst nicht, aus wessen Händen er käme — er zweifelte keineswegs, daß irgend eine mitleidige Seele in seiner Gemeine unter der Decke stecke, die, von ihrem Elend gerührt, sich würde erboten haben, ihnen Beistand zu leisten. Dergleichen Aufträge hätte er schon öfters zu übernehmen gehabt.

Im Uebrigen, Mademoiselle, fuhr er fort, werden Sie vorsichtig handeln. Ihre Frau Mutter ist eine vernünftige Frau. Ich dringe ausdrücklich darauf, daß Sie den Brief nicht anders als in ihrem Beiseyn eröffnen.

Mademoiselle steckte den Brief zu sich und händigte ihn sogleich der Alten ein, die ihn auf der Stelle der Frau v. P... überschickte. Die Marquisin, jetzt im Besitz eines unverwerflichen Zeugnisses, ließ den Beichtvater zu sich holen, wusch ihm den Kopf, wie er's verdient hatte, und drohte ihm, den ganzen Vorgang seinen Oberen zu melden, wenn sie je noch ein Wort von ihm hören sollte.

Der Brief floß von lauter Lobsprüchen des Marquis, in Betreff seiner eignen Person und der Mademoiselle, über. Er malte ihr darin seine Leidenschaft mit den lebendigsten und schrecklichsten Farben, machte ungeheure Verheißungen, und sprach sogar von Entführung.

Nachdem Frau v. P... dem Pfaffen den Text recht gelesen hatte, bat sie auch noch den Marquis zu sich, und erklärte ihm, wie sehr sein Betragen den Mann von Ehre beschimpfe, und wie nachtheilig er sie selbst hinein mische; dann zeigte sie ihm seinen Brief, und betheuerte, daß auch die Pflichten der zärtlichsten Freundschaft, die zwischen ihm und ihr bisher geherrscht, sie nicht abhalten würden, die Mutter Duquenoi, ja die Obrigkeit selbst gegen ihn zu

Hülfe zu rufen, wenn seine Verfolgungen weiter gehen sollten.

Marquis, Marquis, setzte sie hinzu, die Liebe macht einen schlimmen Menschen aus Ihnen. Sie müssen bösartig auf die Welt gekommen seyn, weil Dasjenige, was jeden Andern zu großen Thaten spornt, Ihnen nur Niederträchtigkeiten abgewinnen kann. Was thaten Ihnen diese armen Frauenzimmer, daß Sie es darauf anlegen, ihre Armuth durch Schande zu verbittern? — Weil dieses Mädchen schön ist, und sich entschlossen hat, auf ihrer Tugend standhaft zu beharren, so wollen Sie ihr Verfolger seyn? so wollen Sie Ursache werden, daß sie das beste Geschenk des Himmels verfluche? — Und womit habe ich es verdient, daß ich eine Mitschuldige Ihrer Schandthaten seyn soll? — Undankbarster der Menschen! Gleich fallen Sie mir zu Füßen, bitten Sie mich gleich um Verzeihung, schwören Sie mir, meine unglücklichen Freundinnen von jetzt an in Frieden zu lassen.

Der Marquis versprach, ohne Vorwissen der Frau v. P... keinen Schritt mehr zu thun, aber dieß Mädchen müsse er besitzen, welchen Preis es auch gelten möge.

Er hielt keineswegs, was er zugesagt hatte. Einmal wußte nun doch die Mutter Duquenoi um die ganze Geschichte, daher trug er jetzt kein Bedenken mehr, sich unmittelbar an sie selbst zu wenden. Er gestand die Abscheulichkeit seines Vorhabens ein, bot ihr beträchtliche Summen an, sprach von den glänzendsten Hoffnungen, die die Zeit noch reif machen würde, und begleitete seinen Brief mit einem Kästchen voll der kostbarsten Steine.

Die drei Frauen hielten geheimen Rath unter einander. Mutter und Tochter schienen sehr geneigt, den Handel einzugehen, doch dabei fand Frau v. P... ihre Rechnung nicht.

Sie erinnerte sie an die ersten Artikel ihres Vertrags und drohte sogar, den ganzen Betrug zu verrathen, wenn sie sich weigern würden, ihr Gehorsam zu leisten. Zum großen Leidwesen der beiden Heiligen, der Tochter besonders, die, so langsam als sie konnte, die Ohrringe wieder abnahm, die ihr so schön standen, mußten Brief und Juwelen mit einer Antwort, woraus der ganze Stolz der beleidigten Tugend sprach, zu ihrem Eigenthümer zurückwandern.

Frau v. P... machte dem Marquis über seine Wortbrüchigkeit die bittersten Vorwürfe. Er entschuldigte sich damit, daß er es nicht hätte wagen mögen, sie durch einen Auftrag dieser Art zu erniedrigen.

Lieber Marquis, sagte sie, ich habe Sie gleich Anfangs gewarnt, und will es Ihnen jetzt wiederholen. Sie sind noch weit von dem Ziel entfernt, nach welchem Sie streben — nun aber ist es nicht mehr Zeit, Ihnen vorzupredigen; Das würden jetzt nur verlorene Worte seyn. Für Sie ist ganz und gar keine Rettung mehr.

Der Marquis antwortete, daß seine Hoffnungen noch immer die besten wären, und er sich nur die Erlaubniß von ihr erbitte, einen letzten Versuch noch wagen zu dürfen. — Dieser war, daß er sich anheischig machte, beiden Frauenzimmern eine beträchtliche Leibrente auszuwerfen, sein ganzes Vermögen mit ihnen zu gleichen Theilen zu theilen, und ihnen, so lange sie lebten, eins von seinen Häusern zu Paris und ein andres auf seinen Gütern zum Eigenthum einzuräumen.

Machen Sie, was Sie wollen, sagte die Marquisin, nur Gewalt verbitt' ich mir — aber Rechtschaffenheit und wahre Ehre, glauben Sie mir's, Freund, sind über jede Krämertaxe erhaben. Ihr neuestes Gebot macht kein besseres Glück,

als Ihre vorigen — ich kenne meine Leute, und unterstehe mich, für ihre Tugend zu haften.

Diese neuen Erbietungen des Marquis kamen bei voller Sitzung der drei Frauenzimmer vor. Madame und Mademoiselle erwarteten schweigend das Endurtheil aus dem Munde der Frau v. P... — Diese ging einige Minuten lang, ohne ein Wort zu reden, im Saale auf und nieder. — Nein! nein! nein! rief sie endlich, Das ist viel zu gnädig — Nein! Das ist viel zu wenig für mein wundes Herz — und alsobald sprach sie das unwiderrufliche Verbot aus. Mutter und Tochter warfen sich weinend ihr zu Füßen, flehten und stellten vor, welche Grausamkeit es wäre, ihnen ein Glück zu verbieten, das sie doch ohne alle Gefahr würden annehmen dürfen.

Frau v. P... gab mit Kaltsinn zur Antwort: Bildet ihr euch ein, daß Das, was bis hieher geschehen, etwa euch zu Liebe geschehen ist? Wer seyd ihr denn? Was hab' ich gegen euch für Verpflichtungen? Woran liegt es, daß ich euch nicht, die eine so gut wie die andere, zu eurem Handwerk zurücksende? — Ich will gern glauben, daß diese Anerbietungen für euch zu viel sind, aber für mich sind sie viel zu wenig. Setzen Sie sich, Madame. — Schreiben Sie die Antwort, wörtlich, wie ich sie Ihnen diktiren werde, und daß sie ja gleich in meiner Gegenwart abgehe! —

Die Beiden gingen, noch bestürzter als mißvergnügt, nach Hause.

Der Marquis zeigte sich der Frau v. P... sehr bald wieder.

Nun, rief sie ihm zu, Ihre neuen Geschenke?

Angeboten und ausgeschlagen. Ich bin in Verzweiflung. Könnt' ich sie aus meinem Herzen reißen, diese unglückliche

Leidenschaft, könnt' ich mein Herz selbst mit herausreißen, mir würde wohl seyn! Sagen Sie mir doch, Marquisin, finden Sie nicht kleine Aehnlichkeiten im Gesichte dieses Mädchens mit dem meinigen? —

Ich habe Ihnen nie davon sagen mögen. — Freilich find' ich deren welche, aber davon ist jetzt die Rede nicht. Was beschließen Sie?

Weiß ich's? kann ich's? — O Madame, bald wandelt die Lust mich an, in die erste beste Postkutsche mich zu werfen, und dahin zu eilen, so weit der Erdball mich tragen will. Einen Augenblick nachher verläßt mich meine Kraft. Ich bin gelähmt. Mein Kopf schwindelt. Die Sinne vergehen mir. Ich vergesse, was ich bin, was ich werden soll.

Das Reisen stellen Sie immer ein. Es verlohnt sich der Mühe nicht, von da nach dem Judenmarkt zu wandern, um nur wieder heim zu gehen.

Den andern Morgen kam ein Billet von ihm an Frau von P..., worin er meldete, daß er nach seinem Landgute gereiset sey, und sich da aufhalten würde, so lange ihm sein Herz Das verstattete — und worin er sie zugleich auf das inständigste ersuchte, seiner zu gedenken bei ihren Freundinnen. Seine Entfernung dauerte nicht lange. Er kam in die Stadt zurück und ließ sich bei der Marquisin absetzen. Sie war ausgefahren. Als sie wiederkam, fand sie ihn, mit geschlossenen Augen, in der schrecklichsten Erstarrung auf dem Sopha ausgestreckt liegen.

Ah! Sie hier, Marquis! Die Landluft, scheint es, hat Ihnen nicht ganz bekommen wollen?

O, Madame, mir ist nirgends wohl. Sehen Sie mich wieder angelangt, sehen Sie mich entschlossen, Madame, die ungeheuerste Thorheit zu unternehmen, die ein Mann

von meinen Umständen, meinem Range, meiner Geburt, meinem Gelde nur begehen kann. — Aber eher Alles, Alles, als ewig auf dieser Folter seyn. — Ich heirathe.

Marquis! Marquis! der Schritt ist bedenklich und will Ueberlegung haben.

Ueberlegung? — ich habe nur eine gemacht, aber sie ist die gründlichste von Allen — ich kann nicht elender werden, als ich jetzt schon bin.

Das können Sie so gewiß noch nicht sagen. —

Nun, Madame, Dieß, denk' ich, ist doch endlich ein Geschäft, das ich Ihnen mit Ehren übergeben kann. Gehen Sie nun hin, besprechen Sie sich mit der Mutter, erforschen Sie das Herz der Tochter, und bringen Sie meinen Antrag vor.

Gemach, lieber Marquis! Zwar hab' ich diese beiden Frauenzimmer hinreichend zu kennen geglaubt, um gerade so für sie zu handeln, wie ich bisher gethan habe; nun es aber auf die Glückseligkeit meines Freundes hinaus will, wird er mir wenigstens erlauben, die Sache etwas näher zu betrachten. Ich werde mich zuvor in ihrer Provinz nach ihnen erkundigen, und ihre Aufführung Schritt vor Schritt durch die ganze Zeit ihres hiesigen Aufenthalts verfolgen.

Eine Vorsicht, Madame, die mir ziemlich weit hergeholt scheint. Frauenzimmer, die mitten im Unglück so standhaft auf Ehre hielten, und meiner Verführung so beherzt widerstanden, müssen nothwendig Geschöpfe der seltensten Gattung seyn. Mit meinen Geschenken hätt' ich es bei einer Herzogin durchsetzen müssen. — Und überdieß, sagten Sie mir nicht selbst —

Ja doch! ja, ja, ich sagte Alles, was Ihnen belieben mag; demungeachtet werden Sie aber doch so gnädig seyn, und mir meinen Willen lassen.

Und warum heirathen Sie nicht auch, meine liebe Marquisin?

Wen allenfalls, wenn ich fragen darf?

Wen? — Ihren kleinen Grafen. Er hat Kopf, Geld, und ist von der besten Familie.

Und wer steht mir für seine Treue? — Sie vermuthlich?

Das wohl nicht, aber bei einem Ehemann pflegt man Das nicht mehr so genau zu nehmen.

Meinen Sie? Vielleicht wäre ich nun Närrin genug, dadurch beleidigt zu werden — und ich bin rachsüchtig, Marquis.

Nun ja doch! Rächen sollen Sie sich immer; Das versteht sich am Rande. Wissen Sie was, Marquisin? Wir vier wollen dann gemeinschaftlich bei einander wohnen und den artigsten Klubb von der Welt bilden.

Das Alles läßt sich vortrefflich hören, aber ich heirathe nie. Der einzige Mann, dem ich vielleicht meine Hand noch würde gegeben haben —

Bin doch ich nicht, Madame?

Jetzt kann ich ohne Gefahr dieß Bekenntniß thun.

Jetzt? Warum erst jetzt? Warum sagten Sie mir Das nicht eher?

Daran hab' ich sehr wohlgethan, wie die Umstände mich jetzt überzeugen. Und überhaupt — Diejenige, welche Sie nunmehr zur Frau nehmen, taugt in allem Betracht besser für Sie, als ich.

Frau v. P... brachte ihre Nachforschungen mit großer Genauigkeit und Eile zu Stande. Sie legte dem Marquis aus der Provinz und der Hauptstadt die schmeichelhaftesten Zeugnisse von seiner künftigen Gattin vor, drang aber dennoch darauf, daß er sich zu ernstlicher Ueberlegung der Sache

noch vierzehn Tage Zeit nehmen sollte. Diese vierzehn Tage däuchten ihm eine Ewigkeit zu seyn, und Frau v. P... sah sich endlich gezwungen, seiner verliebten Ungeduld nachzugeben. Die nächste Zusammenkunft war bei den beiden Duquenoi, die Verlobung ging vor sich, das Aufgebot geschah, der Marquis beschenkte die Frau v. P... mit einem kostbaren Diamant, und die Hochzeit wurde vollzogen.

Die erste Nacht ging nach Wunsch vorüber. Am andern Morgen schrieb Frau v. P... dem Marquis ein Billet, worin sie ihn, eines dringenden Geschäfts wegen, auf einen Augenblick zu sich bat. Er ließ nicht lange auf sich warten. Man empfing ihn mit einem Gesicht, worauf Schadenfreude und Entrüstung mit schrecklichen Farben sich malten. Seine Verwunderung dauerte nicht lange.

Marquis, sagte sie zu ihm, es ist Zeit, daß Sie endlich erfahren, wer ich bin. Wenn Andere meines Geschlechts sich selbst genug hochschätzen wollten, meine Rache zu billigen, Sie und Ihres Gelichters würden seltener seyn. Eine edle Frau hat sich Ihnen ganz hingegeben — Sie haben sie nicht zu erhalten gewußt — ich bin diese Frau. Aber sie hat vergolten, Verräther, und Dich auf Ewig mit einer verbunden, die Deiner würdig ist. Geh' von hier aus quer über die Straße nach dem Gasthof zur Stadt Hamburg — dort wird man Dir ausführlicher von dem schändlichen Gewerbe zu erzählen wissen, das Deine Frau Gemahlin und Schwiegermutter zehn Jahre lang unter dem Namen einer Madame und Demoiselle Aisnon getrieben haben.

Keine Beschreibung erreicht das Entsetzen, mit welchem hier der Marquis zu Boden sank. Die Sinne verließen ihn — aber seine Unentschlossenheit dauert nur so lang, als er brauchte, um von einem Ende der Stadt zum andern zu

rennen. Er kam den ganzen Tag nicht nach Hause, er schweifte in allen Straßen umher. Seine Gemahlin und seine Schwiegermutter fingen an zu ahnen, was etwa geschehen war. Auf den ersten Schlag, der an die Thüre geschah, entsprang die Letztere in ihr Zimmer und schob beide Riegel vor. Nur seine Frau erwartete ihn allein in dem ihrigen. Sein Gesicht verkündigte die Wuth seines Herzens, als er hereintrat. Sie warf sich ihm zu Füßen, stieß mit dem Angesicht auf den Boden des Zimmers und gab keinen Laut von sich.

Fort, Nichtswürdige! rief er fürchterlich, fort von mir!

Sie versuchte sich aufzurichten, aber ohnmächtig stürzte sie auf ihr Angesicht, beide Arme der Länge nach auf den Boden gespreitet.

Gnädiger Herr, sagte sie, stoßen Sie mich mit Füßen, zertreten Sie mich — ich hab' es verdient. Machen Sie mit mir, was Sie wollen, aber Gnade, Gnade für meine Mutter!

Hinweg! rief er abermals. Fort, Verfluchte, aus meinen Augen! — Ist es nicht genug, daß du mich mit Schande bedeckst, willst du mich auch noch zwingen, ein Verbrecher zu werden? —

Das arme Geschöpf beharrte unbeweglich und stumm in der vorigen Stellung. Der Marquis lag in einem Sessel, den Kopf zwischen beide Arme geworfen und mit halbem Leibe zu den Füßen seines Betts hingesunken, und brach zuweilen, ohne sie anzusehen, in ein gebrochenes Heulen aus: Hinweg von mir, sag' ich! — Das Stillschweigen dieser Unglücklichen, die noch immer wie in todter Erstarrung lag, erschöpfte seine Geduld. Entferne dich! rief er lauter und schrecklicher, bückte sich zu ihr nieder und war

im Begriff, ihr einen grausamen Schlag zu geben. — Doch in diesem Augenblicke fand er, daß sie ohne Bewußtseyn und beinahe ohne Leben lag. Er faßte sie um die Mitte des Leibes, legte sie auf ein Kanapee und betrachtete sie eine Zeitlang mit Augen, aus welchen wechselsweise Wuth und Mitleid hervorbrachen. Endlich zog er die Glocke. Seine Bedienten traten herein. Man rief ihre Frauen.

Nehmt eure Frau zu euch, sagte er; ihr ist etwas zugestoßen. Führt sie auf ihr Zimmer und springt ihr bei. — Bald darauf schickte er heimlich, nach ihrem Befinden zu fragen. Man brachte ihm die Nachricht, daß zwar ihre erste Ohnmacht vorüber wäre, aber noch immer Schwächen auf Schwächen folgten, die so häufig kämen und so lang anhielten, daß man Ursache hätte, für ihr Leben zu zittern. Eine Stunde darauf schickte er, so heimlich wie das erste Mal wieder. Sie lag in schrecklichen Beängstigungen, zu welchen sich ein gichterischer Schlucken gesellte, der von der Gasse gehört werden konnte. Als er das dritte Mal schickte, welches den folgenden Morgen war, kam die Antwort, daß sie sehr viel geweint und die übrigen Zufälle sich nach und nach zu legen anfingen.

Jetzt ließ er anspannen und verschwand vierzehn Tage lang, ohne daß Jemand von seinem Aufenthalt wußte. Vor seiner Abreise hatte er Sorge getragen, daß Mutter und Tochter mit dem Nothwendigsten versehen wurden, und seine Dienerschaft hatte Befehl, der Mutter wie ihm selbst zu gehorchen.

Während der ganzen Zeit, daß er abwesend war, wohnten die Beiden, beinahe ohne sich zu sprechen, in der traurigsten Verstimmung neben einander. Die junge Frau zerfloß ohne Aufhören in Seufzer und Thränen, oder fing plötzlich

zu schreien an, rang die Hände, raufte sich die Haare aus, so daß selbst ihre Mutter es nicht wagen durfte, sich ihr zu nähern und ihr Trost zuzusprechen. Diese zeigte nichts als Verhärtung, jene war das traurigste Bild der Reue, des Schmerzens, der Verzweiflung.

Tausendmal rief sie: Kommen Sie, Mama, lassen Sie uns fliehen, lassen Sie uns vor seiner Rache uns schützen! Tausendmal widersetzte sich die Alte und erwiderte: Nicht doch, mein Kind. Laß uns bleiben, laß uns abwarten, wie weit er es treiben wird. Umbringen kann uns dieser Mensch doch nicht. — O daß er's thäte! rief jene wieder, daß er's längst schon gethan haben möchte! — Schweig, sagte die Mutter, und hör' einmal auf, wie eine Närrin zu plaudern.

Der Marquis kam zurück und schloß sich in sein Kabinet ein, von wo aus er zwei Briefe, den einen an seine Frau, den andern an seine Schwiegermutter schrieb. Die Letztere reiste noch an eben dem Tage in ein Kloster ab, wo sie nicht lange nachher starb. Die Tochter kleidete sich an und wankte nach dem Zimmer ihres Gemahls, wohin er sie beschieden hatte. An der Schwelle sank sie auf die Knie. Er befahl ihr aufzustehen. Sie stand nicht auf, sondern wälzte sich in dieser Stellung näher zu ihm hin. Alle ihre Glieder zitterten. Ihre Haare waren losgebunden. Ihr Leib hing zur Erde, ihr Kopf war emporgerichtet und ihre Augen, die von Thränen floßen, begegneten den seinigen.

Ich sehe, gnädiger Herr, rief sie schluchzend, ich sehe, Ihre Wuth ist besänftigt, so gerecht sie war. Ich wag' es zu hoffen, daß ich endlich noch Barmherzigkeit erhalte. Aber nein! — Uebereilen Sie sich nicht! — So viele tugendhafte Mädchen wurden lasterhafte Frauen, lassen Sie mich versuchen, ob ich ein Beispiel des Gegentheils werden kann.

Noch bin ich nicht würdig, die Ihrige zu seyn, aber nur die Hoffnung entziehen Sie mir nicht. Lassen Sie mich fern von Ihnen wohnen, seyen Sie wachsam auf meinen Wandel und richten Sie mich dann! — Glücklich, ja unaussprechlich glücklich werd' ich seyn, wenn Sie sich's nur zuweilen gefallen lassen wollen, daß ich vor Ihnen erscheinen darf. Nennen Sie mir einen düstern Winkel in Ihrem Hause, den ich bewohnen soll. Ohne Murren will ich dort gefangen sitzen. — Schwachheit, Verführung, Ansehen, Drohungen haben mich zu dieser schimpflichen That hingerissen, aber lasterhaft bin ich niemals gewesen. — Wär ich Das, wie hätt' ich es wagen können, mich Ihnen zu zeigen, wie könnt' ich es jetzt wagen, Sie anzusehen — wagen, mit Ihnen zu reden? — Könnten Sie in meiner Seele lesen, könnten Sie sich überzeugen, wie meine vorigen Verbrechen meinem Herzen fremd, wie abscheulich mir die Sitten Derer sind, die ich einst meines Gleichen nannte. — Die Verführung hat meinen Wandel befleckt, aber mein Herz hat sie nicht vergiftet. Ich kenne mich, mein Herr. Hätte man mir Freiheit gelassen — nur ein Wort hätt' es mich gekostet, und Sie hätten um den ganzen Betrug gewußt. Entscheiden Sie nach Gefallen über mich. Rufen Sie Ihre Bedienten. Lassen Sie mir diesen Schmuck, diese Kleider abreißen. Lassen Sie mich in nächtlicher Stunde auf die Straßen werfen. Alles, Alles will ich leiden. Welches Schicksal Sie mir auflegen wollen, ich unterwerfe mich. Die Einsamkeit auf dem Lande, die Stille eines Klosters werden mich Ihren Augen auf ewig entreißen. Befehlen Sie und ich gehe. Ihre Glückseligkeit ist noch nicht ohne Rettung verloren. Sie können mich ja noch vergessen.

Stehen Sie auf! rief der Marquis mit sanfter Stimme, ich vergebe Ihnen. Stehen Sie auf. Mitten im gräßlichen Gefühl meiner erlittenen Schande vergaß ich es nicht, meine Gemahlin in Ihnen zu ehren. Kein Laut kam über meine Lippen, der Sie erniedrigt hätte, und wäre Das, so bin ich bereit, es Ihnen abzubitten, und gebe Ihnen mein Wort, daß Sie keinen mehr hören sollen. Denken Sie stets daran, daß Sie Ihren Gemahl nicht unglücklich machen können, ohne es selbst zu werden. Seyen Sie edel und gut — seyen Sie glücklich und sorgen Sie dafür, daß auch ich es werde. Stehen Sie auf, ich bitte Sie — Sie sind nicht an Ihrer Stelle, Marquisin, stehen Sie auf! — Steh' auf, meine Gemahlin, und laß dich umarmen!

Während der Marquis Dieß sagte, lag sie noch immer, den Kopf auf seine Knie gebeugt, ihr Gesicht in seinen Händen verborgen. Aber auf den Namen seiner Gemahlin sprang sie lebhaft empor, warf sich ihm um den Hals und drückte ihn mit wüthender Entzückung in ihre Arme. Gleich darauf ließ sie von Neuem ihn los, stürzte zur Erde, und war Willens, seine Füße zu küssen.

Was wollen Sie? unterbrach er sie sehr bewegt. Hab' ich Ihnen nicht schon Alles vergeben? warum glauben Sie mir denn nicht?

Lassen Sie, lassen Sie! gab sie zur Antwort. Ich kann es nicht, ich darf es nicht glauben.

Bei Gott! rief der Marquis, ich fange an zu muthmaßen, daß ich niemals bereuen werde. Diese Frau v. P... hat mir Verdruß und Leiden zugedacht, aber ich sehe ein, sie hat mir Seligkeit bereitet. Kommen Sie, meine Gemahlin. Kleiden Sie sich an, unterdessen will ich Anstalten zu unserer Abreise treffen. Wir ziehen auf meine Güter,

wo wir so lange bleiben wollen, bis die Zeit eine Rinde über das Vergangene gezogen hat.

Drei ganzer Jahre lang lebten sie fern von Paris, das glücklichste Ehepaar ihrer Zeit.

Leser oder Leserin! Ich sehe dich bei dem Namen der Frau v. P... unwillig auffahren, ich höre dich ausrufen: Welche abscheuliche Frau! welche Bübin und Heuchlerin! — Keine Aufwallung, lieber Leser, keine Parteilichkeit! — Laß die Wage der Gerechtigkeit entscheiden.

Schwärzere Thaten, als diese war, geschehen täglich unter dem Monde, nur mit weniger Absicht und Seele. Hassen und fürchten kannst du die Marquisin, doch verachten wirst du sie nie. Gräßlich und unerhört war ihre Rache; aber Eigennutz befleckte sie nicht. Hätte diese Dame eben Das und noch mehr gethan, ihrem rechtmäßigen Gemahl Belohnungen auszuwirken — hätte sie ihre Tugend einem Staatsminister oder auch nur seinem ersten Schreiber geopfert, ein Ordensband oder ein Regiment für ihn zu erwuchern — hätte sie sich einem Pfründenvergeber für eine reiche Präbende überlassen, das Alles würdest du sehr natürlich gefunden haben, die Allgewalt der Gewohnheit spräche dafür. Aber jetzt — jetzt, da sie an einem Treulosen Rache nimmt, empören sich deine Gefühle. Nicht, weil dein Herz für diese Handlung zu weich ist — weil du es der Mühe nicht werth achtest, in die Tiefe ihres Kummers hinabzusteigen, weil du zu stolz bist, weibliche Tugend anzuerkennen, findest du ihre Ahndung abscheulich. Hast du dich auch wohl erinnert, welche Opfer sie ihrem Liebling gebracht hatte?

Ich will nicht in Anschlag bringen, daß ihre Schatulle jederzeit die seinige war, daß er Jahrelang ihre Tafel genoß, Jahrelang in ihrem Hause wie in dem seinigen aus und ein ging. Vielleicht spottest du darüber — aber sie hatte sich zugleich nach allen seinen Launen geschmiegt, hatte seinem Geschmacke sklavisch gehuldigt; ihm gefällig zu seyn, hatte sie den ganzen Plan ihres Lebens zerstört. Ganz Paris sprach ehedem mit Ehrfurcht von ihrer Tugend — jetzt war sie, ihm zu Liebe, zu dem gemeinen Haufen herabgestürzt. Jetzt murmelte die Verläumdung sich in die Ohren: Endlich ist diese P..., dieses Wunder der Welt, geworden wie unser eins! —

Sie hatte dieses höhnische Lächeln mit ihren Augen gesehen, diese Schmähreden mit ihren Ohren gehört, und oft genug mit Schamröthe den Blick zur Erde geschlagen. Jede Bitterkeit hatte sie verschlungen, welche die Lästerung für eine Frau in Bereitschaft hatte, deren fleckenfreie Tugend die benachbarten Laster um so sichtbarer machte — sie hatte das laute Gelächter ertragen, womit sich der muthwillige Hause an den lächerlichen Spröden rächt, die ihre Tugend marktschreierisch an alle Pfeiler schlagen — stolz und empfindlich, wie sie war, hätte sie lieber in todter Dunkelheit ihr Leben hinweggeseufzt, als noch einmal den Schauplatz einer Welt betreten, wo ihre verscherzte Ehre nur schadenfrohe Lacher, ihre verschmähte Liebe nur peinigende Tröster fand. Sie näherte sich einer Epoche, wo der Verlust eines Liebhabers nicht so schnell mehr ersetzt wird — ein Herz wie das ihrige konnte dieses Schicksal nur in gramvoller Einsamkeit ausbluten.

Wenn ein Mensch den andern eines zweideutigen Blicks wegen niederstößt, warum wollen wir es einer Frau von Ehre zum Frevel machen, daß sie den Verführer ihres Herzens,

den Mörder ihrer Ehre, den Verräther ihrer Liebe — einer Buhldirne in die Arme wirft? Wahrlich, lieber Leser, du bist eben so streng in deinem Tadel, als du oft in deinem Lobe flüchtig bist. Aber, wirfst du ein, nicht die Rache selbst, nur die Wahl der Rache find' ich so verdammenswerth. Mein Gefühl sträubt sich gegen ein so weitläufiges Gewebe durchdachter Abscheulichkeit, gegen die zusammenhängende Kette von Lügen, die beinahe schon ein Jahr durch dauert. — Also der ersten augenblicklichen Aufwallung vergibst du Alles? Wie nun aber, wenn die erste Aufwallung einer Frau v. P... und einer Dame ihres Charakters ihr ganzes Leben lang währte?

Ich sehe hier nichts als eine Verrätherei, die nur weniger alltäglich ist, und willkommen sey mir das Gesetz, welches jeden gewissenlosen Buben, der eine ehrliche Frau zu Fall bringt und dann verläßt, zu einer Dirne verdammt — den gemeinen Mann zu gemeinen Weibern.

Diderots ganze Beredsamkeit wird dennoch schwerlich den Abschen hinwegraisonniren, den diese unnatürliche That nothwendig erwecken muß. Aber die kühne Neuheit dieser Intrigue, die unverkennbare Wahrheit der Schilderung, die schmucklose Eleganz der Beschreibung haben mich in Versuchung geführt, eine Uebersetzung davon zu wagen, welche freilich die Eigenthümlichkeit des Originals nicht erreicht haben wird. Das Ganze ist aus einem, so viel ich weiß, in Deutschland noch unbekannten Aufsatz Diderots, Jakob und sein Herr oder der Fatalismus genannt. Der Freiherr von Dalberg zu Mannheim besitzt die Originalschrift, und seiner Gefälligkeit danke ich es auch, daß ich in dieser Thalia Gebrauch davon machen durfte.

Vorrede zu den Scenen des Don Carlos in der Thalia.

(1785.)

Die dritte Arbeit, welche Schiller in das erste Heft der Rheinischen Thalia einrücken ließ, ist der erste Act des Don Carlos, wie wir ihn im zweiten Theil dieser Supplemente von S. 9 bis S. 78 vollständig mittheilten. Vor diesen Scenen steht aber in der Thalia (S. 95) eine Vorrede, welche hier folgt.

Die Ursache, warum das Publikum die Tragödie Dom Carlos in Bruchstücken voraus empfängt, ist keine andere, als der Wunsch des Verfassers, Wahrheit darüber zu hören, ehe er sie wirklich vollendet. Bei dem anhaltenden starren Hinsehen auf die nämliche Fläche kann es nicht anders kommen, als daß die Augen, auch des schärfsten Beobachters, anfangen trübe zu werden, und die Objekte verwirrt durch einander zu schwimmen. Wenn der Dichter nicht Gefahr laufen will, sich in seinen eigenen Irrgängen zu verwickeln, und über der ängstlichen Farbenmischung des Details die Perspektive des Ganzen zu verlieren, so ist es nöthig, daß er zuweilen aus seinen Illusionen heraustrete, daß seine Phantasie von ihrem Gegenstand erkalte, und fremde Empfindung seine eigene zurechtweise. Mit den Lieblingswerken unsres Geistes ergeht es uns beinahe wie mit unseren Mädchen — endlich werden wir blind für ihre Flecken und stumpf durch Genuß. Dort, wie hier, sind kurze Entfernungen, kleine Spannungen oft heilsam, die erlöschende Gluth des Affekts wieder anzublasen. Die Flamme der Begeisterung ist keine ewige Flamme. Oft ist es nöthig, daß sie von außenher

borge und sich durch sympathetische Reibung erneuere. Wie schätzbar sind einem Dichter hier geschmackvolle, fühlende Freunde, die über seine Schöpfungen wachen und das neugeborne Kind seines Genius mit liebevoller Sorgsamkeit warten und pflegen!

Dieser Dienst ist es, den ich bei Vorlegung dieser Fragmente von dem Publikum mir erbitten wollte. Jeder Leser und jede Leserin, welche Wohlwollen genug für den Herausgeber in ihrem Busen fühlen, um für die classische Vollkommenheit seines Werks bekümmert zu seyn — euch aber insbesondere, Schriftsteller meines Vaterlands, deren Namen der Ruhm bereits schon unter den Sternen aufstellte, die ihr jetzt keine schönere Beschäftigung mehr übrig findet, als eurem Schüler und Freunde noch die Hand zu reichen, und ihn zu eurer Gemeinschaft empor zu ziehen — euch alle fordre ich auf, diesen Versuch eurer Aufmerksamkeit werth zu achten, und mir den Ausspruch eures Gefühls mit der strengsten Offenherzigkeit mitzutheilen. Ich erschrecke vor eurem Tadel nicht. Das Urtheil der Welt über diese Fragmente — es falle aus, wie es wolle — wird mich nie in Verlegenheit setzen, denn es ist meine letzte Instanz nicht. Ich nehme es für nichts Andres, als den belehrenden Wink meines kritischen Freundes, den ich zur Reinigung meiner Arbeit benutzen kann — aber die Nachwelt ist meine Richterin. Was ich bei meinen Zeitgenossen verderbe, steht noch immer in meiner Macht, wieder gut zu machen, die Fehler des Jünglings rechnet man ja dem Manne nicht mehr an — aber die Nachwelt verdammt ohne Beklagten, ohne Sachwalter, ohne Zeugen. Das Werk lebt, und sein Schöpfer ist nicht mehr. Die Frist zur Verantwortung ist vorbei; was einmal verloren ist, läßt sich nicht mehr hereinbringen.

Von diesem Gerichtshof läßt sich an keinen dritten mehr appelliren. Wie willkommen soll mir also die Zurechtweisung seyn, welche mir über die Gebrechen meiner Dichtung die Augen öffnet und mir vielleicht dazu dienen kann, sie desto fleckenfreier der strengern Zukunft zu übergeben. — Findet der Kenner schon diese erste Anlage krank, vermißt er schon hier die Gesundheit, die lebendige Kraft, die ihr Dauer versicherte, so wandre die ganze Skizze zum Feuer.

Die Geschichte des unglücklichen Dom Carlos und seiner Stiefmutter, der Königin, ist von den interessantesten, die ich kenne; aber ich zweifle sehr, ob sie so rührend als erschütternd ist. Rührung, glaube ich, ist hier ganz nur Verdienst des Dichters, der unter den vielerlei Arten der Behandlung gerade diejenige zu wählen weiß, welche die widrige Härte des Stoffs zu weicher Delikatesse herabstimmt und mildert. Eine Leidenschaft, wie die Liebe des Prinzen, deren leiseste Aeußerung Verbrechen ist, die mit einem unwiderruflichen Religionsgesetz streitet und sich ohne Aufhören an der Gränzmauer der Natur zerschlägt, kann mich schaudern, aber schwerlich weinen machen. Eine Fürstin wiederum, deren Herz, deren ganze weibliche Glückseligkeit einer traurigen Staatsmaxime hingeschlachtet worden, die durch die Leidenschaft des Sohns und des Vaters gleich unmenschlich gemißhandelt wird, kann mir wohl Murren gegen Vorsicht und Schicksal, Zähneknirschen gegen weltliche Conventionen abnöthigen, aber wird sie mir auch Thränen ablocken? — Wenn dieses Trauerspiel schmelzen soll, so muß es — wie mich dünkt — durch die Situation und den Charakter König Philipps geschehen. Auf der Wendung, die man diesem gibt, ruht vielleicht das ganze Gewicht der Tragödie. Mein Plan ist auf gleiche Art vereitelt, wenn ich bei Philipps

Darstellung den französischen Scribenten folge, als wenn ich bei Carlos Schilderung den Ferreras zum Grunde legte. Man erwartet — ich weiß nicht welches? Ungeheuer, sobald von Philipp II. die Rede ist — mein Stück fällt zusammen, sobald man ein solches darin findet, und doch hoffe ich der Geschichte — das heißt der Kette der Begebenheiten — getreu zu bleiben. Es mag zwar ein gothisches Ansehen haben, wenn sich in den Gemälden Philipps und seines Sohns zwei höchst verschiedene Jahrhunderte anstoßen, aber mir lag daran, den Menschen zu rechtfertigen, und konnt' ich Das wohl anders und besser, als durch den herrschenden Genius seiner Zeiten?

Der ganze Gang der Intrigue wird, wie ich mir einbilde, schon in diesem ersten Aufzug verrathen seyn. Wenigstens war Das meine Absicht, und ich halte es für das erste Requisit der Tragödie. Beide Hauptcharaktere laufen hier schon mit derjenigen Kraft und nach derjenigen Richtung aus, welche den Leser errathen läßt, wo und wann und wie heftig sie in der Folge wider einander schlagen.

Ein vollkommenes Drama soll, wie uns Wieland sagt, in Versen geschrieben seyn, oder es ist kein vollkommenes und kann für die Ehre der Nation gegen das Ausland nicht konkurriren. — Nicht, als ob ich auf das Letztere Anspruch machte, sondern weil ich die Wahrheit jenes Ausspruchs überzeugend erkannte, habe ich diesen Carlos in Jamben entworfen. Aber in reimfreien Jamben — denn ich unterschreibe Wielands zweite Forderung, daß der Reim zum Wesen des guten Dramas gehöre, so wenig, daß ich ihn vielmehr für einen unnatürlichen Luxus des französischen Trauerspiels, für einen trostlosen Behelf jener Sprache, für einen armseligen Stellvertreter des wahren Wohlklangs erkläre

— in der Epopöe versteht sich's, und in der Tragödie. Sobald uns die Franzosen ein Meisterstück dieser Gattung in reimfreien Versen zeigen, so geben wir ihnen ein ähnliches in gereimten.

Der Leser wird sich selbst und dem Dichter nützen, wenn er vor Lesung dieser Fragmente die Geschichte des Dom Carlos, Prinzen von Spanien, von Abbe St. Real, welche kürzlich zu Eisenach in der Uebersetzung erschienen ist, nur flüchtig durchblättern will. Ich unterbreche zuweilen den Dialog durch Erzählung, weil es geschehen kann, daß das ganze Stück nach und nach in solchen Fragmenten erscheint, und ich ohne diese Vorsicht also leicht der Indiskretion und Gewinnsucht eines Buchhändlers oder Schauspieldirektors anheim fallen könnte, die meinen Carlos zusammen druckten, oder vor der Zeit auf ihr Theaterschaffot schleppten.

Der Antikensaal zu Mannheim.

(Brief eines reisenden Dänen.)

(1785.)

Für das erste Heft seiner Thalia hatte Schiller noch keine Mitarbeiter, und so sind denn alle Aufsätze dieses Heftes von seiner eigenen Hand (s. Schillers Leben Thl. 1. S. 266). Auch in diesem leicht hingeworfenen Brief über den Antikensaal zu Mannheim wird man den Schillerschen Geist nicht vermissen. Das Schreiben des verkappten Dänen ist „T....ee“ unterzeichnet.

Mannheim.

Der heutige Tag war mein seligster, so lang ich Deutschland durchreise. — Du weißt es, mein Lieber, ich habe die herrliche Schöpfung im glücklichen Süden genossen, den lachenden Himmel und die lachende Erde, wo der mildere Sonnenstrahl zu fröhlicher Weisheit einladet, die freudegebende Traube kocht, und die göttlichen Früchte des Genies und der Begeisterung zeitigt. Ich habe vielleicht das höchste der Pracht und des Reichthums gesehen. Der Triumph einer Menschenhand über die hartnäckige Gegenwehr der Natur überraschte mich öfters — aber das nahe wohnende Elend steckte bald meine wollüstige Verwunderung an. Eine hohläugige Hungerfigur, die mich in den blumigen Promenaden eines fürstlichen Lustgartens anbettelt — eine sturzdrohende Schindelhütte, die einem prahlerischen Palast gegenüber steht — wie schnell schlägt sie meinen auffliegenden Stolz zu Boden! Meine Einbildung vollendet das Gemälde. Ich sehe jetzt die Flüche von Tausenden gleich einer gefräßigen Würmerwelt in dieser großsprechenden Verwesung wimmeln. — Das Große und Reizende wird mir abscheulich. — Ich entdecke nichts mehr als einen siechen, hinschwindenden Menschenkörper, dessen Augen und Wangen von fiebrischer Röthe brennen und blühendes Leben heucheln, während daß Brand und Fäulung in den röchelnden Lungen wüthen.

Dieß, mein Bester, sind so oft meine Empfindungen bei den Merkwürdigkeiten, die man in jedem Land einem Reisenden zu bewundern gibt. Ich habe nun einmal das Unglück, mir jede in die Augen fallende Anstalt in Beziehung auf die Glückseligkeit des Ganzen zu denken, und wie viele G r ö ß e n werden in diesem Spiegel so k l e i n — wie viele Schimmer erlöschen!

Heute endlich habe ich eine unaussprechlich angenehme Ueberraschung gehabt. Mein ganzes Herz ist davon erweitert. Ich fühle mich edler und besser.

Ich komme aus dem Saal der Antiken zu Mannheim. Hier hat die warme Kunstliebe eines deutschen Souveräns die edelsten Denkmäler griechischer und römischer Bildhauerkunst in einem kurzen, geschmackvollen Auszug versammelt. Jeder Einheimische und Fremde hat die uneingeschränkteste Freiheit, diesen Schatz des Alterthums zu genießen, denn der kluge und patriotische Kurfürst ließ diese Abgüsse nicht deßwegen mit so großem Aufwand aus Italien kommen, um allenfalls des kleinen Ruhmes theilhaftig zu werden, eine Seltenheit mehr zu besitzen, oder, wie so viele andere Fürsten, den durchziehenden Reisenden um ein Almosen von Bewunderung anzusprechen — der Kunst selbst brachte er dieses Opfer, und die dankbare Kunst wird seinen Namen verewigen.

Schon die Aufstellung der Figuren erleichtert ihren Genuß um ein Großes. Lessing selbst, der hier gegenwärtig war, wollte behaupten, daß ein Aufenthalt in diesem Antikensaal dem studirenden Künstler mehr Vortheile gewährte, als eine Wallfahrt zu ihren Originalien nach Rom, welche großentheils zu finster oder zu hoch, oder auch unter den schlechteren zu versteckt stünden, als daß sie der Kenner, der sie umgehen, befühlen und aus mehreren Augenpunkten beobachten will, gehörig benutzen könnte.

Empfangen von dem allmächtigen Wehen des griechischen Genius, trittst du in diesen Tempel der Kunst. Schon deine erste Ueberraschung hat etwas Ehrwürdiges, Heiliges. Eine unsichtbare Hand scheint die Hülle der Vergangenheit vor deinem Aug' wegzustreifen, zwei Jahrtausende versinken vor

deinem Fußtritt, du stehst auf Einmal mitten im schönen lachenden Griechenland, wandelst unter Helden und Grazien und betest an, wie sie, vor romantischen Göttern.

Dein erster Blick fällt auf die kolossalische Figur des farnesischen Hercules — die ungeheuer schöne Darstellung männlicher Kraft. Welche Kühnheit, Größe, Vollkommenheit, Wahrheit, die auch die strengste Prüfung des Anatomikers nicht fürchtet. Wer hat den starren, widerstrebenden Stein in so weiche, so geschmeidige Fleischmassen hingegossen? — Die Figur ruht — der Bildhauer ergriff seinen Hercules im Momente schlafender (vielleicht erschöpfter) Kraft, und dennoch berechnet in dieser Erschlaffung das ungeübteste Auge die ganze furchtbare Summe von Wirkungen. Meine Phantasie leiht dem Kolossen Bewegung. Ich sehe eine Figur wie diese auf den nemeischen Löwen fallen, und Schrecken und Erstaunen reißen mich schwindelnd fort.

Zunächst an dieser fesselt dich die unnachahmliche Gruppe des Laokoon. Ich werde dir über dieß Meisterstück der antiken Kunst wenig Neues mehr sagen; du kennst sie bereits, und der Anblick selbst überwältigt alle Beschreibungskraft. Dieser hohe Schmerz im Auge, in den Lippen, die emporgetriebene arbeitende Brust — ein Augenblick, ein Zustand, wo die Natur selbst sich so gern vergißt, so gern in's Gräßliche ausartet, bei aller Wahrheit so angenehm, bei aller Treue so delikat behandelt, daß sich das verwöhnteste Auge mit Trunkenheit darauf heften kann. Und wie schmelzend wird dann die ganze Idee durch die untergeordneten Figuren der hülflosen Kinder, welche durch die schreckliche Schlange an den Vater gepreßt werden. Der Ausdruck der Leidenschaft und die ganze Gruppirung lassen dem forschenden

Auge nichts mehr zu beobachten übrig — und nun vertilge in Gedanken diesen ganzen Ausdruck des Leidens, denke dir eben diese Figuren außer dem gewaltsamen Zustande des Affekts, und noch immer werden sie Muster der höchsten Wahrheit und Schönheit seyn. Der griechische Künstler hat nichts aufgeopfert. Die unbeschreibliche Harmonie der Gruppe kostet uns auch nicht das leiseste Mißfallen über vernachlässigte Theile in den beiden Knaben. So schuf das Alterthum.

Unter allen Figuren, die dieser Saal enthält, ist der vatikanische Apoll die vollkommenste. Zwei Blicke auf denselben sind genug, dir mit entscheidender Gewißheit zu sagen, du stehest vor einem Unsterblichen. Die reizendste Jünglingsfigur, die sich eben jetzt in den Mann verliert, Leichtigkeit, Freiheit, Rundung und die reinste Harmonie aller Theile zu einem unnachahmlichen Ganzen erklären ihn zu dem ersten der Sterblichen, Kopf und Hals verrathen den Gott. Diese himmlische Mischung von Freundlichkeit und Strenge, von Liebenswürdigkeit und Ernst, Majestät und Milde kann keinen Sohn der Erde bezeichnen. Die hochgewölbte Brust ist nach dem übereinstimmenden Gefühl aller Künstler die vollkommenste, die je ein Meisel geschaffen hat; Schenkel und Füße ein Muster der edelsten Schönheit. Den geübtesten Zeichner wird es ermüden, die herrlichen Formen, die durch kontrastirende Schlangenlinien in einander schmelzen, nur für das Auge nachzuahmen; denn der griechische Meister hat eben so delikat für das Gefühl gearbeitet; das Auge erkennt die Schönheit, das Gefühl die Wahrheit. Die Letztere ist der Ersteren untergeordnet, und obgleich kein Muskel vergessen ist, so hat doch der Künstler die feineren Nüancen dem Gesichte entzogen und der Berührung

vorbehalten. Die Statue schwebt — alle Muskeln wirken aufwärts und scheinen sie sichtbar emporzutragen. Der Künstler ergriff den Augenblick, wo der zürnende Gott auf den Drachen Python einen Pfeil abgeschossen hatte. Der rechte Arm fliegt eben vom Bogen zurück, der linke behält noch einige Härte und Spannung. — Im Auge ist hoher Unwille und feste Zielung, in der hervortretenden Unterlippe Verachtung des Ungeheuers, in dem schlank gestreckten Halse Triumph und göttliche Ehre.

„Das ist Phöbus, welchen die Götter im Hause Kronions
Fürchten, dem sie sich alle von ihren Sitzen erheben,
Wenn er sich naht, und wenn er spannt den strahlenden Bogen."

Homers Hymne.

In Absicht des Styls kann dieser Apollo dem Torso und Laokoon nachgesetzt werden; aber der gefühlvolle Kenner vergißt diese Vernachlässigung im Genusse höherer Schönheit.

Eine der vorzüglichsten Statuen ist ein sterbender Sohn der Niobe, den Apollo erschossen hat. Der Kopf gleicht ganz in die Niobische Familie — edel und rührend ist der Ausdruck des Sterbens in seinem Gesichte; die Brust besonders ist in schönen und großen Maßen emporgetrieben, der untere Leib sinkt mit sehr vieler Wahrheit unter den letzten Krämpfen des Todes. Der Styl ist markig und hat mit dem äußerst delikaten Styl des Kastor und Pollux sehr viel Aehnliches.

Unter die besten Stücke in diesem Saale zähle ich noch den Antinous; Schade, daß durch einen fehlerhaften Abguß die Figur nach den Hüften und Schenkeln zu ein wenig krumm geworden; den borghesischen Fechter, eine Figur, woran ich vorzüglich die Wahrheit des Muskelspiels bewundere,

die Zwillinge Kastor und Pollux, Kaunus und Biblis, den Faun, den Schleifer, besonders wegen des forschenden Ausdrucks des Gesichts und der Formen seiner beiden Arme, den Hermaphrodit, die mediceische Venus, den sterbenden Fechter, den Römer Germanicus und noch einige andere, von denen ich dir in meinem nächsten Briefe mehr sagen werde.

Merkwürdig waren mir auch die Büsten der großen Griechen und Römer, der Kopf eines sterbenden Alexander, der Niobe, einer Tochter der Niobe, der Kleopatra, des Nero und Caligula, der Faustina und einige mehr. Der Zufall hatte den blinden Homeruskopf und den Kopf des Herrn von Voltaire neben einander gestellt. — Ich weiß keine beißendere Satyre auf unser Zeitalter. Voltaire — ich glaube, daß man es jetzt in Deutschland laut sagen darf — Voltaire war ein wahrhaft großer Geist; aber warum war mir sein Kopf in dieser Gesellschaft so lächerlich?

Ich werfe noch einen Blick auf diese Statuen. Warum zielen alle redenden und zeichnenden Künste des Alterthums so sehr nach Veredlung?

Der Mensch brachte hier Etwas zu Stande, das mehr ist, als er selbst war, das an etwas Größeres erinnert als seine Gattung — beweist Das vielleicht, daß er weniger ist, als er seyn wird? — So könnte uns ja dieser allgemeine Hang nach Verschönerung jede Spekulation über die Fortdauer der Seele ersparen. — Wenn der Mensch nur Mensch bleiben sollte — bleiben könnte, wie hätte es jemals Götter und Schöpfer dieser Götter gegeben?

Die Griechen philosophirten trostlos, glaubten noch trostloser, und handelten — gewiß nicht minder edel als wir.

Man denke ihren Kunstwerken nach, und das Problem wird sich lösen. Die Griechen malten ihre Götter nur als edlere Menschen und näherten ihre Menschen den Göttern.[1] Es waren Kinder Einer Familie.

Ich kann diesen Saal nicht verlassen, ohne mich noch einmal an dem Triumph zu ergötzen, den die schöne Kunst Griechenlands über das Schicksal einer ganzen Erdkugel feiert. Hier stehe ich vor dem berühmten Rumpfe, den man aus den Trümmern des alten Roms einst hervorgrub. In dieser zerschmetterten Steinmasse liegt unergründliche Betrachtung. — Freund! Dieser Torso erzählt mir, daß vor zwei Jahrtausenden ein großer Mensch da gewesen, der so etwas schaffen konnte — daß ein Volk da gewesen, das einem Künstler, der so etwas schuf, Ideale gab — daß dieses Volk an Wahrheit und Schönheit glaubte, weil einer aus seiner Mitte Wahrheit und Schönheit fühlte — daß dieses Volk edel gewesen, weil Tugend und Schönheit nur Schwestern der nämlichen Mutter sind. — Siehe Freund, so habe ich Griechenland in dem Torso geahnet.

Unterdessen wanderte die Welt durch tausend Verwandlungen und Formen. Throne stiegen — stürzten ein. Festes Land trat aus den Wassern — Länder wurden Meer. Barbaren schmolzen zu Menschen. Menschen verwilderten zu Barbaren. Der milde Himmelsstrich des Peloponnes entartete mit seinen Bewohnern — wo einst die Grazien hüpften, die Anakreone scherzten und Sokrates für seine Weisheit starb, weiden jetzt Ottomanen — und doch, Freund, lebt

[1] Herr Boas vergleicht aus den Göttern Griechenlands:

„Da die Götter menschlicher noch waren,
Waren Menschen göttlicher."

jene goldene Zeit noch in diesem Apoll, dieser Niobe, diesem Antinous, und dieser Rumpf liegt da — unerreicht — unvertilgbar — eine unwidersprechliche ewige Urkunde des göttlichen Griechenlands, eine Ausforderung dieses Volkes an alle Völker der Erde.

Etwas geschaffen zu haben, das nicht untergeht, fortzudauern, wenn Alles sich aufreibt ringsumher — O Freund, ich kann mich der Nachwelt durch keine Obelisken, keine eroberten Länder, keine entdeckten Welten aufdringen — ich kann sie durch kein Meisterstück an mich mahnen — ich kann keinen Kopf zu diesem Torso erschaffen — aber vielleicht eine schöne That ohne Zeugen thun!

Repertorium des Mannheimer Nationaltheaters.

(1785.)

Die nächste (fünfte) Piece im 1. Heft der Thalia ist die Kritik der Leistungen der Mannheimer Schauspieler, wodurch sich Schiller die Feindschaft und Anfeindung mancher Schauspieler in einem so hohen Grade zuzog, daß er es endlich am gerathensten fand, Mannheim zu verlassen (s. Schillers Leben Thl. 1. S. 266 ff.), und nach Leipzig zu gehen, weßwegen auch die versprochene Fortsetzung dieses Repertoriums unterblieb. Man sieht aus diesem Repertorium, daß Schiller zu dieser Zeit, wo er, ein Jahr lang, als Theaterdichter angestellt war (ebendaselbst S. 217) das Schauspiel fleißig besuchte.

Anmerkung. Ehe ich mich im zweiten Hefte der Thalia ausführlicher über diese Bühne erkläre, sende ich

hier ein kurzes Tagebuch über die Vorstellungen voraus, welche vom Neujahr 1785 bis zum dritten des Lenzmonates hier gegeben wurden.

Neujahr. Die Kriegsgefangenen.[1]

2. Jänner. Oda, oder die Frau von zwei Männern,[2] zum ersten Mal. Ein widriges, unnatürliches Ding — zusammengeraffte Theaterflitter, ohne Geschmack, ohne Vorbereitung, ohne Wirkung. Mad. Rennschüb als Oda spielte vortrefflich. Die abgeschmackten Eremiten wurden durch Herrn Becks und Herrn Ifflands Spiel um nichts erträglicher.

4. Jänner. Der Deserteur von Mercier.[3]

6. Jänner. Günther von Schwarzburg, eine Nationaloper von Holzbauer und Klein zum ersten Mal.[4] Der Zulauf war ungewöhnlich. Die Wirkung? — wenn über Pomp und musikalischer Schönheit schülerhafte Vorstellung sich vergessen läßt, außerordentlich. Herr Leonhard zeichnete sich zu seinem Vortheile aus. Demoiselle Schäfer ist eine anerkannt vortreffliche Sängerin.

[1] Die Kriegsgefangenen. Original-Drama von Stephani. Leipzig 1782 (s. Boas' Nachträge zu Schillers Werken, Thl. 2. S. 494 f., woraus diese und die folgenden Notizen entlehnt sind).

[2] Die Frau von zwei Männern. Trauerspiel. München 1782.

[3] Der Deserteur. Drama von Mercier. Berlin 1774.

[4] Nach der Vorstellung dieser Oper schrieb Schiller an den Verfasser derselben, Anton von Klein (geb. zu Molsheim 1748, gest. 1810 als königl. baier'scher Geheimerath und Ritter des Civilverdienstordens, Professor der Dichtkunst und Philosophie zu Mannheim): „Nun, liebster Freund, wie haben Sie denn auf Ihren Günther geschlafen? Mir hat er einen sehr angenehmen Eindruck gemacht. Wollte nur Gott, unsere Phantasie müßte sich nicht so armselig an die Bleifedern unserer Sänger und Sängerinnen anschmiegen."

9. Jänner. Die Eifersüchtigen,[1] oder alle irren sich. Eine drollige Farce, die hier sehr lebhaft gespielt wird.

11. Jänner. Juliane von Lindorak.[2] Madame Gensike zeigte sich als Künstlerin von Kopf; warum rührte sie aber so wenig? — Zum Beschluß, die beiden Porträts.[3] Verdient der Geschmack von Mannheim keine bessere Bewirthung?

13. Jänner. Jeannette.[4] Gewöhnlicherweise lassen uns unsere Sängerinnen die Schönheit ihres Gesangs durch desto schlechteres Spiel entgelten. Demoiselle Schäfer mißfällt auch als Schauspielerin nicht. Madame Brandel gefiel in der schwatzhaften Gräfin. Zum Beschluß war Pygmalion[5] von Rousseau und Benda. Herr Beck als Pygmalion spielte dem strengen Auge des Kenners, aber der unfruchtbare Stoff belohnte den Aufwand von Kunst nicht. Kunstbegeisterung verstehen nur wenige. Das süße Erstaunen Pygmalions beim Aufleben seiner Galathee, ließ mich kalt. Es schien, als hätte die Göttin seinen Wunsch erhört und das Feuer des Künstlers seiner Statue gegeben. Madame Gensike führte die kleine aber delikate Rolle der Galathee mit sehr vielem Anstand, aber sehr fehlerhaftem Kostüme aus.

16. Jänner. Günther von Schwarzburg, und ein volles Haus.

18. Jänner. Kabale und Liebe. Herr Beck, als

[1] Die Eifersüchtigen, oder Keiner hat Recht. Lustspiel von Schröder. Wismar 1790.

[2] Juliane von Lindorak. Lustspiel von Schröder. Hamburg 1779.

[3] Die beiden Porträts. Lustspiel. Leipzig 1788.

[4] Jeannette. Lustspiel von Gotter. Quedlinburg 1784.

[5] Pygmalion, eine lyrische Handlung. Mannheim 1778.

Major, überraschte einigemal durch Größe seines tragischen Spiels selbst den Verfasser. Demoiselle Baumann spielte die Louise Millerin ganz vortrefflich, und in den letzten Acten vorzüglich mit sehr viel Empfindung. Madame Rennschüb spielte in der Rolle der Engländerin Manches vortrefflich, aber sie ist ihr nicht ganz gewachsen. Dennoch würde Mad. Rennschüb[1] eine der besten Schauspielerinnen seyn, wenn sie den Unterschied zwischen Affekt und Geschrei, Weinen und Heulen, Schluchzen und Rührung immer in Acht nehmen wollte. Herr Beil erfüllte die launige Rolle des Musikus, soviel er wenigstens davon auswendig wußte. Den Hofmarschall spielte Herr Rennschüb ganz vortrefflich. Auch Herr Pöschel gefiel in dem fürstlichen Kammerdiener.

20. Jänner. Die väterliche Rache.[2] Wird hier sehr gut gegeben.

23. Jänner. Die Spieler,[3] ein Lustspiel von Herrn Beil, zum ersten Male. Wären die Charaktere dieses Stücks nicht aus der verworfensten Menschenclasse — professionirten Spielern — genommen, wechselte die Farce nicht zu oft mit dem Drama und der Tragödie, das Lächerliche nicht zu gothisch mit dem Rührenden und Schrecklichen ab, das Publikum würde gegen gewisse unverkennbare Schönheiten dieses Lustspiels gerechter gewesen seyn. Warum hat Mannheim Stücke bewundert, die diesem unendlich weit nachstehen?

[1] „Wenn ich" schreibt Schiller später an Dalberg (s. Briefe Schillers an Dalberg S. 92) „bei Beurtheilung des Herrn Rennschüb und in einigen Rollen auch seiner Frau meinem bessern Gefühl und der vereinigten Stimme des bessern Publikums hätte folgen wollen, so wäre Mord und Todtschlag zu befürchten gewesen."

[2] Väterliche Rache oder Liebe für Liebe. Lustspiel. Wien 1784.

[3] Die Spieler. Ein Originalschauspiel von David Beil. Mannheim 1785.

Fürchten sich vielleicht unsere französirenden Herren und Damen, ein Stück schön zu finden, wo man sie mit einem Scharfrichter in Conversation bringt, wo eine abgehauene Hand, in Spiritus aufbewahrt, den Knoten schürzt, und eine englische Dogge ihn entwickelt? Dieß und noch mehr würde man dem Verfasser vergeben, wenn man für einige feinere Schönheiten seines Stücks guten Willen genug hätte. Die Episoden des jungen Werneck und des wackern Bedienten Korns haben sehr viel Wahres und Rührendes, und sind mit Delikatesse behandelt. Es kostet mir Ueberwindung, Stellen, die mich vorzüglich rührten, nicht hier anführen zu dürfen. Herr Gern und Pöschel spielten brav. Der Engländer Fernes gewann durch das mildernde, edle Spiel des Herrn Iffland.

25. Jänner. Der Adjutant[1] und der Dorfjahrmarkt.[2] In beiden Stücken glänzte Herr Beil, und im letztern besonders als der wirklich große komische Spieler.

27. Jänner. Die Nebenbuhler.

30. Jänner. Günther von Schwarzburg, zum Triumph der Kasse.

1. Februar. Die Spieler, zum Vortheil des Verfassers gegeben. Das Stück gewann durch einige Auslassungen. Die Leere des Hauses war ein Beweis, wie wenig dankbar das Publikum zu Mannheim gegen das Talent seiner Schauspieler ist.

2. Februar. Graf Essex,[3] zum Debüt einer neuen Aktrice, der Demoiselle Witthöft vom Berliner Theater.

Diese, in jedem Betracht schätzbare Künstlerin kündigte sich in der Gräfin Rutland als eine große Eroberung für

[1] Der Adjutant. Lustspiel. Hamburg 1780.
[2] Der Dorfjahrmarkt. Ein Singspiel. München 1781.
[3] Graf Essex. Trauerspiel von Dyk (s. oben Thl. 3. S. 179). Leipzig 1780.

die Mannheimer Bühne an. Herr Bök, als Graf Esser, spielte meisterhaft. Ich habe ihn nur im Fiesko größer gesehen. Seine wahrhaftig hohe Darstellung der Rolle ließ dem Publikum nichts mehr zu wünschen übrig. Madame Rennschüb mißfiel mir als Königin. — Lieber hätte ich Demoiselle Witthöft in dieser Rolle gesehen. Herrn Böks Verdienst war um so hervorstechender, je mehr einige andere Ritter vom Hosenbande vernachlässigten. Schiefes Spiel vergibt man dem schwachen Kopf, aber den Schauspieler, der sich dem Publikum durch nichts als fleißiges Memoriren empfehlen kann, und der jetzt da steht und seinen Dialog um Gottes willen aus der Souffleurgrube hervorholt, sollten die Gesetze bestrafen. — Madame Brandel hatte diesen Abend eigentlich die Nottingham zu spielen, sie vergriff sich aber in der Rolle und machte die Fulmer.

4. Februar. Der argwöhnische Ehemann.[1] Zum Debüt der Demoiselle Witthöft. Diese vortreffliche Schauspielerin hat ihre größte Stärke in der Komödie. Naive Wahrheit, Leichtigkeit und Grazie beseelen ihr ganzes Spiel.

6. Februar. Günther von Schwarzburg.

10. Februar. Der argwöhnische Ehemann, wiederholt auf Begehren.

13. Februar. Lanassa.[2] In dieser Rolle ließ mir Dem. Witthöft noch etwas zu wünschen übrig.

15. Februar. Das Präferenzrecht.[3] Zum Beschluß: Wer wird sie kriegen?

[1] Der argwöhnische Ehemann. Lustspiel nach Hoadly von Gotter. Leipzig.

[2] Lanassa. Trauerspiel von Plümike. Berlin 1789.

[3] Das Präferenzrecht, oder die Kaufleute zu Aachen. Münster 1788.

17. Februar. Oda, zum zweiten Mal.

20. Februar. Der Westindier.[1] Herr Witthöft, zu dessen Debüt dieses Schauspiel gegeben ward, schenkte dem Publikum unschuldiger Weise einen sehr herrlichen Abend. Herr Beck, als Westindier, spielte groß. Diese Rolle schien ganz nur für ihn geschaffen zu seyn, und schwerlich wird ihn ein deutscher Schauspieler darin erreichen. Dem. Witthöft erhielt auch hier den lautesten und verdientesten Beifall.

22. Februar. Die Lästerschule.[2] Ein bekanntes gutes Theaterstück aus dem Englischen.

24. Februar. Die olympischen Spiele. Ein Singspiel.

27. Februar. König Lear. In dieser großen Rolle erscheint Herr Iffland im ganzen Umfang seiner Kunst. Ich behalte mir die Freiheit vor, über Das, was ich an seinem Spiel bewundere, und was ich nicht bewundere, ein andermal weitläuftiger zu reden. Dem. Witthöft rührte sehr als Cordelia. Regan und Gonerill? — Madame Rennschüb behagt mir zehnmal besser in ihren guten Weibern, als in ihren schlechten Prinzessinnen. Herr Bök mißfiel mir in der Rolle des Edgar. Er ist zu kalt, und wo er den wahnsinnigen Tom spielt, schadet er der tragischen Rührung.

Den 1. Lenzmonat. Die Eifersucht auf der Probe.[3] Ein sehr gutes Singspiel.

Den 3. Lenzmonat. Emilia Galotti. Herr Beil spielte den Odoardo meisterhaft. Dem. Witthöft die Emilia vortrefflich. Madame Rennschüb wurde — warum? weiß das

[1] Der Westindier. Lustspiel aus dem Englischen. Leipzig 1775.

[2] Die Lästerschule von Sheridan. Lustspiel, übersetzt von Leonhardi. Hamburg 1782.

[3] Die Eifersucht auf der Probe. Operette von Anfossi. Gera 1791.

Publikum vielleicht selbst nicht — als Claudia beklatscht. Madame Gensike spielte die Gräfin Orsina besser als sonst und wurde einstimmig darin anerkannt.

Gegenwärtig ist die Nationalbühne zu Mannheim beschäftigt, Shakspeare's Julius Cäsar,[1] nach einer Umänderung des Freiherrn von Dalberg, dem Publikum aufzutischen. Das römische Kostüme erfordert erstaunlichen Aufwand, und alle Anstalten zu diesem Stück versprechen eine außerordentliche Vorstellung.

(Die Fortsetzung ein ander Mal.)

Wallenstein'scher Theaterkrieg.

(1785.)

Diese Piece im ersten Heft der Thalia von S. 192 bis S. 194 macht uns, nur in anderer Weise, mit den partikularen Verhältnissen des Mannheimer Theaters in der damaligen Zeit bekannt. Man darf sich bei diesem Schauspielerstreit an die Worte erinnern, welche Schiller am 19. Mai 1785 an Dalberg schrieb: „Wie sehr bewundere ich Eure Excellenz, daß Sie fünf Jahre fähig waren, einer so reizbaren Menschenclasse vorzustehen, ohne die Liebe eines einzigen Individuums zu verlieren."

1) An das unparteiische Publikum von Henriette Wallenstein. 1784.
2) Berichtigung des Wallensteinischen Impressums vom Theaterregisseur Rennschüb. Mannheim 1784.

[1] Julius Cäsar, oder die Verschwörung des Brutus. Trauerspiel. Mannheim 1785.



3) Antwort auf diese Berichtigung des Wallensteinischen Impressums von Henriette Wallenstein. München 1785.

Die Beschwerden der Schauspielerin Wallenstein gegen die Intendance der kurfürstlichen Nationalbühne zu Mannheim, welche schon die dritte Broschüre veranlaßten, sind seltsam und offenbar übertrieben. Wenn auch schon der vernünftige Theil des Publikums dergleichen theatralische Hahnengefechte lächerlich findet, so ist doch zugleich eine Person beleidigt, deren Verdienst um diese Bühne zu groß und entschieden ist, als daß man sie in die armselige Farce eines Garderobezanks hätte einmengen sollen. Der Freiherr von Dalberg ist die Seele der Mannheimer Bühne, aber nichts weniger als Despot ihrer Glieder. In der innern Maschine dieses Theaters, welche größtentheils das Werk seines philosophischen Geistes und seiner patriotischen Bemühungen ist, herrscht keine diktatorische Tyrannei. Gar wohl kann es möglich seyn, daß Madame Wallenstein von einer Mitschauspielerin oder ihrem Protektor persönlich verfolgt wurde (denn was vermag nicht oft Rollen- und sogar Kleiderneid bei manchen Theaterdamen?); aber dieser Privatgroll konnte nie in eine solenne und gesetzmäßige Unterdrückung ausarten. Herr Rennschüb verdient die Beschuldigung nicht, Mad. Wallenstein von dieser Bühne vertrieben zu haben, denn Herr Rennschüb vermag Das durchaus nicht. Der Einfluß des Regisseurs erstreckt sich ganz und gar nicht auf Beurtheilung des Verdienstes. Darüber kann nur der Intendant des Theaters entscheiden, — und was hätte den Freiherrn von Dalberg veranlassen können, Mad. Wallenstein unterdrücken zu wollen? Was den Ausschuß dieser Bühne? Mad. Wallenstein ist im Kreise ihrer Rollen allerdings zu schätzen, aber ist sie die Künstlerin, welche eines Ostracismus Gefahr laufen könnte?

Der Trotz eines (sogar des unentbehrlichsten) Mitgliedes kann in einem Institut nicht geduldet werden, das, schneller als jedes andere, durch aufgehobene Gleichheit zusammenfällt. Mad. Wallenstein hätte noch dreimal wichtiger seyn können, als sie es in der That ist, und dieses Theater dennoch verlassen müssen. Gesetzt, daß man wirklich durch ihre Entfernung verlor, was man durch die neue Besetzung ihres Platzes noch nicht gewonnen hat, — so hat dennoch der Freiherr von Dalberg ohne Tadel gehandelt. Wenn Mad. Wallenstein, was sie durchaus seyn will, ein Opfer war, so war sie nur ein Opfer ihrer Eitelkeit und nicht der Parteisucht des Intendanten. Doch nun auch kein Wort mehr von dieser kleinsten der Kleinigkeiten.

Hoffentlich wird sich die Theaterdirection nicht zum zweiten Male gegen eine so schlagfertige Gegnerin stellen.

Dramaturgische Preisfragen.

(1785.)

Der letzte Aufsatz im ersten Heft der Rheinischen Thalia von S. 194 an bis S. 199. In meinem Leben Schillers Thl. 1. S. 241 habe ich über diese Preisfragen die nöthigen Erläuterungen gegeben. Auch erklärt sich der folgende Aufsatz durch sich selbst.

Der Freiherr von Dalberg zu Mannheim, der, wie dem Publikum längst schon bekannt seyn wird, durch anhaltenden Enthusiasmus für die dramatische Kunst, und eine tiefe Theaterkenntniß dem verworrenen Chaos seiner deutschen

Bühne die schöne Gestalt einer akademischen Stiftung gegeben, und den mechanischen Künstler zum Denker gebildet hat — ist vor einigen Jahren auf den vortrefflichen Gedanken gerathen, die besten Köpfe der Mannheimer Nationalbühne durch aufgeworfene Preisfragen über die Philosophie ihrer Kunst zu beschäftigen, und ihnen auf diese Weise Rechenschaft über ihr Studium und Spiel abzufordern. Sieben solche Fragen sind im Jahr 1784 von den Herren Schauspielern Beil, Beck, Iffland, Meier und Rennschüb schon beantwortet worden, und der Preis wurde vom Freiherrn von Dalberg, mit Zuziehung einiger auswärtigen berühmten dramatischen Schriftsteller und der kurpfälzischen deutschen Gesellschaft, für Herrn Beck entschieden. Er bestand in einer goldenen Denkmünze von zwölf Dukaten.

Diese Fragen selbst waren folgende:

Was ist Natur, und wie weit sind ihre Gränzen auf der Bühne?

Was ist der Unterschied zwischen Kunst und Laune?

Welches ist der wahre Anstand auf der Bühne, und wodurch erlangt ihn der Schauspieler?

Können französische Trauerspiele auf den deutschen Bühnen gefallen? und wie müssen sie vorgestellt werden, wenn sie allgemeinen Beifall erhalten sollen?

Ist Händeklatschen oder allgemeine Stille der schmeichelhafteste Beifall für den Schauspieler?

Gibt's allgemein sichre Regeln, nach welchen der Schauspieler Pausen machen soll?

Was ist Nationalschaubühne im eigentlichsten Verstande? Wodurch kann ein Theater Nationalschaubühne werden? und gibt es wirklich schon ein deutsches Theater, welches Nationalbühne genannt zu werden verdient?

Im Jahr 1785 wurde das angefangene Werk auf folgende Art fortgesetzt:

Freiherr von Dalberg an den Ausschuß der Mannheimer Bühne.

1. Die bisher zum Theil so fürtrefflich ausgefallenen Beantwortungen der aufgestellten dramatischen Fragen, wodurch sich die hiesige Ausschußeinrichtung vor allen ähnlichen Stiftungen auszeichnet, erfordern nun, daß Sie, meine Herren, mit neu angestrengten Kräften meine Absicht unterstützen, eine Absicht, welche auf Bildung des guten Geschmacks für die Schauspielkunst überhaupt, und insbesondere auf die bessern Einrichtungen aller deutschen Bühnen gerichtet ist.

2. Ich stelle zu diesem Ende sechs neue Fragen auf, alle wichtig, alle Ihres Nachdenkens würdig. Sie seyen der Gegenstand Ihres Forschens und Ihres Fleißes dieß Jahr hindurch.

3. Sie können diese Fragen nach Muße bearbeiten, ohne vorgeschriebene Ordnung, welche zuerst und welche zuletzt beantwortet werden soll.

4. Sowie von Ihnen eine oder die andere Frage gründlich wird beantwortet seyn, so bringen Sie dieselbe in die nächste Ausschußversammlung zum Vortrag.

5. Längstens bis Ostern 1786 muß die ganze Arbeit vollendet und in den Ausschußversammlungen bereits vorgelesen worden seyn.

6. Den 1. des Monats Mai 1786 wird den besten Schriften eine erhöhte Preismedaille von zwanzig Dukaten zuerkannt, und ihrem Verfasser an diesem Tag zum Geschenk eingehändigt.

Der erste Ausschuß besorgt sogleich die Bekanntmachung dieses ertheilten Preises in allen Journalen.

Die Fragen sind folgende:

Erste Frage.

„Wodurch verdient ein deutsches Publikum im Allgemeinen, und besonders in Rücksicht auf den Schauspieler, das beste Publikum zu heißen?"

Zweite Frage.

„Kann der Schauspieler sowohl als eine Theaterdirection dem falschen Geschmack des Publikums wahre Richtung geben, und durch welche Gattung Schauspiele wird der gute Geschmack am meisten verfeinert?"

Dritte Frage.

„Gewinnt oder verliert der gute Schauspieler, den man im Tragischen und in Charakterrollen mit Beifall zu sehen gewöhnt ist, dadurch, wenn er sich öfters abwechselnd in komischen Rollen zeigt?"

Vierte Frage.

„Wodurch unterscheidet sich das wahre komische Spiel von Karrikatur? und was muß der Schauspieler thun, um im komischen Fach nie die Gränze zu überschreiten?"

Fünfte Frage.

„Allgemeine und besondere Betrachtungen, Anmerkungen, Erfahrungen, Zusätze und Prüfungen über das neue Werk der Mimik von Engel?"

Sechste Frage.

„Läßt sich für alle Bühnen Deutschlands ein allgemeines festes Gesetzbuch machen; wie müßte solches eingerichtet werden, und welche sind die Mittel, demselben Kraft und Gewicht zu geben?"

Veranlassung dieser Frage.

Verschiedene gute Köpfe, die sich um das Wohl unsers Theaters annehmen, und die mancherlei Unordnungen, welche

noch auf den meisten Bühnen herrschen, einsehen, haben schon öfters den Wunsch zu einem solchen Gesetzbuch gegen mich geäußert, noch neulich that Herr Großmann, gelegenheitlich der Wallensteinischen Geschichte, diesen nämlichen Wunsch in einem Brief, und forderte mich zu dieser Arbeit gemeinschaftlich auf. Es ist auch mein Plan, daran zu arbeiten, zugleich erwarte ich als eine Beantwortung der sechsten Frage Skizzen, Gedanken und Meinungen von Ihnen darüber.

Die bemerkten Hauptfehler und Gebrechen aller Bühnen können der Leitfaden dazu seyn. Vielleicht lassen sich wichtige Vorschläge durchsetzen.

Sollte diese Vorstellung des Freiherrn von Dalberg an die Mannheimer Bühne nicht eine Aufforderung für alle übrigen Deutschlands werden? Die Preisfragen und ihre Beantwortungen schränken sich nicht bloß auf jene eine. Um diesen Preis kann jeder denkende Schauspieler kämpfen.

Entschuldigung.

(1785.)

Schiller hatte in der Ankündigung der Thalia (s. oben S. 160) versprochen, sogleich zu Anfang in dieselbe „ein vollständiges Detail dieser Bühne, ihrer Geschichte und Einrichtung, die Charakteristik ihrer Künstler und Künstlerinnen, und die Erklärung einiger Stücke zu liefern, die auf derselben merkwürdig gestiegen oder

gesunken seyen.“ Da nun von dem im ersten Hefte der Thalia wenig geschehen war, so ließ er auf dem blauen Umschlag des angeführten Heftes der Thalia die nachfolgende Entschuldigung (mit einer anderweitigen Nachricht) vordrucken. Aber das hier gegebene Versprechen blieb unerfüllt, weil er bald darauf aus seinen Mannheimer Verhältnissen heraustrat, und die Lust am Theater auf eine geraume Zeit ganz verlor.

Weil einige Aufsätze in diesem ersten Heft der Thalia weitläufiger ausgefallen sind, als der Herausgeber anfangs vermuthete, und es ihm doch nicht schicklich schien, sie zu trennen, so mußten natürlicher Weise mehrere Artikel, wozu er sich in den Anzeigeblättern verbindlich machte, für dießmal ausgeschlossen werden. Vorzüglich gilt dieß von der dramaturgischen Geschichte des Mannheimer Nationaltheaters, welche ich ungerner als jeden andern Aufsatz abreißen mochte, und deßwegen für das zweite Heft meiner Thalia bestimme. Eben das rechtfertige auch mein Stillschweigen von den übrigen Punkten. Das Publikum verliert bei dieser Einrichtung nichts, weil es ihm einerlei seyn kann, ob der Verfasser sein Versprechen am Ende eines jeden einzelnen Heftes oder am Ende des ganzen Jahrganges erfüllt hat.

Da nur der kleinste Theil meiner Herren Subscribenten sich mir genannt hat, so mußte mein Vorsatz, sie dem ersten Heft dieser Thalia voran drucken zu lassen, unterbleiben. Diejenigen Liebhaber, welche nicht unterzeichnet haben, empfangen das Journal in der Schwan'schen Hofbuchhandlung zu Mannheim, das Heft um den erhöhten Preis von einem halben Conventionsthaler oder einem Gulden zwölf Kreuzer.

Nachlese

und

Variantensammlung

zu

Schillers

prosaischen Schriften.

Zweite und dritte Periode.

Philipp der Zweite, König von Spanien.

Nach Mercier.

(1786.)

Philipp II. ist Staub. Zwei Jahrhunderte trennen ihn von uns, und sein Name lebt nur durch die Gerechtigkeit der Zeit. Ich will ein Gemälde seines abergläubischen und schrecklichen Despotismus entwerfen — alle Bestandtheile dieses grausamen Charakters, die uns in der Geschichte durchschauern, will ich in ein Bildniß zusammenschmelzen, und den Abscheu, der mich durchdrungen hat, allgemein machen.

Welch ein Ungeheuer, je länger ich bei seinem Anblick verweile! — Man erzählt von einem Bildhauer, der sich anbetend zu den Füßen des Jupiter niederwarf, den sein Meisel erschaffen hatte — ich stürze erschrocken vor dem Bilde zurück, das ich zeichnete.

Der richtende Kiel des Schriftstellers soll die schlechten Könige brandmarken, dadurch ehrt er die guten. Alle nach der Reihe müssen sich endlich dem unbestechlichen Grabstichel unterwerfen, der ihre Laster oder Tugenden auf die Nachwelt bringt. Die verborgensten Winkelzüge ihres Charakters

werden hervorgezogen an den Tag, welcher Schleier sie auch decke, alle ohne Unterschied müssen vor dem Richterstuhl der Menschheit erscheinen, die da ist und kommen wird.

Kein Tyrann, finster und grausam wie dieser, bestieg seit Tiberius den Thron. Philipp II. ließ das Schiff der römischen Kirche auf einer See von Menschenblut treiben. Einverstanden mit dem Inquisitionsgericht, dessen barbarische Verfolgungen in Flandern, Spanien, Amerika er beförderte, grausam von Natur und nach Grundsätzen, mußte er noch zugleich sein Vertrauen an zwei Kreaturen verschenken, die seiner vollkommen würdig waren, an den Cardinal Granvella und den Herzog von Alba. Beiden überließ er seine königliche Macht, denn beide waren wie er unmenschlich und unerbittlich.

Seine Absicht war, die furchtbare Gewalt, die er schon besaß, durch eine geistliche Monarchie zu verstärken, weil er wußte, daß sich die Letztere über den ganzen Menschen erstreckte. Eben so, wie die göttliche Regierung die ganze Schöpfung umfaßt, sollte der Despotismus des Glaubens ihm die ganze politische Welt unterjochen. Jeder Aufrührer wäre dann zugleich Ketzer, und jeder Ketzer würde als Aufrührer behandelt. Man hätte sich gegen den Monarchen vergangen, sobald man sich von der Formel seines Glaubens entfernte. Eine solche Tyrannei des Gewissens — die schlimmste aller schlimmen Regierungsformen — wollte Philipp in seinen Staaten errichten. Er wollte seine irdische profane Gewalt mit einem göttlichen Scepter vermählen.

Die kirchliche Regierung hatte schon seit einigen Jahrhunderten die Form der alten römischen angenommen. Ihre Maximen, von dem marktschreierischen Prunk der Ceremonie unterstützt, hatten eine verführerische blendende Außenseite,

der Wille wurde gefesselt, und alle Gewissen unter einem einzigen Gottesdienste vereinigt; dann freilich waren nur wenige Schritte zu einem einzigen Gesetz. Eben darum dachten auch schon mehrere Fürsten auf eine Wiedervereinigung der Monarchie mit dem Priesterthum, und glaubten durch diesen Kunstgriff sich einer gränzenlosen Gewalt zu versichern. Aus keinem andern Grunde gestand Philipp II., der es in Anschlägen dieser Art allen seinen Vorgängern und Zeitgenossen zuvorthat, dem römischen Bischof die Unfehlbarkeit zu; er selbst wollte sich dieses Vorrecht in seinen Staaten anmaßen, und mit dem heiligen Kreuz so gut als mit seinem Schwerte befehlen. Es lag ihm daran, jeden Widerspruch abzuschneiden, wo sein Vortheil im Spiele war; man sollte zittern, wenn er sein Krucifix in die Hand nahm; der intoleranteste Pfaffe sprach aus dem Mund des unempfindlichsten Königs.

Nothwendig mußte das einen Geist der Verfolgung entzünden, welcher bald in einen politischen Fanatismus überging. Dieses Gift verbreitete sich durch alle Adern der Regierung, alles ward der Religionsmeinung untergeordnet und aufgeopfert. Wer sich unterstand zu denken, wurde hinweggeschafft, was nur den Geist der Untersuchung athmete, verdächtig gemacht und gebrandmarkt. Unnatürliche Ausschweifung einer Religion, die sich auf allgemeines Wohlwollen gründet!

Dieser schändliche Despotismus verunstaltete bald alle Zweige der Gesetzgebung, und machte sie zugleich kleingeistisch und grausam. Die Form des Gottesdienstes glich einer abgeschmackten lästigen Etikette, und dieser ewige Zwang mußte endlich die Heuchelei, eine Mutter so vieler Laster, gebären. Ein finsterer und grausamer Aberglaube verschlang

das Licht der Vernunft, und errichtete seinen Thron auf den Trümmern der Gewissensfreiheit. Dieses traurige Loos traf alle spanische Reiche — der Fanatismus legte in diesem weiten Erdstrich der Dummheit seine Pflanzungen an, und das Volk wurde zum Thier erniedrigt. Aber dennoch hintersging der Erfolg die Erwartungen, die man sich von diesem Verfahren gebildet hatte. Der Mensch, von dem doppelten Joch der Sklaverei und der Dummheit belastet, schweift gern von einem Extrem zum andern, und geht von blindem Gehorsam zu zügellosen Empörungen über. So fand sich endlich Philipp III. gezwungen, die vereinigten Provinzen für einen unabhängigen freien Staat zu erklären, und mußte sich anheischig machèn, ihren Handel hinfort weder in Indien noch in Amerika anzufechten.

Der Monarch, dessen Charakter ich jetzt entwerfe, besaß in Europa die Königreiche Spanien und beide Sicilien, die Niederlande, die Franche Comté und das Herzogthum Mailand; in Afrika Tunis, Oran, die canarischen Inseln und einen Theil des grünen Vorgebirges; in Asien die Philippinen, die Sonda=Inseln und einen Theil der moluckischen; in Amerika die Reiche Peru und Merico, Neu=Spanien, Chili und beinahe alle Inseln, die zwischen dem festen Lande von Europa und Amerika liegen. Ungeheure Besitzungen in der Hand eines Einzigen, und der auch nicht einmal den Namen davon verdiente!

Alles kam zusammen, diesen Monarchen zum Größten der Welt und der Geschichte zu machen, hätte er seine furchtbare Ueberlegenheit auf die Seite der wahren Größe geschlagen. Aber die wahre Größe war es eben, wovon er nichts wußte. In einem Zeitraum von zwei und vierzig Jahren, worin er die Unterjochung von ganz Europa schmiedete,

hatte er auch nicht einen Tag mit dem Glück der Menschheit bezeichnet. Ueberall Tyrann und Betrüger, überall Sklave des finstersten Aberglaubens, hielt er hartnäckig an jeder Gelegenheit, die sich ihm darbot, seine strafende Macht zu zeigen.

Er trachtete nach der Eroberung von Britannien, denn er verabscheute Alles, was frei war. Wär' es Drake nicht gelungen, hundert seiner Schiffe im Hafen von Cadix zu verbrennen, und hätte nicht ein wohlthätiger Sturm jene furchtbare Flotte zerstreut, die mit dem Namen der unüberwindlichen prahlte, so war dieser glückliche Freistaat aus dem Globus vertilgt.[1] Welcher Zuwachs seiner Größe, wenn er auch noch dieses mächtige Reich mit seinen vielen Erbländern hätte vereinigen können!

Ungeachtet der reichen Goldgruben in Amerika, waren dennoch seine Finanzen sehr oft in Unordnung, und seine Reichthümer erschöpft. Er borgte von der Republik Genua, ja sogar von seinen flämischen Unterthanen, wirkte sich am römischen Hofe ein Privilegium über die Kirchengüter aus, und — wer wird es glauben? seine eigenen Truppen empörten sich bei der Belagerung von Amiens, weil sie keinen Sold erhielten.

Was setzte Philipp nicht in Bewegung, Heinrich IV. zu unterdrücken? Was für Maschinen ließ er nicht spielen, die Aussöhnung dieses Prinzen mit dem römischen Stuhl

[1] Diese merkwürdige Begebenheit hat ein Dichter jener Zeit in folgender Ode besungen:

Die unüberwindliche Flotte.

„Sie kömmt — sie kömmt, des Mittags stolze Flotte ꝛc."

Siehe das Gedicht in Schillers Werken. Taschenausgabe Bd. 1. S. 92.

zu hintertreiben? Als ein Schwager der letztern französischen Könige, machte er sich Hoffnung, die Krone dieses Reichs an seine Tochter Isabelle zu bringen.

Frankreich kannte seinen Charakter und verschonte ihn auch nicht. Noch zu seinen Lebzeiten pflegte man ihn mit dem ägyptischen Pharao zu vergleichen, und ein Schriftsteller drückt sich mit folgenden Worten über ihn aus: „Seht diesen alten Satrapen, den Mörder seines Weibes und seines einzigen Sohns, wie einen zweiten Xerxes das Meer mit seinen Schiffen bedecken, aber der Himmel zerschmettert sie an den Küsten von Schottland und Irland. Alter, kindischer König, der mit einem Fuß schon im Grabe steht, im Grabe, worauf deine Staaten wanken, und nur auf das Signal deines letzten Augenblicks lauern, ihr Joch abzuwerfen. Dein Reich ist nur ein zusammengestückelter Körper, dessen Fugen von einem kühnen Stoß auseinander springen."

Aber aller Verläumdungen ungeachtet, welche Haß und Eifersucht von ihm ausstreuten, blieb das Kabinet des Königs das gefürchtetste in der Welt. Im Besitz seiner amerikanischen und indischen Schätze, spielte er in Europa den Meister, und behielt das Uebergewicht bei jeder großen Verhandlung. Auch verließ er sich so sehr auf seine Entwürfe, daß er laut und öffentlich von seinem Paris, seinem Orleans sprach. Hätte er seinen Sieg bei St. Quentin zu verfolgen gewußt, so war es um Frankreich geschehen.

Das Haus Oesterreich war ehrgeizig, herrschsüchtig und stolz. Aber gemeiniglich verlor es im Kabinet die Zeit, die es auf dem Schlachtfelde benutzen sollte. Philipp II. war es ein Leichtes, die französische Monarchie zu zerstören, und doch hat er nur die Ligue zerstört; er besaß weder den Muth seines Vaters, noch Eduards. Die Eroberung von Portugal,

wenn sie anders diesen Namen verdient, war der einzige Zuwachs, den die spanische Macht unter Philipp II. gewonnen hat.

Carl V. hatte der Welt ein außerordentliches Schauspiel gegeben, da er auf einmal dem kühnen Phantom einer allgemeinen Herrschaft entsagte, seiner ungeheuren Macht sich freiwillig entlastete, und alle seine Kronen einem Sohne übergab, den er nicht einmal liebte. Merkwürdig war die Erscheinung, diesen mächtigen Souverän so viele königliche und kriegerische Geschäfte ohne Rückbehalt gegen Mönchsübungen vertauschen zu sehen. Er beschloß seine erhabene Rolle mit einem gänzlichen politischen Tode, indem er sich vor den Augen der Welt in die Mauern eines Klosters begrub, und für seine abgeschiedene Seele Messen absingen ließ, gleichsam als hätte er aufgehört zu seyn. Und doch fehlte noch etwas, sein Leichenbegängniß vollkommen zu machen — eine Stimme der Wahrheit, welche nach dem Tode sonst zu erschallen pflegt.

Carl V. that stets das Gegentheil von dem, was er auf's Heiligste zusagte. Zweideutigkeit war die Basis seines Charakters. Von jener erstaunenswürdigen Entsagung der Krone bleibt der wahre Beweggrund noch immer ein Räthsel. Aber kaum hatte er die Begräbnißfarçe gespielt, als ihn dieser Schritt schon gereute. So wie Philipp Besitz von der Regierung genommen hatte, achtete man Carl's nicht mehr. Von seinen Unterthanen vergessen, lebte er mitten unter ihnen, wie in einem fremden Lande. Hofleute sah er nicht mehr; für sie war nichts bei ihm zu gewinnen. Seine Diener zu belohnen, hatte er sich eine kleine Summe vorbehalten; Philipp war undankbar genug, mit der Auszahlung zu zögern. Vormals Beherrscher so vieler Königreiche, war

er jetzt ohne Geld; wandelte mit dem Brevier in der Hand in einem einsamen Kloster umher, geißelte sich jeden Freitag in der Fastenzeit — ein Kaiser, wie dieser, welch ein Schauspiel für die Welt!

Indessen war es eine feierliche und sogar rührende Handlung, als er die Regierung niederlegte. Er schloß seinen Sohn in die Arme und sagte zu ihm: „Nur deine Sorgfalt für das Glück deines Volks kann meine Zärtlichkeit belohnen. Möchten deine Kinder es werth seyn, daß du dereinst für einen unter ihnen eben das thun könntest, was ich jetzt für dich thue."

War Carls Seele wirklich über den Thron erhaben, oder ließ er sich bloß von einer vorübergehenden Laune hinreißen? Es fehlt hierüber nicht an Vermuthungen, aber die wenigsten sind befriedigend. Vor ihm war Niemand auf den Einfall gekommen, seine eigenen Exsequien zu feiern. Während der Leichengesänge, die man um ihn her anstimmte, erkältete er sich in dem bleiernen Sarge, und starb, noch in eben dem Jahre, an den Folgen dieser Erkältung.

Carl war intolerant gewesen, hatte sich durch Verfolgungsgeist seinem Zeitalter schrecklich gemacht. Jetzt wollte er in seinem Kloster zwei Uhren so stellen, daß sie nie von einander abwichen, und kam nicht damit zu Stande. Da entwischte ihm jener Ausruf: „Und doch sollen zwei Menschen nie in ihrem Glauben von einander abgehen?"

Philipp erbte die Vorurtheile seines Vaters, und sein despotischer Stolz trieb ihn an, das ganze Menschengeschlecht seinem Glauben zu unterwerfen. Dieß war ein Hauptzug seines Charakters. Kaum hatte er den Thron bestiegen, als er den Beichtvater seines Vaters in effigie verbrennen ließ, und es fehlte wenig, daß er nicht selbst Carln für einen

Ketzer erklärte, und sein Andenken lästerte. Ein solcher Aberglaube, war er die Eingebung seines Herzens oder des Charakters seiner Nation?

Der mächtige Carl ging damit um, Maximilians und Ferdinands Plane auszuführen, und sein Glück zu einem Gipfel zu erheben, der ganz Europa überschatten sollte. Aber für einen solchen Ehrgeiz war er nicht kriegerisch genug. Der anhaltende glückliche Erfolg seiner Unternehmungen wurde nicht von ihm benutzt; seine Kriege wurden zu oft unterbrochen.

Er untergrub die Grundpfeiler seiner angeerbten Macht durch den Staatsfehler, daß er die Unterjochung des deutschen Reichs für den ersten Schritt zur allgemeinen Monarchie ansah. Dieser Irrthum zertheilte seine Kraft, und die Eilfertigkeit, seinen Bruder zum römischen König wählen zu lassen, war vielleicht in der Folge die vornehmste Ursache von Europens Befreinng. Auch das deutsche Reich erholte sich wieder unter einem weniger drückenden Joche.

Ein Glück war es, daß die Kaiserwürde nicht eben so von Carln abhing, wie der Besitz seiner erblichen Staaten. Er würde seinem Sohne seine ganze Macht überlassen haben; und schon reute es ihn, daß es sein Bruder war, der den Titel eines römischen Königs bekommen hatte. Vergebens hatte er sich bemüht, ihn durch die listigsten Anerbietungen zu bewegen, sich seines Rechts zu begeben. Er hatte Alles angewandt, die Reichsstände zu gewinnen. Aber von jeher für die Erhaltung ihrer Freiheit besorgt, fürchteten sie auch jetzt ein zu mächtiges Oberhaupt, das ihnen gefährlich werden könnte. Durch diese Hindernisse und durch die Widersetzlichkeit seines Bruders ermüdet, überließ ihm endlich Carl wider Willen das deutsche Reich.

Dieß war der Zeitpunkt, da das Haus Oesterreich Europa in Schrecken setzte. Richelieu sah die Größe der Gefahr in der Zukunft voraus, und aus diesem Gesichtspunkte kann er für den Wohlthäter mehrerer europäischer Nationen angesehen werden. Philipp träumte, so gut wie Carl, von einer Universalmonarchie, nur hatte diesen die Lage seiner Staaten mehr bei seinen Absichten begünstigt. Das Haus Oesterreich hatte damals den höchsten Gipfel von Größe und Macht erreicht. Die alten Unterthanen waren treu und im Kriege geübt; Spanien bereicherte sich mit den Schätzen der neuen Welt; die Niederlande waren für Frankreich und Deutschland gleich furchtbar; und die Religion, damals die Quelle der heftigsten Unruhen, gab bald einen Vorwand, die einzelnen Staaten des Reichs zu entzweien und zu schwächen, bald sie wieder zu vereinigen.

Die spanische Monarchie verlor viel von ihrem Ansehen unter Philipp II., weil er sein Land erschöpfte, um die burgundische Erbschaft zu erhalten, und weil jene allgemeine Triebfeder, die unter seinem Vater die ganze Masse seiner Macht in Bewegung gesetzt hatte, unter ihm erschlafft war.

Philipps Politik war künstlich aber unthätig. Dieser Dämon im Süden, wie man ihn nannte, war mehr damit beschäftigt, den Samen von Unruhen und Streitigkeiten in ganz Europa auszustreuen, als diese selbst zu benutzen. Ueberzeugt von dem Einfluß des Papstes und der Religion, wußte er ihn durch den Schein einer eifrigen Anhänglichkeit an sein Glaubensbekenntniß sich zu eigen zu machen. So wurde er der Vertheidiger und Rächer aller katholischen Glaubensgenossen, nöthigte den Papst, ihm seine Macht zu übertragen, und herrschte durch Vorurtheile, wie durch Waffen. —

Daher jene wüthenden und unaufhörlichen Ausbrüche von Bigotterie. Und doch führte er gewöhnlich seine Entwürfe mit solcher Langsamkeit aus, daß ihm selbst Mangel an Klugheit nicht hätte nachtheiliger seyn können. Spanien hatte es bloß den Fehlern seiner Feinde zu danken, daß es nicht noch mehr verlor. Mußte nicht Philipp, trotz seines Stolzes, Heinrich IV. um Frieden bitten? Verlor er nicht Tunis und Goulette? Und was vermochte er gegen die vereinigten Niederlande, was gegen England, so sehr er es bedrohte?

Oft verschwendete er seine Zeit mit unbedeutenden Gegenständen, wenn ihn die günstigsten Umstände aufforderten, seinem Glück einen neuen Schwung zu geben. Eine Zänkerei unter Geistlichen beschäftigte ihn eben so ernstlich, wie die Ligne von Frankreich. Die Errichtung eines Mönchsklosters war ihm so wichtig, als der Erfolg einer Schlacht. Der Wille der Päpste war ihm ein heiliges Gesetz, und gegen die Reformirten war er so aufgebracht, daß er Ruhe und Ehre der Begierde, sie auszurotten, aufopferte. Selbst seine Feinde unterstützte er, wenn sie nur im Geringsten den Protestanten zuwider zu seyn schienen; und das Glück einer Nation, die er als Nebenbuhlerin haßte, war ihm erwünscht, wenn nur der Ketzerei dadurch Abbruch geschah.

Den Glauben an die Untrüglichkeit des Papstes behauptete er selbst zuerst, oder wollte ihn wenigstens bei Andern allgemein machen. Seine Politik war es unstreitig, dieses geheiligte Vorurtheil gegen seine Feinde zu benutzen, und es daher gegen alle Zweifel zu sichern.

Kein Jahrhundert ist durch größere Verbrechen und durch größere Begebenheiten ausgezeichnet, als das sechszehnte. Welchen Fürsten mußten damals die Menschen gehorchen!

Katharina von Medicis, Carl IX., Heinrich III., Philipp II., Christian II., Heinrich II.; die ränkevollen und grausamen Päpste nicht einmal zu rechnen.

Der Protestantismus war der Widerstand, welchen die deutschen Kreise der Uebermacht Carls V. entgegensetzten. Aus einem theologischen Streite machte man ein Bollwerk gegen die Tyrannei. Und nach diesen Begriffen nur wird man sich überzeugen, wie es einen Fürsten geben konnte, welcher der Inquisition befahl, alles auszurotten, was nicht an die Transsubstanziation glaubte. Aber freilich mußten auch die Völker, die man um diesen Lehrsatz so hart verfolgte, aus allen ihren Kräften entgegenwirken. Die Protestanten wuchsen unter den Streichen wieder auf, womit man sie niederdrücken wollte.

Elisabeth war die Urheberin ihrer Freiheit, und dieß ist ihr schönster Lorbeer in den Augen der Nachwelt. Von Liebe zum wahren Ruhme, Toleranz und Standhaftigkeit geleitet, betrat Elisabeth den Weg der Ehre, und ihre weise Regierung gab England einen mächtigen Einfluß.

Als Holland und Seeland, der Tyrannei Philipps II. überdrüssig, sich unter die Oberherrschaft der Elisabeth begeben wollten, antwortete sie den Gesandten, die ihr den Antrag thaten, sie hielte es nicht für schön noch anständig, sich fremden Eigenthums zu bemächtigen, und fügte hinzu: Holland habe Unrecht, der Messe wegen so viel Verwirrung anzurichten. Aber nachdem sie so gesprochen hatte, wußte sie auch als Fürst zu handeln. Sie errieth, daß die Neuerer in Europa die Stützen einer Freiheit werden würden, welche der römische Hof und das Haus Oesterreich zu vernichten strebten.

Man will behaupten, daß Elisabeth das Völkerrecht verletzte, indem sie die Niederländer unterstützte, daß sie nicht

berechtigt war, sich in diesen Streit zu mischen, und sich zum Richter über die Ungerechtigkeit Philipps gegen die Niederländer aufzuwerfen. Aber dieß ist ein Trugschluß. Die Staaten hängen so gut zusammen, als die einzelnen Menschen. Politik und Menschlichkeit erfordern, daß ein Unrecht, welches einer Nation zugefügt wird, von allen andern bemerkt und geahndet werde. Das Interesse der großen Gesellschaft will es augenscheinlich, daß man die Grundgesetze eines Staats nicht ungestraft verletzen lasse; die große Gesellschaft darf bei den überlegten Beleidigungen eines blinden oder unbändigen Tyrannen nicht unthätig bleiben; das gemeinschaftliche Interesse muß alle Regungen der politischen Körper bestimmen; die europäische Gesellschaft hat keinen andern wesentlichen Zweck.

Wie? Eine ganze Nation sollte mit ruhigem Auge das Blut ihrer Nachbarin unter wahnsinnigen und barbarischen Launen fließen sehen? Sobald die Gesetze der Menschheit verletzt werden, tritt alles in das ursprüngliche Recht zurück. Einem unterdrückten Volke beizustehen und großmüthig aufzuhelfen, das ist die Aufforderung der Natur — eine mächtige Aufforderung, welche mit den Grundsätzen der natürlichen Freiheit übereinstimmt, und allen Nationen wechselsweise zu gute kommen kann, weil hier die Sache der Völker gegen die Sache einiger Fürsten in Anschlag kommt.

Ein Staat, der bei den wichtigen Unglücksfällen seiner Nachbarn sich ausschlösse, der gegen ihre Seufzer taub bliebe und alles übersähe, was nicht sein besonderes Interesse verletzte, ein solcher Staat würde seinen Anspruch auf die Vermittelung oder den Beistand einer angränzenden Macht, dieses uralte und heilige Recht unglücklicher Völker, verlieren; die Unterdrücker würden auf Erden nie aussterben,

denn sie könnten mit Muße die Vorrechte des gesellschaftlichen Vertrags übertreten, indem sie der Schranken der lebendigen Gesetze spotteten.

Freilich wird der Despot Rebellion ausrufen, sobald sich der geringste Seufzer hören läßt. Aber jeder wahre Fürst, jedes edle Volk wird der Nation beispringen, die einem eisernen Joch unterliegt oder ein Raub der Anarchie wird. Er wird den Muth haben, die Gesetze der Natur geltend zu machen, er wird nicht zugeben, daß ein übermüthiger Monarch oder ein aufrührerisches Volk der öffentlichen und besondern Ruhe drohe. Die kleine heimliche Politik ist trügerisch, und hat den Charakter der Unempfindlichkeit, aber das große Interesse der Menschheit, in dem unermeßlichen Umkreise vergangener und zukünftiger Zeiten erblickt, schafft der Seele Licht, und täuscht sie niemals.

Das Beispiel der Schweiz und Hollands hat glücklicher Weise diese Grundsätze in der Geschichte anschaulich gemacht und erwiesen. Heinrich IV. that für die helvetischen Kantons, was Elisabeth für die vereinigten Provinzen gethan hatte.

Und wollte Gott, daß der unbändige Philipp von seinen Nachbarn in Zaum gehalten worden wäre! Erlaubte er sich in Paris einen mächtigen Anhang zu unterhalten, um Frankreich besser zu schaden, so war man berechtigt genug, seine elenden Unterthanen den glühenden Scheiterhaufen der Inquisition zu entreißen, und dem heiligen Blutdurst zu wehren, welcher das unzählbare Heer seiner Henker bewaffnete, die auf Alba's Stimme von Stadt zu Stadt herumstreiften, und mit hohnsprechender Grausamkeit Ströme von Blut vergossen. Seine Henker folgten seinen Kriegern auf dem Fuße nach. —

Philipp machte sich zum Generalissimus des Papstes, und dieses Mittel wandte er an, um nach und nach alle

Rechte umzustoßen, die seinen Götzen, den Despotismus, einschränken konnten. Er warf sich zum Monarchen der Kirche auf, und erbte in der That die furchtbare Gewalt der Päpste. Pius V., von niedriger Geburt, verstand sich mit ihm, begünstigte seine Plane, und zeigte sich als den eifrigsten Verfolger der Protestanten. Der spanische Monarch hielt den Calvinismus für die Secte, die am besten zu der Verfassung freier Staaten paßte, und er war entschlossen, eine Reformation von Grund aus zu zerstören, die sich nicht mit der Monarchie vereinigen ließ, wo die Gränzen der Macht unbestimmt sind.

Freilich waren es Menschen von niedrigem Stande gewesen, die den Calvinismus eingeführt hatten, und diese sind immer auf einen Luxus neidisch, von welchem sie sich ausgeschlossen finden, und einer Gewalt feind, deren Gewicht sie mehr fühlen als die Reichen. Der Katholicismus dünkte ihnen die Seele der Tyrannei, und in dem Umsturz der römischen Uebermacht hofften sie das Ende ihrer Sklaverei. Was das Gepräge der Pracht trug, erbitterte sie, weil ihre Umstände ihnen jeden Genuß der Reichen verwehrten. Darum entrissen sie den Tempeln ihre Zierrathen und der Religion ihren Glanz.

Ihre Strenge und vorzüglich ihr Entwurf, jeden Unterschied des Ranges aus der Gesellschaft zu verbannen, mußte die Großen gegen sie aufbringen. Ihre Meinungen, welche dem Ansehen sowohl als den Vergnügungen der Fürsten Abbruch thaten, mußten den heftigsten Widerstand von Seiten der reichen und unbeschränkten Monarchen erfahren. Auch hätte Philipp denen, die er Rebellen nannte, Alles bewilligt, bis auf die Gewissensfreiheit. Diese, sagte er selbst, würden sie nie von ihm erhalten, wenn er auch seine Krone auf's

Spiel setzen müßte. Er sah diese Gewissensfreiheit als die Zerstörung seiner politischen Grundsätze an.

Während die Inquisition alles vertilgte, was unglücklich genug war, nicht zu glauben, daß Gott Brod, daß Gott Wein seyn könnte, war ihre Absicht eben nicht, die Menschen zu diesem Glauben zu zwingen. Aber sie wollte die Besitzungen der Geistlichen in unverletzlicher Achtung erhalten; sie stellte die Mysterien zur Wache über ihr angemaßtes Eigenthum. Dem Ehrgeiz der Priester war es von der höchsten Wichtigkeit, daß die Worte Ketzerei und Rebellion verwechselt würden. —

Elisabeth, welche jene getheilte Macht für eine verlorene hielt, war sehr entfernt, Philipp II. ihre Hand zu geben. Wie hätte sie, die so fest an ihren Grundsätzen hing, den Sohn des mächtigen Carl neben sich auf dem Thron sitzen lassen? Auch hätte sie sich mit diesem Fürsten nicht vermählen können, ohne um eine Dispensation bei dem Papst anzusuchen; durch diesen Schritt aber würde sie die Gewalt des Papstes anerkannt haben. Man sieht, daß alles zusammenkam, den Calvinismus zu begünstigen.

Frankreich selbst würde ganz protestantisch geworden seyn, ohne die unvorsichtige Heftigkeit, zu welcher ihr Eifer die Reformatoren verleitete. Ihr Trotz während des Colloquiums zu Poissy, ihre wenig politische Unbiegsamkeit entzog ihrer Lehre den Ruhm, ein ganzes Reich eingenommen zu haben, und muß ihnen noch heute gereuen. Denn welche Reihe von glücklichen Vorfällen müßte auf einen so wichtigen Fortschritt gefolgt seyn!

Während dieser Streitigkeiten hatte die scholastische Theologie, dieß vielköpfige Ungeheuer, die Alleinherrschaft über die Welt. Sie predigte jene frechen Sätze, welche die Vernunft

schrecken und niederdrücken. Sie überlieferte die Menschen irdischen Flammen, und damit noch nicht zufrieden, ließ sie die Scheiterhaufen der Inquisition bis in die Ewigkeit fortdauern. Kein tröstendes Licht über die Rechte der Menschen, weder in bürgerlichen noch in politischen Verhältnissen. Alles, bis auf die Geschichte und die schönen Wissenschaften, trug das finstere Gepräge der Schule, alles unterlag einem überall verbreiteten Geist von Wuth, von Intoleranz und von theologischem Geschwätz. Mit verbundenen Augen in eine Mönchskutte verhüllt, die Fackel in der Hand, streifte der Fanatismus durch Europa.

Philipps Ehrgeiz und Barbarei machten die Finsterniß noch dichter. Er legte es darauf an, dem Menschen seine unverletzbarsten Rechte zu entreißen, und alle Pflichten, alle Tugenden, alle Kenntnisse zu vertilgen.

Dieser schreckliche Monarch, der gleich dem Papst Anspruch auf die Untrüglichkeit machte, hatte dem Protestantismus den Untergang geschworen, und ließ den Prinzen von Oranien, den er von dem Interesse der Niederlande nicht hatte abziehen können, durch einen Meuchelmörder umbringen. Schon war Egmonts und Hoorns Tod das Signal zu der Hinrichtung achtzehn anderer Edelleute gewesen, welche durch eine besondere Commission verurtheilt worden waren. Aber gibt es in der Geschichte, selbst der römischen Kaiser, ein abscheulicheres Denkmal, als Philipps Achtserklärung gegen den ersten Statthalter von Holland. Wer kann ohne Schaudern die folgenden Worte lesen? „Wir versprechen auf unser königliches Wort und als ein Diener Gottes, wenn sich Jemand findet, der edel genug ist, die Welt von dieser Pest zu befreien, und ihn uns todt oder lebendig zu überliefern, oder ihm das Leben zu nehmen — diesem 25,000 Kronen zu

bezahlen; und wenn er auch ein noch so großes Verbrechen begangen, so versprechen wir ihm unsere königliche Begnadigung, und wenn er noch nicht adlich ist, versetzen wir ihn und alle, die ihm darin helfen und beistehen, in den Adelstand." — In den Adelstand! Und seinerseits wetteiferte Alba mit seinem König in der Grausamkeit; er rühmte sich, daß er achtzehntausend seiner Mitbürger auf dem Schaffot habe sterben lassen.

Die Bartholomäusnacht wurde mit Freudenbezeugungen an Philipps Hofe gefeiert, während das ganze Europa in Trauer über diese schreckliche Begebenheit versunken war.

Aber die aufrührerischen Niederländer, die man damals Bettler nannte, legten durch ihren Muth den Grund zu einem mächtigen Freistaat. Sie gaben einen Beweis, daß einem Wollen nichts unmöglich ist, welches sich fest vorgesetzt hat, entweder frei oder nicht mehr zu seyn. Die Inquisition, welche in der Nähe die Neuerer zerschmetterte, half in der Ferne den Lutheranismus verbreiten, und der Haß, den man gegen die Bischöfe hatte, oder vielmehr Philipps eiserne Ruthe förderte diese Revolution, die Europa zum Erstaunen zwang.

Was waren die Holländer in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts? Ihre schnellwachsende Größe ist vielleicht die bewunderungswürdigste Begebenheit in der neuern Geschichte. Ein Haufen Matrosen und Fischer, Bewohner eines sumpfigen Landes, kämpfen mit dem Meere, das sie zu verschlingen droht, und wehren sich gegen die besten Krieger in Europa, die Spanien mit dem Golde von Mexiko und Peru besoldete.

Tollkühnheit mußte es scheinen, daß sie ihrem furchtbaren Herrn zu widerstehen hofften. Aber eine unüberwindliche Beharrlichkeit ersetzte bei ihnen die wirklichen Kräfte.

Gezwungen, auf sich selbst allein Rechnung zu machen, sahen sie sich durch ihre Unermüdlichkeit im Handel endlich in Stand gesetzt, Spanien seine Schätze und Besitzungen zu entreißen; und Spanien, trotz seinen amerikanischen Bergwerken, fand sich endlich erschöpft.

Was erreichte er durch so viele Grausamkeiten, Ränke und Kriege, dieser Despot, der mächtigste Monarch in Europa? Er machte seine Staaten arm, und nachdem er die amerikanischen Bergwerke erschöpft hatte, hinterließ er eine Schuld von 140 Millionen Dukaten. Eine blinde Hartnäckigkeit verleitete ihn zu einer Reihe von politischen Fehlern. Er hatte Holland von seinem Vater ererbt; er konnte ruhig über dieses Volk herrschen. Aber er brachte es auf, er zwang, so zu sagen, die Niederländer zur Empörung. Nachdem er den unsinnigen Plan ausgebrütet hatte, Frankreich und England zu unterjochen, nachdem er die Aufrührer der benachbarten Nationen unterstützt und jeden Zwiespalt genährt hatte, mitten in dem Wahn, daß die Künste seiner Politik ihm alles unterwerfen müßten, hatte er den Schmerz, die Staaten von Brabant, Flandern, Seeland, Holland und Friesland sich einer fremden Herrschaft antragen zu sehen. Er sah diese Bettler, die eine hölzerne Schale als spöttisches Attribut hatten, seiner Macht trotzen, und verlor ein Land, das heut zu Tage reicher ist, als alle spanischen Herrschaften, das 1710 die Gewalt hatte, den Thron seiner ehemaligen Tyrannen nach Gefallen zu vergeben, und den Spaniern einen König zu ernennen.

Ein großes Beispiel! Die Generalstaaten, im Haag versammelt, erklärten feierlich Philipp II. für verlustig der Souveränität, weil er die Vorrechte der Völker verletzt hätte.

So gewann sein Ehrgeiz dabei nichts, daß er Europa in Aufruhr gebracht hatte. Dürftigkeit und Elend schändeten ein Land, wo er vergebens ungeheure Reichthümer verschwendet hatte, um den Sectirern das Joch der römischen Kirche aufzuzwingen.

Aber wenn wir auch seinen Despotismus und seine Barbarei verabscheuen, müssen wir doch den Talenten, die er wirklich besaß, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er hatte die weise Politik, in Spanien selbst Frieden zu erhalten; er wußte seine Minister zu wählen, er bildete sie selbst.

Auch kann man ihm tiefe Menschenkenntniß nicht absprechen. Er studirte sorgfältig den Charakter seiner Minister, bevor er sie in Thätigkeit setzte. Seine Aufmerksamkeit war unermüdet in diesem Stücke, und sicher ist die Kunst, den Gehalt der Menschen zu ergründen, deren man sich bedient, das erste Talent bei einem Fürsten. Aber da man seine tyrannische Hartnäckigkeit kannte, handelten seine Minister nach seinen eigenen Grundsätzen und suchten ihm ähnlich zu seyn. Indessen hatte er eine übertriebene Gefälligkeit gegen den Herzog von Alba, der unter dem äußern Schein der Ruhe die grausamste Seele verbarg. Diese Gefälligkeit kostete ihm die sieben vereinigten Provinzen.

Keine Farben sind stark genug, Alba's unersättlichen Blutdurst zu schildern. Er sprach allen Gesetzen Hohn, und hinterließ überall die blutigen Fußtapfen seiner unseligen Gewalt.

Aufmerksamkeit und Wachsamkeit bezeichneten diesen Monarchen in einigen Theilen der Staatsverwaltung. Sein Rath mußte in seiner Gegenwart die Vortheile und die Gefahren einer Unternehmung auseinander setzen. In zweifelhaften Fällen nahm er die Meinungen schriftlich an; er überdachte

sie reiflich, und vereinigte die entgegengesetzten Parteien. Aber wenn von den Ketzern die Rede war, dann stieß er alle Gesetze um; gegen diese gährte ein unauslöschlicher Haß in seiner Seele.

Indessen findet man in seinem Leben eine Menge widersprechender Züge, die den Maler niederschlagen. Der Erzbischof von Toledo hinterließ, als er starb, eine Million Thaler für fromme Legate. Diese Million eignete sich Philipp zu, indem er durch ein Paar Doctoren ohne Pfründen entscheiden ließ: er, als Vater der Armen, sey der Erbe dieses Prälaten. Auch war seine Achtung gegen die Geistlichkeit nicht so groß, daß er sie nicht zu bestrafen gewußt hätte, wenn er durch sie beleidigt war. Er ließ ohne Anstand einige zwanzig Prediger aus allen Orten aufhängen, weil sie in Portugal gepredigt hatten: er sey im unrechtmäßigen Besitz der Krone; und er hatte sogar Gregor XIII., der sich zum Schiedsrichter dieses Streits aufwerfen wollte, geantwortet, daß seine Rechte nur seinem Schwert unterworfen wären. So schonte er die Priester seiner Kirche nicht, wenn sein Eigennutz oder sein Stolz im Spiele war; und dieß muß sehr viel Licht auf seine Politik werfen, die den Schein und die äußerlichen Mummereien seiner Religion beibehielt, um mit unvergleichlicher Klugheit die zeitliche Gewalt desto besser an sich zu reißen.

Diese Heuchelei, diese Strenge, diese Grausamkeit spricht auch aus dem Privatleben dieses Fürsten. Seine Seele war dem Mitleiden unzugänglich. Ungeachtet seines Rangs fand er Vergnügen daran, den Todesmartern der unglücklichen Schlachtopfer der Inquisition zuzusehen, und er versicherte, daß er selbst bereit seyn würde, des Henkers Stelle zu ersetzen, wenn es an einem fehlen sollte. Er schien — schaudernd

schreib' ich es nieder, und doch ist es ein historisches Factum — er schien sich an dem Rauchen des Bluts dieser Märtyrer zu ergötzen; und bei diesen zermalmenden Schauspielen ließ er noch besoldete Spione herumgehen, welche auf die unwillkürlichen Regungen des Mitleids in den Augen der Zuschauer lauerten; und wehe dem Unglücklichen, in welchem die Natur erwacht war! er wurde dem Arm der Inquisition ausgeliefert.

Ein einziges Mal sah man ihn unter den Waffen. Es war den Tag, als St. Quentin mit Sturm erobert wurde. Aber an eben diesem Tage war seine Furcht so groß, daß er gelobte, im Fall er davon käme, ein prächtiges Kloster zu Ehren des heiligen Laurentius zu errichten. Er baute noch eine Kirche und einen Palast dazu, und diesem Gelübde hat das Eskurial sein Daseyn zu verdanken. Es scheint, daß er bei dieser Gelegenheit noch ein zweites, aber im Herzen, ablegte, sich nie wieder bei einer Schlacht zu befinden.

Zu seinem Stolze gesellte sich auch noch Eitelkeit; man durfte nicht anders als knieend mit ihm sprechen. Selbst die Theilhaber seiner Grausamkeiten zitterten vor ihm, und der treuste Diener seiner königlichen Schandthaten, der Herzog von Alba, der einst unangemeldet in das Kabinet des Monarchen getreten war, mußte von ihm die durchbohrenden Worte hören: „Eine Frechheit, wie die Eurige, verdiente das Beil!"

Er setzte seinen Fuß nie auf Gräber, weil man über der Grabschrift zuweilen ein Kreuz findet. Durch diese frömmelnden Mummereien schläferte er sein Gewissen ein. Er ließ über 50,000 Protestanten umbringen, und seine Kriege kosteten ihm, nach seinem eigenen Geständnisse, 564 Millionen Dukaten.

Ungeachtet seines Eifers für die Lehrsätze der katholischen Religion hatte er verschiedene Maitressen. Er lebte im Ehebruch mit Anna von Mendoza, deren Gemähl er als Diener seiner Vergnügungen brauchte. Seine ganze Freigebigkeit theilte sich zwischen den Klöstern und seinen Concubinen. Uebrigens wandte er alles an, um seine natürlichen Töchter allen Augen zu verbergen. Er begrub sie lebendig in Klöstern, und seine tiefe Heuchelei ließ es ihm nie an Kunstgriffen fehlen, seine Laster zu bemänteln.

Dieser Monarch kam an die Regierung in dem schönsten, ruhmvollsten Zeitpunkte Spaniens, da der Stolz seines Volkes es über alle andere Völker erhob. Aber Philipp II. vergaß seine Stärke, und verschwendete an spitzfindige Unterhandlungen, an Intrigunen, die einander ewig durchkreuzten, eine wahre und ausgebreitete Macht. Diese unbeständige, hin und her schwebende Politik schickt sich für kleine Republiken, für eingeschränkte Staaten. Aber große, wichtige Reiche müssen diesen Kunstgriffen entsagen; kühne Gedanken allein und die Gewalt der Waffen müssen sie zu ihrem Zwecke führen.

Die Verstellung ist freilich einem Fürsten zuweilen nöthig; die Leidenschaften um ihn herum sind zu heftig, als daß er ihnen immer offen entgegen wirken könnte. Aber Philipp II. übte Betrug, nicht Verstellung. Er war für diesen großen Zeitpunkt nicht geboren. Spanien brauchte einen tiefblickenden Geist; Philipps Geist war bloß verschlagen.

Er war es, der den Gebrauch, Spione zu besolden, welche sich in die verborgensten Intriguen zu schleichen wußten, zu einem Theil der Regierungskunst machte. Diese unruhige, kleine Neugierde ziemt einem großen Fürsten nicht. Die verborgenen Handlungen der Menschen gehen ihn nichts

an; er darf nur Fälle bemerken, die der Ruhe des Staates drohen.

Eine große Begebenheit in seinem häuslichen Leben zieht noch jetzt die Neugier der Welt auf sich. Von dem Verbrechen, daß er seine Gemahlin vergiftet haben soll, sprechen ihn viele Geschichtschreiber frei, und versichern, daß Elisabeth über den Kummer starb, den ihr Don Carlos Tod verursachte. Nichts ist aber gewisser, als daß Philipp Mörder seines Sohns war. Er lieferte ihn dem Haß der Inquisition aus, und Philipp und die Inquisition waren Eins.

Dieser Monarch, dessen blutige Regierung vier und vierzig Jahre gedauert hatte, starb ruhig in dem Alter von vier und siebzig Jahren. Zwei Tage vor seinem Tode sah er die Himmel offen. Er blieb bei einer schrecklichen langwierigen Krankheit standhaft und unerschüttert; er empfing das heilige Sakrament vierzehn Mal, eh' er den Geist aufgab; sein Gewissen warf ihm nichts vor.

Wer möchte es wohl wagen, über die Frömmigkeit dieses Königs ein Urtheil zu fällen? Sollte es möglich seyn, daß er wirklich ein rechtschaffener Mann war? Wäre das, so war seine fromme Raserei freilich unheilbar, aber dann verdienen seine ungeheuren Maximen unsern Unwillen mehr als unsern Abscheu. Doch ist es mehr als zu wahrscheinlich, daß er sich der Religion nur als eines Schleiers bediente, seine unrechtmäßigen Handlungen in dieser heiligen Hülle vor den Augen der Welt zu verbergen.

Im Abrégé chronologique de l'histoire d'Espagne findet sich folgender Abriß von Philipp II., dessen Mittheilung dem Leser nicht unangenehm seyn wird.

„Er war von mittelmäßiger aber wohl proportionirter Statur — von breiter Stirn, blauen Augen, standhaftem Ansehen und einer ernsthaften gravitätischen Miene. Religionseifer, Stolz und Härte machten die Grundzüge seines Charakters aus. Er würde mit kaltem Blut und mit Gelassenheit die Ketzer bis auf den letzten Mann ausgerottet haben. Um die Staatsangelegenheiten bekümmerte er sich so sehr, als ein Fürst nur thun konnte; er ging auf die geringsten Kleinigkeiten der Verwaltung ein. Er setzte aus seinem Kabinet alle Triebfedern der grausamsten Staatskunst in Bewegung, er wollte für sich allein, ohne Bundesgenossen, handeln. Er war undurchdringlich, mißtrauisch, voll Verstellung und Rachsucht; er achtete nichts, sobald es auf Ausführung seiner Anschläge ankam. Nichts schreckte ihn — er schien über alle Vorfälle erhaben, und hörte glückliche und unglückliche Zeitungen mit der nämlichen ernsten Gelassenheit an. Seine Schwärmerei war kalt; er wollte nur eine Leidenschaft — den Schrecken einflößen. Seine Befehle waren wie die Aussprüche des Schicksals, die ohne menschliche Kräfte vollstreckt werden, und unwiderruflich sind. Das Blut seiner Unterthanen ließ er stromweise fließen, die Flamme des Krieges verbreitete er über alle benachbarten Staaten; stets war er bewaffnet, seine Unterthanen oder Feinde zu schlagen. Selbst sein Sohn, der damals einzige Erbe seiner Staaten, konnte sein unbiegsames Herz nicht bewegen. Wenn die Beleidigung geschehen war, so war die Strafe nothwendig. Nie schmeckte er die Wollust, zu vergeben; in einer zwei und vierzigjährigen Regierung genoß er die Süßigkeit des Friedens auch nicht einen Tag. Seine Minister, seine Generale, seine Günstlinge näherten sich ihm nicht anders als zitternd, redeten nicht anders als knieend, und mit der

größten Behutsamkeit mit ihm. Er forderte dieses ernsthafte Ansehen auch von seinem Volke. Das schreckliche Inquisitionsgericht wachte unaufhörlich, jene unschuldige Freude, die den Reiz der Freiheit ausmacht, aus seinen Staaten zu verbannen. Er besaß alle Eigenschaften eines großen Staatsmannes — einen lebhaften Geist, ein erstaunliches Gedächtniß, eine unermüdete Arbeitsamkeit; er wußte die Menschen vollkommen zu beurtheilen und nach ihren Talenten zu gebrauchen. Er war gerecht, großmüthig, an seinem Hofe prächtig, in seinen Anschlägen beherzt, in ihrer Ausführung unerschüttert. Seine unbeugsame Strenge brachte die Niederlande zum Abfall — er schwächte seine Staaten durch Vertreibung der Mauren, und durch sein barbarisches Verfahren gegen die Ketzer. Die Schätze der neuen Welt und seine Einkünfte mußten seinem Hasse und seiner Rache dienen, und seine Politik machte nur Elende. Mit weit geringerer Bemühung, Geist und Gaben würde er mächtiger, reicher, größer, mehr geehrt und geliebt worden seyn, hätte er nur jene sanften Tugenden besessen, die einen guten König vollenden."

Die vorstehende historische Darstellung ließ Schiller, welcher sich von Mannheim auf die Einladung seiner Freunde nach Leipzig und Dresden begeben hatte, in das zweite Heft der jetzt in Leipzig bei Göschen erscheinenden Rheinischen Thalia einrücken. Wahrscheinlich war er auf das Original desselben, auf Merciers „Précis historique" zum „Portrait de Philippe second. Amsterdam 1785" in Folge der Studien für seinen Don Carlos geführt worden, und von der andern Seite ist der Aufsatz als eine Vorarbeit zu seinen eigenen Geschichtswerken, namentlich zur Geschichte des niederländischen Krieges, anzusehen, s. Schillers Leben Thl. 2, S. 12 ff.

Verbrecher aus verlorner Ehre.

Ein wahre Geschichte.

(1786.)

Diese, durch ihren psychologischen Pragmatismus so wie durch ihren vortrefflichen Stil musterhafte Erzählung ist in Schillers Werke (Taschenausgabe Bd. 10. S. 85 ff.) aufgenommen, und in meiner Biographie Schillers Thl. 2. S. 13 ff. gewürdigt. Hier sind nur einige ausgelassene Stellen aus der Thalia (Heft 2. S. 20 ff.) nachzutragen, wo die Geschichte zuerst stand.

Die Ueberschrift derselben heißt in der Thalia: Verbrecher aus Infamie, eine wahre Geschichte; und der Anfang lautet hier folgender Maßen:

Die Heilkunst und Diätetik, wenn die Aerzte aufrichtig seyn wollen, haben ihre besten Entdeckungen und heilsamsten Vorschriften vor Kranken- und Sterbebetten gesammelt. Leichenöffnungen, Hospitäler und Narrenhäuser haben das helleste Licht in der Physiologie angezündet. Die Seelenlehre, die Moral, die gesetzgebende Gewalt sollten billig diesem Beispiel folgen, und ähnlicher Weise aus Gefängnissen, Gerichtshöfen und Kriminalakten — den Sectionsberichten des Lasters — sich Belehrungen holen. „In der ganzen Geschichte des Menschen ist kein Capitel unterrichtender für Herz und Geist, als die Annalen seiner Verirrungen."

Auf Seite 86 oben fehlt jetzt der Ausgang von folgender Periode:

„Stände einmal, wie für die übrigen Reiche der Natur, auch für das Menschengeschlecht ein Linnäus auf, welcher

nach Trieben und Neigungen classificirte, wie sehr würde man erstaunen, wenn man so manchen, dessen Laster in einer engen bürgerlichen Sphäre und in der schmalen Umzäunung der Gesetze jetzt ersticken muß, mit dem Ungeheuer Borgia in Einer Ordnung zusammenfände," vielleicht mit besserem Grunde beisammen fände, als der Ritter gehabt hat, den eßbaren und giftigen Schwamm in Eine Classe zu werfen.

Die nächste größere Auslassung gehört S. 88 nach den Worten: „Weisheit und Thorheit, Laster und Tugend in Einer Wiege beisammen zu finden." Sie macht einen ganzen Absatz aus:

Wie manches Mädchen von feiner Erziehung würde seine Unschuld gerettet haben, wenn es früher gelernt hätte, seine gefallenen Schwestern in den Häusern der Freude minder lieblos zu richten! Wie manche Familie, von einem elenden Hirngespinnst politischer Ehre zu Grunde gerichtet, würde noch blühen, wenn sie den Baugefangenen, der, seine Verschwendung zu büßen, die Gassen säubert, um seine Lebensgeschichte hätte befragen wollen! Wenn ich auch keinen der Vortheile hier in Anschlag bringe, welche die Seelenkunde aus einer solchen Behandlungsart der Geschichte zieht, so behält sie schon allein darum den Vorzug, weil sie den grausamen Hohn und die stolze Sicherheit ausrottet, womit gemeiniglich die ungeprüfte, aufrechtstehende Tugend auf die gefallene herunter blickt, weil sie den sanften Geist der Duldung verbreitet, ohne welchen kein Flüchtling zurückkehrt, keine Aussöhnung des Gesetzes mit seinem Beleidiger statt findet, kein angestecktes Glied der Gesellschaft von dem gänzlichen Brande gerettet wird.

„Ob der Verbrecher, von dem ich jetzt sprechen werde" u. s. w.

Auf der folgenden Seite der Taschenausgabe (S. 89), wo der Held der Geschichte charakterisirt wird, ist nach den Worten: „welcher alle Weiber von ihm zurückscheuchte und dem Witz seiner Kameraden eine reichliche Nahrung darbot,“ folgender bedeutsamer Satz (man sieht schwer, warum?) unterdrückt:

Die Verachtung seiner Person hatte früh seinen Stolz verwundet, und zündete endlich einen schleichenden Unmuth in seinem Herzen an, welcher nie mehr erloschen ist.

Der Sonnenwirth erzählt im Folgenden seine Geschichte. Er sagt S. 94 unten:

„Es war mir wohl, weil ich nichts mehr zu verlieren und nichts mehr zu hüten hatte. Ich brauchte keine gute Eigenschaft mehr, weil man keine mehr bei mir vermuthete.“ Man ließ mich Schandthaten büßen, die ich noch nicht begangen hatte; ich hatte noch schlechte Streiche bei dem Menschengeschlechte gut, weil ich im voraus dafür gelitten hatte. Meine Infamie war das niedergelegte Capital, von dessen Zinsen ich noch lange Zeit schwelgen konnte.

Als der Sonnenwirth seinen Feind, den Jäger Robert, getödtet hat, erzählt er S. 98 unten:

„Geklemmt zwischen die gewissen Qualen des Lebens und die ungewissen Schrecken der Ewigkeit, gleich feig zu leben und zu sterben, brachte ich die sechste Stunde meiner Flucht dahin, eine Stunde, vollgepreßt von Qualen, wovon noch kein lebendiger Mensch zu erzählen weiß,“ die mir Gottes Barmherzigkeit auf dem Rabensteine erlassen wird.

Der Geisterseher.

(1786 bis 1789.)

Wir lesen jetzt diesen Roman, welchen ich in Schillers Leben Thl. 2., S. 18 ff. erörtert habe, im zehnten Band der Taschenausgabe S. 129 ff. Er erschien zuerst, mit Ausnahme des zehnten Briefes des Barons von F... und der darauf folgenden Nachrichten, in einzelnen Stücken in der Rheinischen Thalia vom vierten bis achten Heft, und ich habe aus dieser periodischen Schrift einige zum Theil sehr bedeutsame Stellen nachzutragen.

Die erste ist eine Anmerkung unter dem Texte, welche sich auf folgende Worte (Taschenausgabe Bd. 9. S. 157) bezog: „Der Anführer der Häscher versprach es uns, und wir redeten mit dem Engländer ab, daß wir ihn gleich den andern Morgen aufsuchen wollten. Jetzt begaben wir uns nach Venedig zurück."

Der Graf v. P..., dessen Worten ich bis jetzt buchstäblich gefolgt bin, verbreitet sich mit vieler Umständlichkeit über die verschiedenen Wirkungen, welche diese Begebenheit auf das Gemüth des Prinzen und seiner übrigen Reisegefährten gemacht hat, und die Geistererzählungen, wozu sie Veranlassung gewesen. Ich erlasse sie dem Leser, dem es vermuthlich gehen wird wie mir, um lieber zur Sache zu eilen, und diese Wirkungen aus den Handlungen des Prinzen erkennen zu lassen, und begnüge mich, nur zu sagen, daß der Prinz in der darauf folgenden Nacht kein Auge schloß, und dem Tage mit Ungeduld entgegensah, der dieses unbegreifliche Geheimniß entwickeln sollte.

Das längste und wichtigste Stück gehört zu dem philosophischen Gespräch zwischen dem Prinzen und dem Baron v. F...

zu Seite 228 der Taschenausgabe nach den Worten: „Was hat denn die wohlthätigen Empfindungen verdrängt, die einst der Genuß und die Richtschnur Ihres Lebens waren? Saaten für die Zukunft zu pflanzen, einer hohen, ewigen Ordnung zu dienen" — darauf antwortet nun jetzt der Prinz: „Zukunft! ewige Ordnung! — Nehmen wir hinweg, was der Mensch aus seiner eigenen Brust genommen, und seiner eingebildeten Gottheit als Zweck, der Natur als Gesetz untergeschoben hat — Was bleibt dann übrig?" — Statt dieser Worte folgt in der Thalia das mitzutheilende Fragment, dessen Gehalt ich in Schillers Biographie (Thl. 2. S. 28 und S. 45 ff.) erörtert habe, und welches der Verfasser später unterdrückte, um seinen Roman nicht allzusehr mit Philosophie zu beschweren. Hielt er es bei dieser neuen Revision seiner Schrift doch für nöthig, sich in der Person des Barons v. F... auch schon wegen des zurückgebliebenen kleinen Theiles dieser halb philosophischen Vorlesung in einer Anmerkung (S. 226 f.) zu entschuldigen. [1]

„Dienen! Dienen gewiß, so gewiß als der unbedeutendste Mauerstein der Symmetrie des Palastes, die auf ihm ruhet! Aber auch als ein mitgefragtes, mitgenießendes Wesen? Lieblicher, gutherziger Wahn des Menschen! Deine Kräfte willst du ihr widmen? Kannst du sie ihr denn weigern? Was du bist und was du besitzest, bist du ja nur, besitzest du nur für sie. Hast du gegeben, was du geben kannst, und was du allein ihr geben konntest, so bist du auch nicht mehr, deine Gebrechlichkeit spricht dir das Urtheil, und sie ist es auch, die es vollziehet. Aber wer ist denn diese Natur, diese

[1] Ich bemerke noch, daß in diesem Bruchstück die Anführungszeichen nicht die sonst in diesen Supplementen geltende Bedeutung (s. Thl. 1. S. 11 f.) haben.

Ordnung, wider welche ich klage? Immerhin! Möchte sie, wie der Griechen-Saturn, ihre eigenen Kinder verzehren, wäre sie selbst nur, überlebte sie auch nur die vergangene Sekunde! — Ein unermeßlicher Baum, steht sie da im unermeßlichen Raume. Die Weisheit und die Tugend ganzer Generationen rinnen wie Säfte in seinen Röhren, Jahrtausende und die Nationen, die darin Geräusch machten, fallen wie welke Blüthen, wie verdorrte Blätter von seinen Zweigen, die er mit innerer, unvergänglicher Zeugungskraft aus dem Stamme treibt. Kannst du von ihr verlangen, was sie selbst nicht besitzet? Du, eine Furche, die der Wind in die Meeresfläche bläst, deines Daseyns Spur darin zu sichern verlangen?"

Diese trostlose Behauptung widerlegt schon die Weltgeschichte. Die Namen Lykurg, Sokrates, Aristides haben ihre Werke überdauert.

„Und der nützliche Mann, der den Pflug zusammensetzte — wie hieß der? Trauen Sie einer Belohnerin, die nicht gerecht ist? Sie leben in der Geschichte, wie Mumien in Balsam, um mit ihrer Geschichte etwas später zu vergehen."

Und dieser Trieb zur ewigen Fortdauer? Kann oder darf ihre Nothwendigkeit verschwenden? Dürfte in der Kraft Etwas seyn, dem Nichts in der Wirkung entspräche?

„O in dieser Wirkung eben liegt Alles. Verschwenden? Steigt nicht auch der Wasserstrahl in der Cascade mit einer Kraft in die Höhe, die ihn durch einen unendlichen Raum schleudern könnte? Aber schon im ersten Moment seines Aufsprunges zieht die Schwerkraft an ihm, drücken tausend Luftsäulen auf ihn, die ihn, früher oder später, in einem höhern oder niedrigern Bogen zur mütterlichen Erde zurücktreiben. Um so spät zu fallen, mußte er mit dieser üppigen

Kraft aufsteigen — gerade eine elastische Kraft, wie der Trieb zur Unsterblichkeit, gehörte dazu, wenn sich die Menschenerscheinung gegen die herandrückende Nothwendigkeit Raum machen sollte. Ich gebe mich überwunden, liebster Freund, wenn Sie mir darthun, daß dieser Trieb zur Unsterblichkeit im Menschen nicht eben so vollkommen mit dem zeitlichen Zweck seines Daseyns aufgehe, als seine sinnlichsten Triebe. Freilich verführt uns unser Stolz, Kräfte, die wir nur für, nur durch die Nothwendigkeit haben, gegen sie selbst anzuwenden; aber hätten wir wohl diesen Stolz, wenn sie nicht auch von ihm Vortheile zöge? Wäre sie ein vernünftiges Wesen, sie müßte sich unserer Philosophien ungefähr eben so freuen, wie sich ein weiser Feldherr an dem Muthwillen seiner kriegerischen Jugend ergötzet, der ihm Helden im Gefechte verspricht."

Der Gedanke diente nur der Bewegung? Das Ganze wäre todt und die Theile lebten? Der Zweck wäre so gemein und die Mittel so edel?

„Zweck überhaupt hätten wir nie sagen sollen. Um in Ihre Vorstellungsart einzutreten, entlehne ich diesen Begriff von der moralischen Welt, weil wir hier gewohnt sind, die Folgen einer Handlung ihren Zweck zu nennen. In der Seele selbst geht zwar der Zweck dem Mittel voran; wenn ihre inneren Wirkungen aber in äußere übergehen, so kehrt sich diese Ordnung um, und das Mittel verhält sich zu dem Zwecke, wie die Ursache zu ihrer Wirkung. In diesem letzten Sinne durfte ich mich uneigentlich dieses Ausdruckes bedienen, der aber auf unsere jetzige Untersuchung keinen störenden Einfluß haben darf. Setzen Sie statt Mittel und Zweck: Ursache und Wirkung — wo bleibt der Unterschied von Gemein und Edel? Was kann an der Ursache edel seyn, als

daß sie ihre Wirkung erfüllt? Edel und Gemein bezeichnen nur das Verhältniß, in welchem ein Gegenstand gegen ein gewisses Prinzipium in unserer Seele steht — es ist also ein Begriff, der nur innerhalb unserer Seele, nicht außerhalb derselben, anzuwenden ist. Sehen Sie aber, wie Sie schon als erwiesen annehmen, was wir erst durch unsere Schlüsse herausbringen sollen? Warum anders nennen Sie den Gedanken im Gegensatz von der Bewegung edel, als weil Sie das denkende Wesen schon als den Mittelpunkt voraussetzen, dem Sie die Folgenreihe der Dinge unterordnen? Treten Sie in meine Gedankenreihe, so wird diese Rangordnung verschwinden; der Gedanke ist Wirkung und Ursache der Bewegung, und ein Glied der Nothwendigkeit, wie der Pulsschlag, der ihn begleitet."

Nimmermehr werden Sie diesen paradoxen, unnatürlichen Satz durchsetzen. Beinahe überall können wir mit unserm Verstande den Zweck der physischen Natur bis in den Menschen verfolgen. Wo sehen wir sie auch nur Einmal diese Ordnung umkehren und den Zweck des Menschen der physischen Welt unterwerfen? Und wie wollen Sie diese auswärtige Bestimmung mit dem Glückseligkeitstriebe vereinigen, der alle seine Bestrebungen einwärts gegen ihn selbst richtet?

„Lassen Sie uns doch versuchen. Um mich kürzer zu fassen, muß ich mich wieder Ihrer Sprache bedienen. Setzen wir also, daß moralische Erscheinungen nöthig waren, wie Licht und Schall nöthig waren, so mußten Wesen vorhanden seyn, die diesem besondern Geschäft zugebildet waren, so wie Aether und Luft gerade so und nicht anders beschaffen seyn mußten, um derjenigen Anzahl von Schwingungen fähig zu seyn, die uns die Vorstellung von Farbe und Wohlklang

geben. Es mußten also Wesen existiren, die sich selbst in Bewegung setzen, weil die moralische Erscheinung auf der Freiheit beruhet: was also bei der Luft und dem Aether, bei dem Mineral und der Pflanze die ursprüngliche Form leistet, mußte hier von einem innern Prinzipium erhalten werden, gegen welches sich die Beweggründe oder die bewegenden Kräfte dieses Wesens ungefähr eben so verhielten, als die bewegenden Kräfte der Pflanze gegen den beständigen Typus ihres Baues. Wie sie das bloß organische Wesen durch eine unveränderliche Mechanik lenkt, so mußte sie das denkend-empfindende Wesen durch Schmerz und Vergnügen bewegen."

Ganz richtig.

„Wir sehen sie also in der moralischen Welt ihre bisherige Ordnung verlassen, ja sogar mit sich selbst in einen anscheinenden Streit gerathen. In jedem moralischen Wesen legt sie ein neues Centrum an, einen Staat im Staate, gleichsam als hätte sie ihren allgemeinen Zweck ganz aus den Augen verloren. Gegen dieses Centrum müssen sich alle Thätigkeiten dieses Wesens mit einem Zwange neigen, wie sie ihn in der physischen Welt durch die Schwerkraft ausübt. Dieses Wesen ist auf die Art in sich selbst gegründet, ein wahres und wirkliches Ganze, durch diesen Fall zu seinem Centrum dazu gebildet, eben so wie der Planet der Erde durch die Schwerkraft zur Kugel ward und als Kugel fortdauert. Bis hieher scheint sie sich selbst ganz vergessen zu haben.

„Aber wir haben gehört, daß dieses Wesen nur vorhanden ist, um die moralischen Erscheinungen hervorzubringen, deren sie bedurfte; die Freiheit dieses Wesens, oder sein Vermögen sich selbst zu bewegen, mußte also dem Zweck unterworfen werden, zu welchem sie es bestimmte. Wollte

sie also über die Wirkungen Meister bleiben, die es leistete, so mußte sie sich des Prinzipiums bemächtigen, wornach sich das moralische Wesen beweget. Was konnte sie daher anderes thun, als ihren Zweck mit diesem Wesen an das Prinzipium anschließen, wodurch es regiert wird, oder mit anderen Worten, seine zweckmäßige Thätigkeit zur nothwendigen Bedingung seiner Glückseligkeit machen?"

Das begreif ich.

„Erfüllt also das moralische Wesen die Bedingungen seiner Glückseligkeit, so tritt es eben dadurch wieder in den Plan der Natur ein, dem es durch diesen abgesonderten Plan entzogen zu seyn schien, eben so wie der Erdkörper durch den Fall seiner Theile zu ihrem Centrum fähig gemacht wird, die Ekliptik zu beschreiben. Durch Schmerz und Vergnügen erfährt also das moralische Wesen jedesmal nur die Verhältnisse seines gegenwärtigen Zustandes zu dem Zustande seiner höchsten Vollkommenheit, welcher einerlei ist mit dem Zwecke der Natur. Diesen Weiser hat und bedarf das organische Wesen nicht, weil es sich durch sich selbst dem Zustand seiner Vollkommenheit weder nähern noch von ihm entfernen kann. Jenes also hat vor diesem den Genuß seiner Vollkommenheit, d. i. Glückseligkeit voraus, mit dieser aber auch die Warnung, wenn es davon abweicht, oder das Leiden. Hätte eine elastische Kugel das Bewußtseyn ihres Zustandes, so würde der Fingerdruck, der ihr eine flache Form aufdringt, sie schmerzen, so würde sie mit einem Gefühle von Wollust zu ihrer schönsten Rundung zurückkehren."

Ihre elastische Kraft dient ihr statt jenes Gefühles.

„Aber eben so wenig Aehnlichkeit die schnelle Bewegung, die wir Feuer nennen, mit der Empfindung des Brennens, oder die kubische Form eines Salzes mit seinem bittern

Geschmacke hat, eben so wenig Aehnlichkeit hat das Gefühl, das wir Glückseligkeit nennen, mit dem Zustand unsrer innern Vollkommenheit, den es begleitet, oder mit dem Zweck der Natur, dem es dienet. Beide, möchte man sagen, seyen durch eine eben so willkürliche Koexistenz mit einander verbunden, wie der Lorbeerkranz mit einem Siege, wie ein Brandmal mit einer ehrlosen Handlung."

So scheint es.

„Der Mensch also brauchte kein Mitwisser des Zwecks zu seyn, den die Natur durch ihn ausführt. Mochte er immerhin von keinem andern Prinzipium wissen, als dem, wodurch er in seiner kleinen Welt sich regiert; mochte er sogar im lieblichen, selbstgefälligen Wahn die Verhältnisse dieser seiner kleinen Welt der großen Natur als Gesetze unterlegen — dadurch, daß er seiner Struktur dienet, sind ihre Zwecke mit ihm gesichert."

Und kann Etwas vortrefflicher seyn, als daß alle Theile des großen Ganzen nur dadurch den Zweck der Natur befördern, daß sie ihrem eignen getreu bleiben, daß sie nicht zu der Harmonie beitragen wollen dürfen, sondern daß sie es müssen. Diese Vorstellung ist so schön, so hinreißend, daß man schon dadurch allein bewogen wird —

„Sie einem Geiste zu gönnen, wollen Sie sagen? weil der selbstsüchtige Mensch seinem Geschlechte gern alles Gute und Schöne zutragen möchte, weil er den Schöpfer so gern in seiner Familie haben möchte. Geben Sie dem Krystalle das Vermögen der Vorstellung, sein höchster Weltplan wird Krystallisation, seine Gottheit die schönste Form von Krystall seyn. Und müßte Dieß nicht so seyn? Hielte nicht jede einzelne Wasserkugel so getreu und fest an ihrem Mittelpunkte, so würde sich nie ein Weltmeer bewegt haben."

Aber wissen Sie auch, gnädigster Prinz, daß Sie bisher nur gegen sich selbst bewiesen haben? Wenn es wahr ist, wie Sie sagen, daß der Mensch nicht aus seinem Mittelpunkte weichen kann, woher Ihre eigene Anmaßung, den Gang der Natur zu bestimmen? Wie können Sie es dann unternehmen, die Regel festsetzen zu wollen, nach der sie handelt?

„Nichts weniger. Ich bestimme Nichts, ich nehme ja nur hinweg, was die Menschen mit ihr verwechselt haben, was sie aus ihrer eignen Brust genommen und durch prahlerische Titel aufgeschmückt haben."

Von hier an (s. Taschenausgabe Bd. 10, S. 228), nämlich von den Worten: „Was mir vorher ging und was mir folgen wird" bis S. 230: „Soll ich es Ihnen gestehen? Ich wünschte zu sinken, um diese Quelle meines Leidens auch mit der Kraft dazu zu zerstören," ist der Text der Thalia mit unserm jetzigen gleich. Hierauf läuft das Gespräch in der Thalia folgendermaßen weiter fort:

Ich konnte das Gespräch noch nicht abgebrochen sehen.

Gnädigster Prinz, fing ich von Neuem an, hab ich Sie auch recht verstanden? Der letzte Zweck des Menschen ist nicht im Menschen, sondern außer ihm? Er ist nur um seiner Folgen willen vorhanden.

„Lassen Sie uns diesen Ausdruck vermeiden, der uns irre führt. Sagen Sie, er ist da, weil die Ursachen seines Daseyns da waren, und weil seine Wirkungen existiren, oder, was eben so viel sagt, weil die Ursachen, die ihm vorhergingen, eine Wirkung haben mußten, und die Wirkungen, die er hervorbringt, eine Ursache haben müssen."

Wenn ich ihm also einen Werth beilegen will, so kann

ich diesen nur nach der Menge und Wichtigkeit der Wirkungen abwägen, deren Ursache er ist?

„Nach der Menge seiner Wirkungen. Wichtig nennen wir eine Wirkung bloß, weil sie eine größere Menge von Wirkungen nach sich zieht. Der Mensch hat keinen andern Werth als seine Wirkungen."

Derjenige Mensch also, in welchem der Grund mehrerer Wirkungen enthalten ist, wäre der vortrefflichere Mensch?

„Unwidersprechlich."

Wie? So ist zwischen dem Guten und Schlimmen kein Unterschied mehr! So ist die moralische Schönheit verloren!

„Das fürcht' ich nicht. Wäre Das, so wollte ich sogleich gegen Sie verloren geben. Das Gefühl des moralischen Unterschiedes ist mir eine weit wichtigere Instanz als meine Vernunft — und nur alsdann fing ich an, an die letztere zu glauben, da ich sie mit jenem unvertilgbaren Gefühle übereinstimmend fand. Ihre Moralität bedarf einer Stütze, die meinige ruht auf ihrer eigenen Achse."

Lehrt uns nicht die Erfahrung, daß oft die wichtigsten Rollen durch die mittelmäßigsten Spieler gespielt werden, daß die Natur die heilsamsten Revolutionen durch die schädlichsten Subjekte vollbringt. Ein Mahomet, ein Attila, ein Aurangzeb sind so wirksame Diener des Universums, als Gewitter, Erdbeben, Vulkane kostbare Werkzeuge der physischen Natur. Ein Despot auf dem Thron, der jede Stunde seiner Regierung mit Blut und Elend bezeichnet, wäre also ein weit würdigeres Glied Ihrer Schöpfung als der Feldbauer in seinen Ländern, weil er ein wirksameres ist — ja was das Traurigste ist, er wäre eben durch Das vortrefflicher, was ihn zum Gegenstande unsers Abscheues macht, durch die größere Summe seiner Thaten, die alle fluchwürdig

sind — er hätte in eben dem Grade einen größern Anspruch auf den Namen eines vortrefflichen Menschen, als er unter die Menschheit herabsinkt. Laster und Tugend —

„Sehen Sie," rief der Prinz mit Verdruß, „wie Sie sich von der Oberfläche hintergehen lassen, und wie leicht Sie mir gewonnen geben! Wie können Sie behaupten, daß ein verwüstendes Leben ein thätiges Leben sey? Der Despot ist das unnützlichste Geschöpf in seinen Staaten, weil er durch Furcht und Sorge die thätigsten Kräfte bindet und die schöpferische Freude erstickt. Sein ganzes Daseyn ist eine fürchterliche Negative; und wenn er gar an das edelste, heiligste Leben greift und die Freiheit des Denkens zerstört — hunderttausend thätige Menschen ersetzen in einem Jahrhunderte nicht, was e i n Hildebrand, e i n Philipp von Spanien in wenigen Jahren verwüsteten. Wie können Sie diese Geschöpfe und Schöpfer der Verwesung durch Vergleichung mit jenen wohlthätigen Werkzeugen des Lebens und der Fruchtbarkeit ehren!"

Ich gestehe die Schwäche meines Einwurfs — aber setzen wir anstatt eines Philipps einen Peter den Großen auf den Thron, so können Sie doch nicht läugnen, daß dieser in seiner Monarchie wirksamer sey als der Privatmann bei dem nämlichen Maß von Kräften und aller Thätigkeit, deren er fähig ist. Das Glück ist es also doch, was nach Ihrem Systeme die Grade der Vortrefflichkeit bestimmt, weil es die Gelegenheiten zum Wirken vertheilt!

„Der Thron wäre also nach Ihrer Meinung vorzugsweise eine solche Gelegenheit? Sagen Sie mir doch — wenn der König regiert, was thut der Philosoph in seinen Reichen?"

Er denkt.

„Und was thut der König, wenn er regiert?“

Er denkt.

„Und wenn der wachsame Philosoph schläft, was thut der wachsame König?“

Er schläft.

„Nehmen Sie zwei brennende Kerzen, eine davon stehe in einer Bauernstube, die andere soll in einem prächtigen Saale einer fröhlichen Gesellschaft leuchten. Was werden sie beide?“

Sie werden leuchten.

„Aber eben Das spricht für mich — Beide Kerzen, nehmen wir an, brennen gleich lang und gleich helle, und verwechselte man ihre Bestimmung, so würde Niemand einen Unterschied merken. Warum soll die eine darum vortrefflicher seyn, weil der Zufall sie begünstigte, in einem glänzenden Saale Pracht und Schönheit zu zeigen? warum soll die andere schlechter seyn, weil der Zufall sie dazu verdammte, in einer Bauernhütte Armuth und Kummer sichtbar zu machen? Und doch folgte Dieß nothwendig aus Ihrer Behauptung.“

„Beide sind gleich vortrefflich, aber beide haben auch gleichviel geleistet.“

Wie ist Das möglich? Da die in dem weiten Saale so viel mehr Licht ausgegossen hat als die andere? Da sie so viel mehr Vergnügen verbreitet hat als die andere?

„Erwägen Sie nur, daß hier nur von der ersten Wirkung die Rede ist, nicht von der ganzen Kette. Nur die nächstfolgende Wirkung gehört der nächstvorhergegangenen Ursache; nur so viele Theile der Lichtmaterie, als sie unmittelbar berührte, setzte die brennende Kerze in Schwung. Und was sollte nun die eine vor der andern voraus haben?

Können Sie aus einem jeden Centralpunkte nicht gleichviel Strahlen ziehen? Eben so viel aus Ihrem Augenstern als aus dem Mittelpunkt der Erde? Entwöhnen Sie sich doch, die großen Massen, die der Verstand nur als solche Ganze zusammenfaßt, in der wirklichen Welt auch als solche existirende Ganze vorauszusetzen. Der Feuerfunke, der in ein Pulvermagazin fällt, einen Thurm in die Luft sprengt und hundert Häuser verschüttet, hat darum doch nur ein einziges Körnchen gezündet."

Sehr gut, aber —

„Wenden wir Dieses auf moralische Handlungen an. Wir gehen spazieren, und zwei Bettler sollen uns begegnen. Ich gebe dem einen ein Stück Geld, Sie dem andern ein gleiches; der meinige betrinkt sich von dem Gelde und begeht in diesem Zustand eine Mordthat, der ihrige kauft einem sterbenden Vater eine Stärkung und fristet ihm damit das Leben. Ich hätte also durch eben die Handlung, wodurch Sie Leben gaben, Leben geraubt? — Nichts weniger. Die Wirkung meiner That hörte mit ihrer Unmittelbarkeit so wie die ihrige auf, meine Wirkung zu seyn."

Wenn aber mein Verstand diese Folgenreihe übersieht, und nur diese Uebersicht mich zu der That bestimmt — wenn ich dem Bettler dieses Geld gab, um einem sterbenden Vater das Leben damit zu fristen, so sind doch alle diese Folgen mein, wenn sie so eintreffen, wie ich sie mir dachte.

„Nichts weniger. Vergessen Sie nur nie, daß Eine Ursache nur Eine Wirkung haben kann. Die ganze Wirkung, die Sie hervorbrachten, war, das Geldstück aus Ihrer Hand in die Hand des Bettlers zu bringen. Dieß ist von dieser ganzen langen Kette von Wirkungen die einzige, die auf Ihre Rechnung kommt. Die Arznei wirkte als Arznei u. s. f. —

Sie scheinen verwundert. Sie glauben, daß ich Paradoxen behaupte, ein einziges Wort könnte uns vielleicht mit einander verständigen, aber wir wollen es lieber durch unsere Schlüsse finden."

Aus dem Bisherigen, sehe ich wohl, folgt, daß eine gute That an ihrer schlimmen Wirkung nicht Schuld ist, und eine schlimme That nicht an ihrer vortrefflichen. Aber zugleich folgt auch daraus, daß weder die gute an ihrer guten Wirkung, noch die schlimme an ihrer schlimmen Schuld ist, und daß also beide in ihren Wirkungen ganz gleich sind. — Sie müßten denn die seltenen Fälle ausnehmen wollen, wo die unmittelbare Wirkung zugleich auch die abgezweckte ist.

„Eine solche unmittelbare gibt es gar nicht, denn zwischen jede Wirkung, die der Mensch außer sich hervorbringt, und deren innere Ursache, oder den Willen, wird sich eine Reihe gleichgültiger einschieben, wenn es auch Nichts als Muskularbewegung wäre. Sagen Sie also dreist, daß beide in ihren Wirkungen durchaus moralisch einerlei, d. i. gleichgültig sind." —

„Und wer wird Dieses läugnen wollen? Der Dolchstich, der das Leben eines Heinrichs IV. und eines Domitians endigt, sind beide ganz die nämliche Handlung."

Recht, aber die Motive —

„Die Motive also bestimmen die moralische Handlung. Und woraus bestehen die Motive?"

Aus Vorstellungen.

„Und was nennen Sie Vorstellungen?"

Innere Handlungen oder Thätigkeiten des denkenden Wesens, die äußeren Thätigkeiten korrespondiren.

„Eine moralische Handlung ist also eine Folge innerer Thätigkeiten, welche äußeren Veränderungen korrespondiren?"

Ganz richtig.

„Wenn ich also sage, die Begebenheit A, B, C ist eine moralische Handlung, so heißt Dieß so viel, als der Reihe äußerer Veränderungen, welche diese Begebenheit A, B, C ausmachen, ist eine Reihe innerer Veränderungen a, b, c vorhergegangen."

So ist es.

„Die Handlungen a, b, c waren also bereits beschlossen, als die Handlungen A, B, C anfingen?"

Nothwendig.

Wenn also A, B, C auch nicht angefangen hätte, so wäre a, b, c darum nicht weniger gewesen. War nun die Moralität in a, b, c enthalten, so blieb sie auch, wenn wir A, B, C ganz vertilgen."

Ich verstehe Sie, gnädigster Herr — und so wäre Dasjenige, was ich für das erste Glied in der Kette gehalten, das letzte darin gewesen. Als ich dem Bettler das Geld gab, war meine moralische Handlung schon ganz vorbei, schon ihr ganzer Werth oder Unwerth entschieden.

„So mein' ich's. Trafen die Folgen ein, wie Sie sie dachten, d. i. folgte A, B, C auf a, b, c, so war es Nichts weiter als eine gelungene gute Handlung. In diesem äußern Strome hat der Mensch Nichts mehr zu sagen, ihm gehört Nichts als seine eigene Seele. Sie sehen daraus auf's Neue, daß der Monarch Nichts dem Privatmann voraus hat, denn auch er ist so wenig Herr jenes Stroms als dieser; auch bei ihm ist das ganze Gebiet seiner Wirksamkeit bloß innerhalb seiner eigenen Seele."

Aber dadurch wird Nichts verändert, gnädigster Herr; denn auch die böse Handlung hat ihre Motive wie die gute, d. i. ihre inneren Thätigkeiten, und nur um dieser Motive

willen nennen wir sie ja böse. Setzen Sie also den Zweck und den Werth des Menschen in die Summe seiner Thätigkeiten, so sehe ich immer noch nicht, wie Sie die Moralität aus seinem Zwecke herausbringen, und meine vorigen Einwürfe kehren zurück.

„Lassen Sie uns hören. Schlimm oder Gut, sind wir übereingekommen, seyen Prädikate, die eine Handlung erst in der Seele erlange."

Das ist erwiesen.

„Lassen wir also zwischen die äußere Welt und das denkende Wesen eine Scheidewand fallen, so erscheint uns die nämliche Handlung außerhalb derselben gleichgültig, innerhalb derselben nennen wir sie schlimm oder gut."

Richtig.

„Moralität ist also eine Beziehung, die nur innerhalb der Seele, außer ihr nie gedacht werden kann, so wie z. B. die Ehre eine Beziehung ist, die dem Menschen nur innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft zukommen kann."

Ganz recht.

„Sobald wir uns eine Handlung als in der Seele vorhanden denken, so erscheint sie uns als die Bürgerin einer ganz andern Welt, und nach ganz andern Gesetzen müssen wir sie richten. Sie gehört einem eigenen Ganzen zu, das seinen Mittelpunkt in sich selbst hat, aus welchem Alles fließt, was es gibt, gegen welchen Alles strömt, was es empfängt. Dieser Mittelpunkt oder dieses Prinzipium ist, wie wir vorhin übereingekommen sind, nichts anders als der inwohnende Trieb, alle seine Kräfte zum Wirken zu bringen, oder was eben so viel sagt, zur höchsten Kundmachung seiner Existenz zu gelangen. In diesen Zustand setzen wir die Vollkommenheit des moralischen Wesens, so



wie wir eine Uhr vollkommen nennen, wenn alle Theile, woraus der Künstler sie zusammensetzte, der Wirkung entsprechen, um derenwillen er sie zusammensetzte, wie wir ein musikalisches Instrument vollkommen nennen, wenn alle Theile desselben an seiner höchsten Wirkung den höchsten Antheil nehmen, dessen sie fähig und um dessenwillen sie vereinigt sind. Das Verhältniß nun, in welchem die Thätigkeiten des moralischen Wesens zu diesem Principium stehen, bezeichnen wir mit dem Namen der Moralität; und eine Handlung ist moralisch gut oder moralisch böse, je nachdem sie sich jenem nähert oder von ihm entfernt, es befördert oder hindert. Sind wir darüber einig?"

Vollkommen.

„Da nun jenes Prinzipium kein anderes ist, als die vollständigste Thätigkeit aller Kräfte im Menschen, so ist eine gute Handlung, wobei mehr Kräfte thätig waren, eine schlimme, wobei weniger thätig waren?"

Hier, gnädigster Herr, lassen Sie uns inne halten. Diesem nach käme eine kleine Wohlthat, die ich reiche, in der moralischen Rangordnung sehr tief unter das jahrelange Komplott der Bartholomäusnacht zu stehen, oder die Verschwörung des Cueva gegen Venedig.

Der Prinz verlor hier die Geduld. „Wann werd' ich Ihnen doch begreiflich machen können," fing er an, „daß die Natur kein Ganzes kenne? Stellen Sie zusammen, was zusammen gehört. War jenes Komplott eine Handlung, oder nicht vielmehr eine Kette von Hunderttausenden? — und von hunderttausend Mangelhaften, gegen welche ihre kleine Wohlthat noch immer im Vortheile stehet. Der Trieb der Menschenliebe schlief bei allen, der bei der Ihrigen thätig war. Aber wir kommen ab. Wo blieb ich?"

Eine gute Handlung sey, wobei mehr Kräfte thätig waren, und umgekehrt.

„Und dadurch also, daß weniger Kräfte bei ihr thätig waren, wird eine schlimme Handlung schlimm, und so umgekehrt?"

Ganz begreiflich.

„Bei einer schlimmen Handlung wird also nur verneinet, was bei einer guten bejahet wird?"

So ist's.

„Ich kann also nicht sagen, es gehörte ein böses Herz dazu, diese That zu begehen, so wenig als ich sagen kann, es gehörte ein Kind und nicht ein Mann dazu, diesen Stein aufzuheben?"

Sehr wahr. Ich sollte vielmehr sagen, es mußte so viel gutes Herz fehlen, um diese That zu begehen.

„Laster ist also nur die Abwesenheit von Tugend, Thorheit die Abwesenheit von Verstand, ein Begriff ungefähr, wie Schatten oder Stille?"

Ganz richtig.

„So wenig also, als man logisch-richtig sagen kann, es ist Leere, Stille, Finsterniß vorhanden, so wenig gibt es ein Laster im Menschen, und überhaupt also in der ganzen moralischen Welt?"

Das ist einleuchtend.

„Wenn es also kein Laster im Menschen gibt, so ist Alles, was in ihm thätig ist, Tugend, d. i. es ist gut, eben so wie Alles tönt, was nicht still ist, Alles Licht hat, was nicht im Schatten steht?"

Das folgt.

„Jede Handlung also, die der Mensch begeht, ist also dadurch, daß es eine Handlung ist, etwas Gutes?"

Nach allem Vorhergegangenen.

„Und wenn wir eine schlimme Handlung von einem Menschen sehen, so ist diese Handlung gerade das einzige Gute, was wir in diesem Augenblick an ihm bemerken."

Das klingt sonderbar.

„Lassen Sie uns ein Gleichniß zu Hülfe nehmen. Warum nennen wir einen trüben, nebligen Wintertag einen traurigen Anblick? Ist es darum, weil wir eine Schneelandschaft an sich selbst widrig finden? Nichts weniger; könnte man sie in den Sommer verpflanzen, sie würde seine Schönheit erheben. Wir nennen ihn traurig, weil dieser Schnee und dieser Nebelduft nicht da seyn könnten, wenn eine Sonne geschienen hätte, sie zu zertheilen, weil sie mit den ungleich größern Reizen des Sommers unvereinbar sind. Der Winter ist uns also ein Uebel, nicht weil ihm alle Genüsse mangeln, sondern weil er größere ausschließt."

Vollkommen anschaulich.

„Eben so mit moralischen Wesen. Wir verachten einen Menschen, der aus dem Treffen fliehet und dem Tode dadurch entgeht, nicht, weil uns der wirksame Trieb der Selbsterhaltung mißfiele, sondern weil er diesem Triebe weniger würde nachgegeben haben, wenn er die herrliche Eigenschaft des Muthes besessen hätte. Ich kann die Herzhaftigkeit, die List des Räubers bewundern, der mich bestiehlt, ihn selbst nenne ich lasterhaft, weil ihm die ungleich schönere Eigenschaft der Gerechtigkeit mangelt. So kann mich eine Unternehmung in Erstaunen setzen, die der Ausbruch einer Jahre lang verhaltenen thätigen Rachsucht ist; aber ich nenne sie verabscheunngswürdig, weil sie mir einen Menschen zeigt, der ganze Jahre leben konnte, ohne seinen Mitmenschen zu lieben. Ich schreite mit Unwillen über ein Schlachtfeld hinweg, nicht

weil so viele Leben hier verwesen — Pest und Erdbeben hätten noch mehr thun können, ohne mich gegen sich aufzubringen — auch nicht weil ich die Kraft, die Kunst, den Heldenmuth nicht vortrefflich fände, die diese Krieger zu Boden streckten — sondern, weil mir dieser Anblick so viele tausend Menschen in's Gedächtniß bringt, denen die Menschlichkeit fehlte."

Vortrefflich.

„Dasselbe gilt von den Graden der Moralität. Eine sehr künstliche, sehr fein ersonnene, mit Beharrlichkeit verfolgte, mit Muth ausgeführte Bosheit hat etwas Glänzendes an sich, das schwache Seelen oft zur Nachahmung reizt, weil man so viele große und schöne Kräfte in ihrer ganzen Fülle dabei wirksam findet. Und doch nennen wir diese Handlung schlimmer als eine ähnliche bei einem geringeren Maß von Geist, und strafen sie strenger, weil sie uns jenen Mangel der Gerechtigkeit in ihrer größern Motivenreihe häufiger erkennen läßt. Wird sie vollends noch an einem Wohlthäter verübet, so empört sie darum unser ganzes Gefühl, weil die Gelegenheiten, den Trieb der Liebe in Bewegung zu setzen, in diesem Falle häufiger waren, und wir also die Entdeckung, daß dieser Trieb unwirksam geblieben, häufiger dabei wiederholen."

Klar und einleuchtend.

„Auf unsere Frage zurückzukommen. Sie geben mir also zu, daß es nicht die Thätigkeiten der Kräfte sind, die das Laster zum Laster machen, sondern ihre Unthätigkeit."

Vollkommen.

„Die Motive sind aber solche Thätigkeiten; es ist also unrichtig geredet, eine Handlung ihrer Motive wegen lasterhaft zu nennen. Nichts weniger! Ihre Motive sind das

einzige Gute, das sie hat; sie ist nur böse um derjenigen willen, die ihr mangeln."

Unwidersprechlich.

„Aber wir hätten diesen Beweis noch kürzer führen können. Würde der Lasterhafte aus diesen Motiven handeln, wenn sie ihm nicht einen Genuß gewährten? Genuß allein ist es, was moralische Wesen in Bewegung setzt; und nur das Gute, wissen wir ja, kann Genuß gewähren."

Ich bin befriedigt. Aus dem Bisherigen folgt unwidersprechlich, daß z. B. ein Mensch von hellem Geist und wohlwollendem Herzen nur darum ein besserer Mensch ist, als ein andrer von eben so viel Geist und einem minder wohlthätigen Herzen, weil er sich dem Maximum innerer Thätigkeit mehr nähert. Aber eine andere Bedenklichkeit steigt in mir auf. Geben Sie einem Menschen die Eigenschaften des Verstandes, des Muths, der Tapferkeit u. s. f. in einem vorzüglich hohen Grade, und lassen Sie ihm nur die einzige Eigenschaft, die wir gutes Herz nennen, mangeln — werden Sie ihn einem Andern vorziehen, der jene Eigenschaften in einem niedrigern Grade, dieß letztere aber in seinem größten Umfang besitzet? Unstreitig ist jener ein weit thätigerer Mensch als dieser, und da nach Ihnen die Thätigkeit der Kräfte den moralischen Preis bestimmt, so würde also Ihr Urtheil für ihn ausfallen und mit dem gewöhnlichen Urtheil der Menschen in einem Widerspruche sich befinden.

„Es würde unfehlbar sehr übereinstimmend damit seyn. Ein Mensch, dessen Verstandeskräfte in einem hohen Grade thätig sind, wird eben so gewiß auch ein vortreffliches Herz besitzen, als er Das, was er an sich selbst liebet, an einem Andern nicht hassen kann. Wenn die Erfahrung dagegen zu streiten scheint, so hat man entweder zu freigebig von

seinem Verstande, oder von moralischer Güte zu eingeschränkt geurtheilt. Ein großer Geist mit einem empfindenden Herzen steht in der Ordnung der Wesen eben so hoch über dem geistreichen Bösewicht, als der Dummkopf mit einem weichen, man sagt besser weichlichen Herzen unter diesem steht."

Aber ein Schwärmer und einer von der heftigen Art ist doch offenbar ein thätigeres Wesen, als ein Alltagsmensch mit phlegmatischem Blut und beschränkten Sinnen?

„Bei einem noch so phlegmatischen beschränkten Alltagsmenschen kommt doch jede Kraft zum Wirken, weil keine von der andern verdrängt wird. Er ist ein Mensch im gesunden Schlafe; der Schwärmer ist einem Phrenetischrasenden gleich, der sich in wüthenden Konvulsionen wirft, wenn die Lebenskraft bereits in den äußersten Arterien aufhört. — Haben Sie noch eine Einwendung?"

Ich bin mit Ihnen überzeugt, daß die Moralität des Menschen in dem Mehr oder Weniger seiner innern Thätigkeit enthalten ist.

„Erinnern Sie sich nun, fuhr der Prinz fort, daß wir diese ganze Untersuchung im geschlossenen Bezirk der menschlichen Seele angestellt haben, daß wir sie von der äußern Reihe der Dinge durch eine Scheidewand getrennt und innerhalb dieses nie überschrittenen Kreises den ganzen Bau der Moralität aufgeführt haben. Wir haben zugleich gefunden, daß seine Glückseligkeit vollkommen mit seiner moralischen Vortrefflichkeit aufgehe, daß ihm also für die letztere eben so wenig Etwas zu fordern bleibe, daß ihm auf eine erst zu erreichende Vollkommenheit eben so wenig ein Genuß voraus zugetheilt werden könne, als daß eine Rose, die heute blühet, erst im folgenden Jahre dadurch schön sey, als daß ein Mißgriff auf dem Klavier erst in das nächstkommende Spiel seinen

Mißlaut einmischen kann. Es wäre eben so denkbar, daß der Glanz der Sonne in den heutigen Mittag und ihre Wärme in den folgenden fiele, als daß die Vortrefflichkeit des Menschen in diese Welt und seine Glückseligkeit in die andere fallen könnte. — Ist Ihnen Dieses erwiesen?"

Ich weiß Nichts dagegen zu antworten.

„Das moralische Wesen ist also in sich selbst vollendet und beschlossen, wie das, welches wir zum Unterschied davon das organische nennen, beschlossen durch seine Moralität, wie dieses durch seinen Bau, und diese Moralität ist eine Beziehung, die von Dem, was außer ihm vorgeht, durchaus unabhängig ist."

Dieß ist erwiesen.

„Es umgebe mich also was da wolle, der moralische Unterschied bleibt."

Ich ahne, wo Sie hinaus wollen, aber —

„Es sey also ein vernünftig geordnetes Ganze, eine unendliche Gerechtigkeit und Güte, eine Fortdauer der Persönlichkeit, ein ewiger Fortschritt — aus der moralischen Welt läßt sich Dieses wenigstens nicht mit größerer Bündigkeit erweisen, als aus der physischen. Um vollkommen zu seyn, um glücklich zu seyn, bedarf das moralische Wesen keiner neuen Instanz mehr — und wenn es eine erwartet, so kann sich Diese Erwartung wenigstens nicht mehr auf eine Forderung gründen. Was mit ihm werde, muß ihm für seine Vollkommenheit gleichviel seyn, so wie es der Rose — um schön zu seyn — gleichviel seyn muß, ob sie in einer Wüste oder in fürstlichen Gärten, ob dem Busen eines lieblichen Mädchens, oder dem verzehrenden Wurm entgegen blühet."

Paßt diese Vergleichung?

„Vollkommen; denn ich sage hier ausdrücklich: um schön zu seyn, dort um glücklich zu seyn — nicht: um vorhanden zu seyn! Dieß Letzte gehört für eine neue Untersuchung, und ich will das Gespräch nicht verlängern."

Ich kann Sie doch noch nicht ganz losgeben, gnädigster Prinz. Sie haben — und mir däucht unumstößlich — bewiesen, daß der Mensch nur moralisch sey, in so fern er in sich selbst thätig sey — aber Sie behaupteten vorhin, daß er nur Moralität habe, um außer sich zu wirken.

„Sagen Sie, nur außer sich wirksam sey, weil er Moralität hat. Ihre „Damit" verwirren uns. Ich kann Ihre Zwecke nicht leiden."

Hier kommt es auf Eins. Es hieße also, daß er nur in so fern den Grund der meisten Wirkungen außer sich enthalte, in so fern er den höchsten Grad seiner Moralität erreiche. Und diesen Beweis sind Sie mir noch schuldig.

„Können Sie ihn aus dem Bisherigen nicht selbst führen? Der Zustand der höchsten innern Wirksamkeit seiner Kräfte, ist es nicht derselbe, in welchem er auch die Ursache der meisten Wirkungen außer sich seyn kann?"

Seyn kann, aber nicht seyn muß — denn haben Sie nicht selbst zugestanden, daß eine unwirksam gebliebene gute That ihrem moralischen Werth Nichts benehme?

„Nicht bloß zugestanden, sondern als höchst nothwendig festgesetzt! — Wie schwer sind Sie doch von einer irrigen Vorstellung zurückzubringen, die sich einmal Ihrer bemächtigt hat. Dieser anscheinende Widerspruch, daß die äußeren Folgen einer moralischen That für ihren Werth höchst gleichgültig seyn, und daß der ganze Zweck seines Daseyns dennoch nur in seinen Folgen nach Außen liege, verwirrt Sie immer. Nehmen Sie an, ein großer Virtuose spiele vor

einer zahlreichen aber rohen Gesellschaft, ein Stümper komme dazwischen und entführe ihm seinen ganzen Hörsaal — Welchen werden Sie für den Nützlicheren erklären?"

Den Virtuosen, versteht sich; denn derselbe Künstler wird ein ander Mal feinere Ohren ergötzen.

„Und würde er Dieses wohl, wenn er die Kunst nicht besäße, die damals verloren ging, und die er damals übte?"

Schwerlich.

„Und wird sein Nebenbuhler jemals diejenige Wirkung hervorbringen, die er hervorbrachte?"

Diejenige nicht, aber —

„Aber vielleicht eine größere bei seinem größern Haufen, wollen sie sagen? Können Sie im Ernste zweifelhaft seyn, ob ein Künstler, der einen Kreis fühlender Menschen und geistreicher Kenner zu bezaubern gewußt hat, mehr gethan habe, als jener Stümper in seinem ganzen Leben? Daß eine Empfindung vielleicht, die er erweckte, in einer feinen Seele sich zu Thaten erhöhte, die nachher für eine Million nützlich wurden? Daß sie sich vielleicht als das einzige noch fehlende Glied an eine wichtige Kette anschloß und einem herrlichen Vorhaben die Krone aufsetzte? — Auch jener Stümper, das räume ich ein, kann fröhliche Menschen machen — auch der Mensch, der seine moralische Krone verlor, wird noch wirken, eben so wie eine Frucht, an welcher die Fäulniß nagt, noch ein Mahl für Vögel und Würmer seyn kann; aber sie wird nie mehr gewürdigt, einen reizenden Mund zu berühren."

Lassen Sie aber jenen Künstler in einer Wüste spielen, dort leben und sterben. Ich darf sagen, seine Kunst belohnt ihn; auch wo kein Ohr seine Töne auffängt, ist er sein eigner Hörer und genießt in den Harmonien, die er

hervorbringt, die noch herrlichere Harmonie seines Wesens. Dieß dürfen Sie aber nicht sagen. Ihr Künstler muß Hörer haben, oder er ist umsonst da gewesen.

„Ich verstehe Sie — aber Ihr gegebener Fall kann nie Statt finden. Kein moralisches Wesen ist in einer Wüste; wo es lebt und webet, berührt es ein umgränzendes All. Die Wirkung, die es leistet, wär' es auch nur diese einzige, wissen wir, konnte nur dieses Wesen und kein anderes leisten, und es konnte diese Wirkung nur vermöge seiner ganzen Beschaffenheit leisten. Wenn unser Virtuose auch nur Einmal zum Spielen gelangte, so gestehen Sie mir doch ein, daß er gerade dieser Künstler seyn mußte, der er war, daß er, um Dieses zu seyn, gerade durch so viele Grade der Uebung und Kunstfertigkeit gegangen seyn mußte, als er wirklich durchwandert hatte, und daß also sein ganzes vorhergegangenes Künstlerleben an diesem Augenblick des Triumphes Theil nimmt. War jener erste Brutus zwanzig Jahre unnützlich, weil er zwanzig Jahre den Blödsinnigen spielte? Seine erste That war die Gründung einer Republik, die noch jetzt als die größte Erscheinung in der Weltgeschichte dasteht. Und so wäre es denkbar, daß meine Nothwendigkeit oder Ihre Vorsehung einen Menschen ein ganzes Menschenalter lang schweigend einer That zubereitet hätte, die sie ihm erst in seiner letzten Stunde abfordert."

So scheinbar Dieses klingt — mein Herz kann sich nicht an die Idee gewöhnen, daß alle Kräfte, alle Bestrebungen des Menschen nur für seinen Einfluß in dieser Zeitlichkeit arbeiten sollen. Der große, patriotische, erfahrene Staatsmann, der heute vom Ruder gestürzt wird, trägt alle seine erworbenen Kenntnisse, seine geübten Kräfte, seine zeitigenden Plane in sein vergessenes Privatleben hinein, worin er

stirbt. Vielleicht hatte er nur noch den letzten Stein an die Pyramide zu setzen, die hinter ihm zusammenstürzt, die seine Nachfolger ganz von dem untersten Steine wieder anfangen müssen. Mußte er in fünfzig Lebensjahren, mußte er während seiner anstrengenden Reichsverwaltung nur für die unthätige Stille seines Privatlebens sammeln? Daß er durch diese Verwaltung seine Wirkung erfüllt habe, dürfen Sie mir nicht antworten. Wenn der Einfluß in diese Welt die ganze Bestimmung des Menschen erschöpft, so muß sein Daseyn zugleich mit seiner Wirkung aufhören.

„Ich verweise Sie an das sprechende Beispiel der physischen Natur, von der Sie mir doch einräumen müssen, daß sie nur für die Zeitlichkeit arbeite. Wie viele Keime und Embryonen, die sie mit so viel Kunst und Sorgfalt zum künftigen Leben zusammensetzte, werden wieder in das Elementenreich aufgelöst, ohne je zur Entwicklung zu gedeihen. — Warum setzte sie sie zusammen? In jedem Menschenpaare schläft, wie in dem ersten, ein ganzes Menschengeschlecht; warum ließ sie aus so viel Millionen nur ein einziges werden? So gewiß sie auch diese verderbenden Keime verarbeitet, so gewiß werden auch alle moralischen Wesen, bei denen sie einen höhern Zweck zu verlassen schien, früher oder später in denselbigen eintreten. Ergründen zu wollen, wie sie eine einzelne Wirkung durch die ganze Kette fortpflanzt, würde eine kindische Anmaßung verrathen. Oft, sehen wir, läßt sie den Faden einer That, einer Begebenheit plötzlich fallen, den sie drei Jahrtausende nachher eben so plötzlich wieder aufnimmt, versenkt in Calabrien die Künste und Sitten des achtzehnten Jahrhunderts, um sie vielleicht im dreißigsten dem verwandelten Europa wieder zu zeigen, ernährt viele Menschenalter lang gesunde Nomadenhorden auf den tartarischen Steppen,

um sie einst dem ermattenden Süden als frisches Blut zuzusenden, wie sie auf ihrem physischen Gange das Meer über Hollands und Seelands Küsten wirft, um vielleicht eine Insel im fernen Amerika zu entblößen! Aber auch im Einzelnen und im Kleinen fehlt es an solchen Winken nicht ganz. Wie oft thut die Mäßigkeit eines Vaters, der längst nicht mehr ist, an einem genievollen Sohne Wunder! Wie oft ward ein ganzes Leben vielleicht nur gelebt, um eine Grabschrift zu verdienen, die in die Seele eines späten Nachkömmlings einen Feuerstrahl werfen soll! — Weil vor Jahrhunderten ein verscheuchter Vogel auf seinem Fluge einige Samenkörner da niederfallen ließ, blüht für ein landendes Volk auf einem wüsten Eiland eine Ernte — und ein moralischer Keim ging in einem so furchtbaren Erdreich verloren!"

O bester Prinz! Ihre Beredsamkeit begeistert mich zum Kampfe gegen Sie selber. So viel Vortrefflichkeit können Sie Ihrer fühllosen Nothwendigkeit gönnen, und wollen nicht lieber einen Gott damit glücklich machen? Sehen Sie in der ganzen Schöpfung umher. Wo irgend nur ein Genuß bereitet liegt, finden Sie ein genießendes Wesen — und dieser unendliche Genuß, dieses Mahl von Vollkommenheit sollte durch die ganze Ewigkeit leer stehen!

„Sonderbar!" sagte der Prinz nach einer tiefen Stille; „worauf Sie und Andere ihre Hoffnungen gründen, eben das hat die meinigen umgestürzt — eben diese geahnete Vollkommenheit der Dinge. Wäre nicht Alles so in sich beschlossen, säh' ich auch nur einen einzigen verunstaltenden Splitter aus diesem schönen Kreise herausragen, so würde mir das die Unsterblichkeit beweisen. Aber Alles, was ich sehe und bemerke, fällt zu diesem sichtbaren Mittelpunkt

zurück, und unsre edelste Geistigkeit ist eine so ganz unentbehrliche Maschine, dieses Rad der Vergänglichkeit zu treiben."

Ich begreife Sie nicht, gnädigster Prinz. Ihre eigne Philosophie spricht Ihnen das Urtheil; wahrlich, Sie sind dem reichen Manne gleich, der bei allen seinen Schätzen darbt. Sie gestehen, daß der Mensch Alles in sich schließe, um glücklich zu seyn, daß er seine Glückseligkeit nur allein durch das erhalten könne, was er besitzt, und Sie selbst wollen die Quelle ihres Unglücks außer sich suchen. Sind Ihre Schlüsse wahr, so ist es ja nicht möglich, daß Sie auch nur mit einem Wunsche über diesen Ring hinausstreben, in welchem Sie den Menschen gefangen halten.

„Das eben ist das Schlimme, daß wir nur moralisch vollkommen, nur glückselig sind, um brauchbar zu seyn, daß wir unsern Fleiß, aber nicht unsre Werke genießen. Hunderttausend arbeitsame Hände trugen die Steine zu den Pyramiden zusammen — aber nicht die Pyramide war ihr Lohn. Die Pyramide ergötzte das Auge der Könige, und die fleißigen Sklaven fand man mit dem Lebensunterhalt ab. Was ist man dem Arbeiter schuldig, wenn er nicht mehr arbeiten kann, oder nichts mehr für ihn zu arbeiten seyn wird? Was dem Menschen, wenn er nicht mehr zu brauchen ist?"

Man wird ihn immer brauchen.

„Auch immer als ein denkendes Wesen?"

Hier unterbrach uns ein Besuch — und spät genug werden Sie denken. Verzeihung, liebster O., für diesen ewig langen Brief. Sie wollten alle Kleinigkeiten des Prinzen erfahren, und darunter kann ich doch wohl auch seine Moralphilosophie rechnen. Ich weiß, der Zustand seines Geistes ist Ihnen wichtig, und seine Handlungen sind Ihnen nur

wegen jenes wichtig. Darum schrieb ich alles auch getreulich nieder, was mir aus dieser Unterredung im Gedächtniß geblieben ist.

Hierauf folgen nun die beibehaltenen Schlußworte (s. Taschenausgabe Bd. 10. S. 230): „Hier unterbrach uns ein Besuch — Künftig werde ich Sie von einer Neuigkeit unterhalten, die Sie wohl schwerlich auf ein Gespräch, wie das heutige, erwarten dürfen." Dem Satze — „im Gedächtniß geblieben ist," ist aber unter dem Texte noch folgende Entschuldigung beigefügt:

Und auch ich bitte meine Leser um Verzeihung, daß ich dem guten Baron F... so getreulich nachgeschrieben habe. Wenn mir schon die Entschuldigung, die Letzterer bei seinem Freund hatte, bei dem Leser nicht zu Gute kommt, so hab' ich dafür eine andere, die der Baron F... nicht hatte, und die mir bei dem Leser alles gelten muß. Der Baron F... konnte nämlich nicht vorhersehen, was für Einfluß die Philosophie des Prinzen einmal auf sein künftiges Schicksal haben könnte. Das weiß ich aber, und darum ließ ich auch alles weislich so stehen, wie ich's fand. Dem Leser, der Geister hier zu sehen gehofft hat, versichere ich, daß noch welche kommen, aber er sieht selbst, daß sie bei einem so ungläubigen Menschen, als der Prinz von *** dermalen noch ist, gar nicht angewandt seyn würden. S.

Eine andere nachzutragende Stelle gehört zu S. 238, wo der Prinz erzählt, wie er zuerst die schöne Griechin kennen lernte, nach den Worten: „Dieß bestürzte mich — ich schlug die Augen zu Boden, und man rauschte an mir vorüber" bis zu dem Satze: „Ueber das Letzte glaubte ich den Prinzen beruhigen zu können!" Die Stelle heißt:

„Ich sehe sie den langen Kirchgang hinunter gehen. Die schöne Gestalt ist aufgerichtet — Welche liebliche Majestät! Welcher Adel im Gange! Das vorige Wesen ist es nicht mehr: neue Grazien, eine ganz neue Erscheinung. Langsam gehen sie hinab; ich folge von Weitem und schüchtern, ungewiß, ob ich es wagen soll, sie einzuholen? ob ich es nicht soll? — Wird sie mir keinen Blick mehr schenken? Schenkte sie mir einen Blick, da sie an mir vorüber ging, und ich die Augen nicht zu ihr aufschlagen konnte? — O, wie beunruhigte mich dieser Zweifel!"

„Sie stehen stille, und — ich kann keinen Fuß von der Stelle setzen. Die ältliche Dame, ihre Mutter, oder was sie ihr sonst war, bemerkt die Unordnung in den schönen Haaren, und ist geschäftig, sie zu verbessern, indem sie ihr den Parasol zu halten gibt. O, wie viel Unordnung wünscht' ich diesen Haaren, und wie viel Ungeschicklichkeit diesen Händen! —"

„Die Toilette ist gemacht, und man nähert sich der Thüre. Ich beschleunige meine Schritte — Eine Hälfte der Gestalt verschwindet — und wieder eine — nur noch der Schatten ihres zurückfliegenden Kleides — Sie ist weg — Nein! Sie kommt wieder. Eine Blume fiel aus ihrem Haar, sie bückt sich nieder, sie aufzuheben — sie sieht noch einmal zurück und nach mir — wen sonst kann ihr Auge in diesen todten Mauern suchen? Also war ich ihr kein fremdes Wesen mehr — auch mich hat sie zurückgelassen, wie ihre Blume — Lieber F..., ich schäme mich, es Ihnen zu sagen, wie kindisch ich diesen Blick auslegte — der vielleicht nicht einmal mein war!"

Die Philosophischen Briefe.

(1786 und 1789.)

Diese Briefe, welche bis auf den letzten Brief des Raphael an Julius im Jahr 1786 zu gleicher Zeit mit dem Anfang des Geistersehers geschrieben wurden, bieten keine Varianten dar. Ich erwähne ihrer hier nur deßhalb, weil dieser letzte 1789 im siebenten Hefte der Thalia S. 110 ff. zuerst gedruckte Brief die Worte: „wird fortgesetzt" unter sich hat und mit K. unterzeichnet ist. Man hat diese Briefe daher als ein Fragment anzusehen, und den Buchstaben K. muß man wohl auf Körner deuten (siehe Schillers Leben Thl. 2. S. 55 ff.), der an dem Ideengehalt oder der Abfassung dieses letzten Briefes einigen Antheil gehabt haben mochte. Ohne Zweifel dachte der Verfasser unter jenen beiden Freunden, die er in der Vorerinnerung nennt (s. Taschenausgabe Bd. 10. S. 274), sich selbst und seinen Körner.

Verschwörung des Marquis von Bedemar gegen die Republik Venedig im Jahre 1618.

Nach St. Real.

(1787.)

Die Republik Venedig war unter allen italienischen Staaten ihrem Freiheitssystem am treuesten geblieben, und ihr kluges und standhaftes Betragen hatte sie von Jeher vor den päpstlichen Anmaßungen geschützt. Endlich waren die

Päpste durch die Erschütterungen, welche die Reformation verursachte, und durch die politische Verbindung der europäischen Staaten schon ziemlich belehrt worden, daß es Zeit wäre, von der Höhe ihres geistlichen Despotismus herunter zu steigen und den Grundsätzen Gregors VII. zu entsagen, als zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts Paul V. in Versuchung kam, sie gegen Venedig wieder hervorzurufen. Ein Vorfall, bei welchem die geistliche und weltliche Gerichtsbarkeit zusammenstieß, veranlaßte diesen Angriff. Die strenge und schnelle Justiz, welche eine der wichtigsten Grundlagen dieser Republik macht, hatte nicht erst auf den Papst gewartet, um die Verbrechen einiger Geistlichen zu bestrafen. Paul rächte den Frevel mit Bannflüchen und Interdikten, aber seine Pfeile prallten von ihrem Ziele zurück. Die Mönche und Geistlichen, vorzüglich die Jesuiten, welche in jedem Lande eine Art von stehender Armee des Papstes abgaben, wurden aus dem venetianischen Gebiet verbannt. Indessen konnte dieser Streit, so tapfer er auch bestanden wurde, unangenehme Folgen für die Venetianer haben, da ihre Feinde Miene machten, sich hineinzumischen. Aber Heinrich IV., um welchen sich die Republik bei seinen Kriegen um die französische Krone manches Verdienst erworben hatte, nahm sich in diesem Vorfall ihrer an, und der Streit wurde durch seine Vermittelung beigelegt. Spanien hatte zwar Alles versucht, um Antheil an dieser Versöhnung zu nehmen und als Mittler zwischen den Streitenden einen Einfluß auf die Republik zu erhalten, dessen es sich unfehlbar zu ihrem Nachtheil bedient haben würde; aber die Venetianer wußten diese Macht von allen ihren Unterhandlungen auszuschließen, und so lange Heinrich lebte, mußte sie diese Beleidigung verschmerzen. Nach Heinrichs Tode wurde daher

die nächste Gelegenheit ergriffen, um die Republik zu beunruhigen.

In den Ländern, welche das Haus Oesterreich am adriatischen Meere besitzt, und die an das venetianische Gebiet gränzen, hatte sich ein Volk niedergelassen, dessen ganzes Gewerb in der Seeräuberei bestand. Man nannte sie die Uskoken, und sie waren ihrem Ursprunge nach Flüchtlinge, die sich theils vor der türkischen Tyrannei, theils vor der Strenge der venetianischen Gesetze in diese benachbarten Gegenden gerettet hatten.

Die Unterthanen der Republik wurden durch die unzähligen Gewaltthätigkeiten dieser Räuber in ihrer Ruhe gestört, und fanden bei dem Erzherzog Ferdinand von Grätz, dem Besitzer dieser Länder, keine Gerechtigkeit. Ferdinand, der nachmals Kaiser wurde, war zwar ein sehr frommer Fürst, aber seine Räthe theilten die Beute mit den Uskoken, und da sie dem spanischen Hofe ergeben waren, so nutzten sie die Gelegenheit, um diesen an den Venetianern zu rächen. Der Kaiser Matthias, bewogen durch die gerechten Klagen der Republik, vermittelte einen Vertrag zu Wien, im Monat Februar 1612. Aber die Bedingungen wurden von dem Erzherzog so schlecht erfüllt, daß es endlich zum offenen Kriege kam, der indessen nicht so entschieden glücklich ausfiel, als man in Spanien erwartet hatte. Die Venetianer, welche von den Türken Nichts zu fürchten hatten, konnten die Last des Kriegs besser aushalten, als der Erzherzog. Dieser wurde von dem Kaiser unablässig zum Frieden ermahnt, weil der Sultan Ungarn bedrohte; und er selbst brauchte damals beträchtliche Summen, um seine Wahl zu der böhmischen Krone durchzusetzen, welche bald nachher vor sich ging. Die Spanier hätten ihn gern unterstützt, aber der Krieg, den

sie von ihrer Seite mit dem Herzog von Savoyen, Carl Emanuel führten, erlaubte ihnen nicht, ihre Macht zu theilen, zumal da dieser Herzog mit der Republik in Verbindung war, und seine Kräfte durch ihren mächtigen Beistand sehr zunahmen. Alle ihre Bemühungen, das gute Vernehmen dieser gefährlichen Feinde zu stören, waren vergeblich, und das spanische Ministerium fand zu seiner großen Erbitterung die Venetianer überall in seinem Wege. Aber Philipp III. war ein schwacher Fürst, der sich von Günstlingen regieren ließ, und sein Günstling war damals der Herzog von Lerma, dem es eben so sehr an Muth zu großen Unternehmungen fehlte, als seinem König. Ihnen fiel kein Mittel ein, den Trotz ihrer Feinde niederzuschlagen; endlich aber fand sich ein Mann von weniger Geduld und mehr Geist als sie, der sich vornahm, diesen Verlegenheiten ein Ende zu machen. Dieß war Don Alfonso de la Kueva, Marquis von Bedemar, ordentlicher Gesandter der spanischen Krone bei der Republik Venedig, einer der größten und gefährlichsten Geister, welche Spanien jemals hervorgebracht hat. Man sieht aus seinen hinterlassenen Schriften, daß ihm Nichts entgangen war, was in den alten und neuen Geschichtschreibern zur Vollendung eines außerordentlichen Menschen beitragen kann. Er verglich die Begebenheiten, die er bei ihnen beschrieben fand, mit denen, die sich zu seiner Zeit ereigneten. Er spähte die Verschiedenheiten und die Aehnlichkeiten in den Vorfällen aus, und bemerkte, was jene an diesen veränderten. Sobald er die Anlage und die Stützen einer Unternehmung kannte, fällte er sein Urtheil über ihren Ausgang. Betrog dieser seinen Scharfsinn, so ging er der Quelle seines Irrthums unermüdet nach. Dieses Studium hatte ihn die sicheren Wege, die wahren Mittel, die entscheidenden

Umstände erkennen gelehrt, welche weit umfassenden Planen einen glücklichen Erfolg versprechen können. Seine Muthmaßungen von der Zukunft galten bei dem spanischen Staatsrath fast als Prophezeihungen, so sehr hatte diese beständige Uebung von Lesen, eignem Nachdenken und Betrachtung der Welthändel seinen Blick geschärft. Mit dieser tiefen Kenntniß von dem Wesen der großen Geschäfte verband er die seltensten Fähigkeiten, damit umzugehen; einen wunderbaren Instinkt in Beurtheilung der Menschen; die Leichtigkeit, mit unwiderstehlichem Reiz sowohl zu schreiben, als zu sprechen; die Miene der Fröhlichkeit und der Offenheit, mehr feurig als ernsthaft, und bis zur größten Unbefangenheit von der Verstellung entfernt; ein gefälliges und freies Gemüth, das um desto undurchdringlicher war, weil Jedermann es zu durchdringen glaubte; ein sanftes, überredendes, schmeichlerisches Wesen, durch welches er sich in das Geheimniß der verschlossensten Herzen einzuschleichen wußte; den ganzen Schein einer völligen Freiheit des Geistes mitten in den heftigsten Erschütterungen.

Die spanischen Gesandten standen damals im Besitz, an den Höfen, wohin sie geschickt wurden, die Herren zu spielen; und der Marquis von Bedemar war bereits im Jahr 1607 zu der venetianischen Gesandtschaft erwählt worden, als zu dem schwersten der auswärtigen Posten, dem einzigen, wo man sich nicht mit Weibern, Mönchen und Günstlingen helfen konnte. Das spanische Ministerium war so sehr mit ihm zufrieden, daß es sich nach sechs Jahren nicht entschließen konnte, ihn zurückzurufen, so nöthig auch seine Gegenwart an anderen Orten gewesen wäre. Dieser lange Aufenthalt setzte ihn in den Stand, alle Grundlagen dieser Regierung kennen zu lernen, ihre geheimsten Triebfedern auszuspähen,

ihre Schwäche und Stärke, ihre Vorzüge und Fehler zu erforschen. Er entschloß sich, etwas zu unternehmen, um einen unrühmlichen Frieden zu verhindern, zu welchem, wie es schien, der Erzherzog bald gezwungen seyn würde. Bei dem damaligen Zustand der Republik schien es ihm nicht unmöglich, sich ihrer zu bemächtigen. Die Verbindungen, die er im Staate hatte, und die Unterstützungen, auf welche er rechnen konnte, bestärkten ihn in diesem Gedanken. Die Armeen hatten den Vorrath an Waffen erschöpft, und fast alle rüstigen Bürger waren auswärts beschäftigt. Voll Vertrauen auf den glänzenden Zustand der Flotte, hatte sich der Senat nie so sicher geglaubt. Indessen war diese unüberwindliche Flotte an die istrische Küste gebannt, wo der Schauplatz des Krieges war. Die Landmacht stand ebenfalls nicht näher, und in Venedig selbst konnte man sich vor einem plötzlichen Einfall der spanischen Flotte auf keine Weise schützen. Um sicher zu gehen, wollte sich der Marquis des Markusplatzes und des Arsenals, als der wichtigsten Posten, bemeistern. So lange aber die Stadt ruhig blieb, war die Ausführung dieses Plans unmöglich; daher beschloß er an verschiedenen Theilen der Stadt zu gleicher Zeit Feuer anlegen zu lassen und diejenigen Plätze sorgfältig auszusuchen, wo das Feuer schneller um sich greifen könnte, und deren Rettung am wichtigsten scheinen würde; seinen Hof wollte er indeß noch nicht in das Innere dieses Entwurfs führen, denn er wußte, daß die Fürsten sich nicht gern über Unternehmungen dieser Art erklären, bis man Nichts weiter braucht, als ihre Bestätigung, um des glücklichen Erfolges gewiß zu seyn. Eine Depesche, die er damals an den ersten Staatssekretär, den Herzog von Uzeda, abgehen ließ, enthält wenig oder nichts Besonderes. Es gäbe Falle, so schrieb er

ihm, wo die Natur selbst und die Staatsklugheit von den gewöhnlichen Regeln freispräche, und wo es die Pflicht eines treuen Unterthanen wäre, sich nach außerordentlichen Mitteln umzusehen, um seinen Fürsten und sein Vaterland vor einem sonst unvermeidlichen Schandfleck zu verwahren. Zu einer dieser seltenen Ausnahmen schiene man ihm jetzt gerade berechtigt zu seyn, da das übermüthige Betragen der Venetianer und die schimpflichen Maßregeln zur Versöhnung, die in Wien und an anderen Orten befolgt worden wären, dem österreichischen Hause die größte Erniedrigung drohten. Irre er sich darin nicht, so fiele diese Sorge vorzüglich auf ihn, weil er in seinem jetzigen Posten die Quellen des Uebels, auf dessen Verbesserung es ankäme, beständig vor Augen hätte, und die Mittel dazu richtiger als irgend Jemand beurtheilen könnte; übrigens hoffte er diese Pflicht auf eine Art zu erfüllen, die seines Eifers für den Ruhm des Königs nicht unwürdig wäre. Der Herzog von Uzeda kannte ihn gut genug, um unter diesen Worten einen großen, gefährlichen Sinn zu ahnden. Da aber die Vorsicht erfordert, sich in Plane dieser Art so wenig als möglich einzulassen, bis man dazu gezwungen ist, so theilte er dem ersten Minister seine Gedanken nicht mit, und antwortete dem Marquis in allgemeinen Ausdrücken, indem er seinen Eifer lobte, daß er sich wegen des übrigen auf seine gewöhnliche Klugheit verließe. Den Marquis befremdete diese kalte Sprache nicht, denn er hatte keine andere erwartet. Seine einzige Sorge war nun, die Anstalten so zu treffen, daß ihm der spanische Hof seine Gutheißung am Ende nicht verweigern durfte.

Keine Monarchie ist jemals so willkürlich und uneingeschränkt gewesen, als es die Herrschaft des venetianischen Senats über die Republik ist. Bis in den geringsten Dingen

wird ein unermeßlicher Abstand zwischen den Nobili und Denen, die es nicht sind, beobachtet. Die Nobili allein können die Länder verwalten, welche unter der Herrschaft der Republik stehen, und die Personen vom größten Stande, die ersten Obrigkeiten in diesen Ländern betrachten sie wie Souveräne, nicht wie Statthalter. Vergibt die Republik die ersten Stellen in ihren Armeen je zuweilen an Fremde, so sind diese nothwendig verbunden, den Willen des venetianischen Generalissimus zu befolgen, und es wird ihnen nichts als die Sorge für die Ausführung überlassen. Da ein Krieg immer der scheinbarste Vorwand ist, um ein Volk zu drücken, so gab der jetzige wegen der Uskoken den Nobili, die ihn führten, eine schöne Gelegenheit, sich zu bereichern. Er war von einem übermäßigen Aufwand, und außer dem Gelde, das nach Piemont ging, sah man sich in der Folge fast gezwungen, eine dritte Armee in der Lombardei zu unterhalten, weil man jeden Augenblick eine Diversion zum Vortheil des Erzherzogs von Seiten des Statthalters von Mailand befürchten konnte. Die gute Sache, für welche dieser Aufwand geschah, schien die Anführer zu berechtigen, daß sie neue Auflagen erfanden, aber das Volk fand darinnen keinen Grund, sie geduldiger zu ertragen. Sie stiegen so hoch, daß der Marquis nicht ohne Wahrscheinlichkeit glauben durfte, der Schlag, über welchem er brütete, würde den Geringen im Anfang eben so willkommen seyn, als er den Großen verderblich wäre. Und selbst unter diesen Großen gab es verschiedene, die mit der Regierung unzufrieden waren; darunter gehörten vorzüglich die Anhänger des römischen Hofs. Die meisten fanden ihren Ehrgeiz beleidigt, weil in der Streitigkeit mit diesem Hofe gegen ihre Rathschläge gehandelt worden war. Ihre Rachsucht stimmte sie,

Alles zu thun und Alles zu leiden, wenn nur die höchste Gewalt ihren damaligen Besitzern entrissen wurde, und das Verderben des Staats würde ihrer Eitelkeit geschmeichelt haben, weil sie den Grund dazu in den verhaßten Maßregeln ihrer Gegner gefunden hätten. Einige andere wollten in ihrer Einfalt katholischer seyn, als der Papst selbst. Dieser hatte in dem Vertrag mit der Republik seine Forderungen sehr herabgestimmt, aber zu dieser Nachgiebigkeit sollten ihn politische Rücksichten bewogen haben, und sie fürchteten irgend einen heimlichen Vorbehalt, nach welchem der über die Republik gesprochene Kirchenbann in der Meinung Seiner Heiligkeit noch wie vorher bestünde. Unter diesen befanden sich einige Senatoren, die von Seiten des Vermögens eben so schlecht bedacht waren, als von Seiten des Geistes. Der Marquis von Bedemar wußte sie in der Folge sehr gut zu gebrauchen, nachdem er sie durch überhäufte Wohlthaten überzeugt hatte, daß man seit jenem Vorfalle nicht mehr mit gutem Gewissen Venetianer seyn könnte.

So streng es auch den Nobili untersagt war, sich mit den Fremden in Verbindung einzulassen, so hatte er doch auch Mittel gefunden, um die Bedürftigsten und Unzufriedensten unter ihnen sehr fest an sich zu fesseln. Hatten sie irgend eine nahe Verwandte in einem Kloster, oder standen sie mit irgend einer Buhlerin, mit irgend einem Geistlichen in vertrautem Umgang, so erkaufte er die Bekanntschaft dieser Personen, um welchen Preis es auch seyn mochte, und überhäufte sie mit Geschenken von nicht geringem Werthe, unerachtet es, des Vorwands wegen, meistens nur Merkwürdigkeiten aus fremden Ländern waren. Diese Freigebigkeit, zu welcher sie keinen Anlaß sahen, machte ihnen Lust, den Marquis zu noch beträchtlicheren Geschenken zu verbinden. In dieser

Absicht befriedigten sie nicht nur seine Neugierde über einige Dinge, die er von ihnen zu erfahren wünschte, sondern sie suchten sogar über andere, die sie ihm nicht so genau beantworten konnten, selbst Erkundigung einzuziehen; und da seine Erkenntlichkeit ihre Erwartung übertraf, so hatten sie keine Ruhe, bis sie ihre vornehmen Gönner auch in diese Art von Handel verflochten hatten. Es ist zu glauben, daß bei diesen ihre Dürftigkeit den Ausschlag gab, und daß sie den Schmerz nicht aushalten konnten, Leute, die ganz von ihnen abhingen, reicher werden zu sehen, als sie selbst waren; zumal da sie wohl merkten, daß die ganze Verschwendung des Marquis eigentlich ihnen galt. Uebrigens war seit dieser Zeit keine Berathschlagung des Senats dem spanischen Gesandten mehr ein Geheimniß, er wurde von allen Entschließungen desselben unterrichtet, und die Anstalten, welche den Krieg betrafen, waren den Generalen des Erzherzogs bekannt, ehe die Generale der Republik Befehle erhalten hatten, sie zu befolgen. Außer diesen Verbindungen wünschte der Marquis auf eine beträchtliche Anzahl von Kriegsleuten Rechnung machen zu können. In der Lombardei stand eine mächtige spanische Armee, die seine Absichten unterstützen konnte, sobald der Statthalter von Mailand gemeine Sache mit ihm machte. Aber Mendoza, welcher damals diese Stelle bekleidete, stand mit dem Herzog von Savoyen in zu enger Verbindung, um in einen solchen Plan einzutreten. Er hatte erst kürzlich den Vertrag zu Asti, bei welchem die Venetianer und die Franzosen Mittler gewesen waren, mit diesem Fürsten geschlossen. Der Marquis von Bedemar, dem es bekannt war, daß diese Unterhandlung in Spanien keinen Beifall finden würde, schrieb dahin, um ihn zurückberufen zu lassen. Dom Pedro Toledo, Marquis von Villafranca, Bedemars

vertrautester Freund, suchte auf sein Anstiften Mendoza's Treue verdächtig zu machen, und bewarb sich selbst um die Mailändische Statthalterschaft. Gegen Ende des Jahres 1615 erhielt Dom Pedro Befehl, unverzüglich nach Mailand abzureisen, um Mendoza's Stelle einzunehmen, und sobald er dort angekommen war, ließ er es durch den Marquis von Lara nach Venedig melden. Diesem theilte der Gesandte seinen Entwurf mit, von dem er die scheinbarste Seite herauskehrte, und trug ihm auf, zu erforschen, ob der neue Statthalter sich würde bewegen lassen, fünfzehnhundert Mann von seinen besten Truppen zu dieser Unternehmung herzugeben. Dom Pedro war von der Größe des Gedankens entzückt, und entschloß sich, so Viel dazu beizutragen, als er thun könnte, ohne sich, im Fall eines unglücklichen Erfolgs, einem gewissen Verderben auszusetzen. Er sandte den Marquis von Lara zum zweiten Mal nach Venedig, um seinem Freunde diese Versicherung zu geben. Zugleich aber bat er ihn, zu bedenken, daß er diese Truppen sorgfältig aussuchen müßte, und daß seine Unvorsichtigkeit, die bravsten Soldaten in der Armee einer solchen Gefahr bloßzustellen, ihm die schwerste Verantwortung zuziehen würde, wenn sie in dieser Unternehmung umkommen sollten. Uebrigens versprach er so viel Truppen zu schicken, als er entbehren könnte, und sie so zu wählen, daß er für sie stehen dürfte, wie für sich selbst.

Nichts war dem Gesandten von größerer Wichtigkeit, als jeden Ausweg zu einem Vergleich zu versperren. In dieser Absicht bewog er den Marquis von Lara, dem Senat im Namen des Statthalters von Mailand die unvernünftigsten Friedensvorschläge zu thun. Der Senat nahm sie mit Unwillen auf, wie vorauszusehen war, und weigerte sich, in Unterhandlung darüber zu treten. Dom Pedro unterließ von

seiner Seite Nichts, um das üble Vernehmen auf's Höchste zu treiben. Der Herzog von Mantua war nicht sehr geneigt, seinen rebellischen Unterthanen die Amnestie zu bewilligen, zu welcher er sich im Vertrag zu Asti verstanden hatte; er wurde aufgemuntert, nicht nachzugeben und in den Exekutionen fortzufahren, die er gegen sie angefangen hatte. Man that dem Herzog von Savoyen Vorschläge über die Erfüllung dieses Vertrags, die er, wie man wohl wußte, nicht annehmen konnte, und man vermied, die Waffen nach ihm abzulegen, wie man gesollt hätte, unter dem Vorwand des Krieges im Friaul, von welchem sich Spanien nicht mehr mit Ehren ausschließen könnte. Die venetianische Armee war über den Lisonzo gegangen und belagerte Gradiska, die Hauptstadt der erzherzoglichen Staaten. Das spanische Ministerium drohte, sich jetzt zu erklären, wenn man gegen diesen Fürsten zu weit ginge. Damals endigte sich das Mißverständniß zwischen der spanischen und der deutschen Linie des Hauses Oesterreich, welches seit dem Streite des Sohnes und des Bruders Carls V. um die Nachfolge im Reiche fortgedauert hatte. Der erste Beweis der Versöhnung war der Antheil, welchen die Spanier an diesem Kriege nahmen. Dom Pedro ließ seine Truppen marschiren, und der Vicekönig von Neapel, welcher mit der spanischen Flotte auf dem mittelländischen Meere kreuzte, drohte den Herzog von Savoyen anzugreifen. Er versperrte allen Hülfsmitteln den Weg, welche der Republik zu Wasser zukamen, er setzte sich in Bereitschaft, alle Augenblicke auf dem venetianischen Meerbusen zu erscheinen, und erhielt dadurch die Flotte der Republik in beständiger Furcht.

Da die venetianischen Minister an allen Höfen über dieses gewaltthätige Betragen klagten, unternahm Bedemar, es zu

rechtfertigen. Er suchte zugleich auf seinen Plan vorzubereiten und die Grundfesten der Ehrfurcht zu untergraben, welche das ganze Europa seit so vielen Jahrhunderten für diese Republik empfand. Man hielt sie für den ältesten und freiesten aller Staaten. Bei dem Streit mit dem päpstlichen Hof war neuerlich in verschiedenen Schriften mehr Lärm als jemals von dieser Freiheit gemacht worden, und diese Schriften werden noch für unwiderlegbar gehalten, ungeachtet mehrere geschickte Männer von der Gegenpartei versucht hatten, darauf zu antworten. Der Marquis ging sie von Neuem durch und widerlegte in wenigen Blättern die zahlreichen Bände der venetianischen Schriftsteller, ohne nur einen von ihnen zu nennen. Es gibt keinen Gegenstand dieser Art, der unter der Behandlung eines guten Kopfs nicht problematisch werden könnte. So zeigte er unter dem Vorwande, die Rechte der Kaiser über Venedig zu behaupten, daß die Unabhängigkeit der Republik und ihre Herrschaft über das Meer leere Blendwerke wären. Bei seinen Absichten wünschte er nicht für den Verfasser dieser Schrift erkannt zu werden; er verfuhr daher mit ihrer Bekanntmachung so behutsam, daß man, so lange er lebte, ihm auch nicht den geringsten Antheil daran zutraute, und noch heutzutage trägt man Bedenken, ihn als den eigentlichen Verfasser des squittinio della libertà Veneta — so hieß diese Schrift — anzusehen, ungeachtet man zugibt, daß er sie hatte schreiben und herausgeben lassen. Man begreift nicht leicht, wie er damals auch von diesem Verdacht frei bleiben konnte, aber die Venetianer kannten ihn wahrscheinlicherweise noch viel zu wenig. Sein lebhaftes und heftiges Betragen war das Einzige, was sie an ihm bemerken konnten, und einem Manne von so aufbrausenden Charakter trauten sie die Kälte

nicht zu, eine politische Satyre von dieser ausgesuchten Feinheit aufzusetzen. Billigkeit und Unparteilichkeit schienen durchaus in diesem kleinen Werke zu herrschen. Selbst die eingestreuten Deklamationen gegen die ungerechten Anmaßungen der Venetianer waren durch die scheinbare Mäßigung der Ausdrücke so gemildert, daß schon Dieses allein den größten Eindruck machen mußte. Dieses squittinio erregte ein außerordentliches Aufsehen. Da man keine Spur von dem Verfasser hatte, fiel der Verdacht sehr natürlich auf den römischen Hof, von welchem die vorhergegangenen Schriften ähnlichen Inhalts herrührten. Die Gelehrten im Senat glaubten, daß Jedermann die Stärke der Gründe dieses Ungenannten ebenso fühlen müßte wie sie; der Verlust einer Schlacht wäre ihnen weniger empfindlich gewesen. Paul Sarpi, oder wie man ihn sonst nannte, Fra-Paolo, einer der besten Schriftsteller seiner Zeit, der den Muth gehabt hatte, sein Interesse als Mönch in jenem entscheidenden Zeitpunkte dem Interesse der Republik aufzuopfern und dadurch den gedoppelten Haß des päpstlichen Hofs auf sich zu laden, erhielt Befehl, die berüchtigte Schrift zu untersuchen. Aber er erklärte, daß man diese Schrift nicht beantworten dürfte, weil Dieß nicht geschehen könnte, ohne über gewisse Gegenstände zu viel Licht zu verbreiten, die besser in der Nacht des Alterthums begraben lägen; wenn indessen der Senat glaubte, daß die Würde der Republik unter einem solchen Stillschweigen litte, so nähme er es auf sich, dem römischen Hof wegen seiner eigenen Vertheidigung so Viel zu thun zu geben, daß er an keinen Angriff mehr denken sollte. Dieser Rath wurde in der ersten Hitze angenommen, und Fra-Paolo hatte die Freude, sein Lieblingswerk, die Geschichte des tridentinischen Conciliums, herausgeben zu dürfen,

welche ohne diese Veranlassung bei seinen Lebzeiten schwerlich erschienen wäre.

Unterdessen war der Feldzug des Jahres 1616 ohne merkliche Vortheile von beiden Seiten abgelaufen, und der Herzog von Savoyen war so wenig als die Venetianer geneigt, den erworbenen Ruhm auf einen zweiten Versuch zu wagen. Daher erhielt der venetianische Gesandte in Madrid, Peter Gritti, Auftrag von der Republik, die Unterhandlungen wieder anzuknüpfen. Aber die Spanier, durch den hartnäckigen Widerstand, den sie gefunden hatten, erbittert, machten so unbillige Forderungen, daß sich Alles von Neuem zerschlug. Gradiska blieb blokirt. Die Feindseligkeiten wurden während des Winters fortgesetzt, und im Frühjahre erschienen die Armeen im Felde mit einem Eifer, der die glänzendsten Thaten versprach. Der Stillstand mit Holland hatte diesem Staate einen Theil seiner Truppen entbehrlich gemacht; die französischen und deutschen Abenteurer sahen sich genöthigt, ihr Glück anderswo zu versuchen, und achttausend Holländer oder Wallonen, unter der Anführung der Grafen von Nassau und Löwenstein, boten der Republik ihre Dienste an. Die Spanier führten nachdrückliche Klagen bei dem Papst, daß die Venetianer auf diese Art ganz Italien der Ansteckung der Ketzerei preisgäben; aber der venetianische Gesandte in Rom wußte ihn zu überzeugen, daß den Spaniern der Vortheil der Religion weniger zu Herzen ginge als das Mißvergnügen, die Kräfte von zwei mächtigen Republiken gegen sich vereint zu sehen.

Der Marquis von Bedemar wäre in keiner geringen Verlegenheit gewesen, wenn der Papst die Venetianer wirklich genöthigt hätte, diese Ketzer abzudanken. Da Soldaten, die einem fremden Staate dienen, gewöhnlich nur auf ihren

Vortheil sehen, so hoffte er die Anführer dieser gedungenen Truppen durch eine Summe Geldes und durch die Aussicht der reichen Beute in seine Absichten zu verwickeln. Um dieses Geschäft einzuleiten, warf er seine Augen auf einen gewissen Nikolaus Renault, einen hellen und unternehmenden Kopf, der aus Ursachen, die man nie erfahren hat, nach Venedig geflüchtet war. Der Marquis hatte ihn seit langer Zeit bei bei dem französischen Ambassadeur gesehen, in dessen Hause er sich aufhielt. In einigen Unterredungen, die der Zufall veranlaßte, erkannte Bedemar die großen Eigenschaften an ihm, welche das Gerücht ihm beilegte, und der Marquis, dem ein solcher Freund in dem Hause des französischen Gesandten sehr willkommen war, schloß eine enge Verbindung mit Renault. So arm dieser war, so galt ihm doch Tugend mehr als Reichthum, aber zugleich Ruhm mehr als Tugend. Fehlte es ihm an unschuldigen Mitteln, berühmt zu werden, so war kein Verbrechen zu groß, das er nicht um diesen Preis gewagt hätte. Aus den Schriften der Alten hatte er die seltene Gleichgültigkeit für Leben und Tod geschöpft, welche alle außerordentlichen Unternehmungen begleiten muß. Oft wünschte er jene glänzenden Zeiten zurück, da noch das Verdienst der Einzelnen das Schicksal der Staaten entschied, und wo es Männern von Werth nie an Mitteln und Gelegenheit fehlte, sich zu zeigen. Bedemar, welcher das Innerste seiner Seele kannte und einen Menschen wie diesen brauchte, dem er ohne Gefahr die Führung des Unternehmens ganz anvertrauen könnte, theilte ihm seinen Entwurf mit und gestand ihm, daß er bei dem ersten Gedanken, den er daran gehabt, sogleich auf ihn gerechnet hätte. Er wußte, daß nichts Renaults Ehrgeiz mehr schmeicheln mußte, als diese Versicherung. Sein hohes Alter machte ihn einer

Verbindung dieser Art nicht abgeneigt. Je weniger Jahre er noch zu leben hatte, desto weniger setzte er jetzt auf's Spiel. Er glaubte, die traurige Frist, die ihm der Tod vergönnte, nicht besser anwenden zu können, als wenn er seinen Namen noch unsterblich zu machen suchte. Der Marquis gab ihm die nöthigen Wechsel und Kreditive, um mit den Holländern zu negociren. Uebrigens sollte nach der Instruktion, die Renault von ihm erhielt, der eigentliche Zweck der Unterhandlung den holländischen Truppen selbst noch verschwiegen bleiben; sie sollte bloß unter dem Vorwande angesponnen werden, daß der spanische Ambassadeur bei der gegenseitigen Erbitterung zwischen der Republik und dem österreichischen Hause für seine eigene Sicherheit in Venedig fürchten müßte, wenn er nicht auf eine gewisse Anzahl von treuen und entschlossenen Freunden rechnen könnte, die bereit wären, ihn vor der Wuth des Pöbels zu schützen, sobald es zu einem Ausbruch käme. Dieser Vorwand war der feinste nicht, aber bei Dingen dieser Art ist der durchsichtigste Schleier schon von großem Nutzen; es kömmt wenig darauf an, ob man erkennt, daß ein Geheimniß dahinter ist, wenn das Geheimniß selbst nur unbekannt bleibt. Auf diese Weise hoffte er, sich der Auswahl von der Landarmee der Venetianer zu versichern; und alsdann blieb der Ueberrest so schwach, daß Dom Pedro sie mit leichter Mühe zurückschlagen konnte, wenn sie beim Ausbruch der Verschwörung Miene machten, der Stadt beizuspringen. Weit furchtbarer war dagegen die Seemacht. Sie stand, so zu sagen, im verjährten Besitz des Siegs und konnte sich weit leichter und schneller aufmachen, um Venedig zu retten. Sie bestand größtentheils aus gebornen Unterthanen der Republik, deren eigenes Interesse es war, den Ruin ihres Vaterlandes aus allen

Kräften zu verhindern. Die Hoffnung, daß die spanische Flotte sie schlagen würde, war zu unsicher, und es wäre unvorsichtig gewesen, den Erfolg eines Unternehmens, das schon gewagt genug war, dem ungewissen Glück eines Treffens zu überlassen. Also mußte ein Mittel erfunden werden, diese Flotte außer Stand zu setzen, daß sie die Stadt beschützte. Der Gesandte, welcher in dem Seewesen nicht so erfahren war, als der Vicekönig von Neapel, der die spanische Flotte kommandirte, glaubte, ihn hierüber um Rath fragen zu müssen. Dieser Vicekönig, welchem Bedemar eine der ersten Rollen in seinem Trauerspiele zudachte, war der Herzog von Ossuna, ein eben so unternehmender Kopf als Dom Pedro und der Marquis von Bedemar. Durch die Aehnlichkeit des Charakters war zwischen diesen drei Staatsmännern eine sehr enge Verbindung entstanden. Dom Pedro und der Herzog von Ossuna waren nicht die größten Politiker, der Herzog insbesondere hatte zuweilen Launen, welche alle Gränzen der Vernunft überschritten; aber die Bereitwilligkeit, mit welcher sie sich beide in Bedemars höhern Geist fügten, ersetzte ziemlich, was ihnen an Geschicklichkeit fehlte.

Der reiche Ertrag der Seeräuberei, wenn sie unter mächtigem Schutz getrieben wird, hatte alle berühmten Korsaren vom mittelländischen Meere an den Hof des Vicekönigs von Neapel gelockt. Dieser beschützte sie nicht sowohl wegen des Antheils, der ihm von ihrer Beute zukam, denn er war eher verschwenderisch als geizig, sondern um beständig eine gewisse Anzahl von Leuten um sich zu haben, die Kühnheit genug hatten, Alles zu wagen, und ihm in den außerordentlichen Unternehmungen beizustehen, mit denen er immer schwanger ging. Nicht zufrieden, sie bloß aufzunehmen, wenn sie sich anboten, suchte er Diejenigen sogar auf, die

sich durch ungewöhnliche Verdienste auszeichneten, und machte ihnen so große Vortheile, daß er sie unfehlbar an sich zog. So hatte er es mit einem gewissen Hauptmann Jaques Pierre aus der Normandie gemacht, der in diesem Fache so vortrefflich war, daß alle seine Mitbürger sich's zum größten Ruhm anrechneten, von ihm gelernt zu haben. Die Denkungsart dieses Mannes war von der Wildheit seines Elements und seines Standes unangesteckt geblieben. Kaum hatte er genug erworben, um mit einem gewissen Anstande leben zu können, so entschloß er sich, der Seeräuberei zu entsagen, ungeachtet er noch in seinen besten Jahren war. Er wählte die Staaten des Herzogs von Savoyen zu seinem Zufluchtsort. Dieser Fürst, der alle außerordentlichen Talente liebte, und sie um so besser zu schätzen wußte, je freigebiger die Natur gegen ihn selbst gewesen war, erlaubte dem Hauptmann Pierre, den er für einen der tapfersten Männer seiner Zeit kannte, sich in Nizza niederzulassen. Jeder Seemann, der diese Küste besuchte, weß Standes er auch seyn mochte, bezeigte ihm seine Achtung. Seine Rathschläge galten wie Orakel; er war der Schiedsrichter aller ihrer Streitigkeiten, und sie konnten einen Mann nicht genug bewundern, der die Größe gehabt hatte, einen Stand aufzugeben, in welchem er so glänzte, und von dem es so schwer ist, sich loszureißen. Unter seinen Anbetern war ein gewisser Vincenz Robert von Marseille, der bei einer Landung in Sicilien von dem Herzog von Ossuna so wohl aufgenommen wurde, daß er bei ihm Dienste nahm. Der Herzog wußte, daß Robert mit dem Kapitän genau bekannt war, und im vertrauten Gespräch beklagte er sich gegen ihn, daß Pierre bei der Wahl eines Wohnplatzes die Staaten des Herzogs von Savoyen seinem Gouvernement vorgezogen habe. Er begleitete diese Aeußerung

mit außerordentlichen Versicherungen, wie hoch er den Muth des Kapitäns und seine Erfahrung im Seewesen schätzte, und schloß mit der Erklärung: daß er Nichts unterlassen würde, was in seiner Macht stünde, um einen Mann von diesen Verdiensten an seinen Hof zu ziehen. Robert nahm diese Unterhandlung sehr gerne auf sich, und sie wurde durch so vortheilhafte Anerbietungen von dem Vicekönig unterstützt, daß der Kapitän nicht widerstehen konnte, und sich mit Weib und Kindern nach Sicilien wandte. So lange er das Meer nicht aus den Augen verlor, war auch seine Leidenschaft nicht ganz erstickt. Der Vicekönig hatte so schöne Galionen erbauen lassen; einige sehr reiche türkische Karawanen waren mit so schwacher Bedeckung im Anzug, daß er der Versuchung unterlag. Auch hatte er keinen Grund, diesen Rückfall zu bereuen. Seine Beute war unermeßlich, und der Herzog von Ossuna, mit dem er seit dieser Zeit als Bruder lebte, überließ ihm den besten Theil davon. Nur mußte er versprechen, dem Herzog nach Neapel zu folgen, wohin er beordert war, und von da eine Reise nach der Provence zu machen, um Alles, was er auf dieser Küste von braven Seeleuten kannte, in seine Dienste zu locken. Der Kapitän brachte eine Anzahl zusammen, die hinreichte, um fünf große Schiffe auszurüsten, welche dem Vicekönig eigenthümlich zugehörten, und über die er eine unumschränkte Herrschaft bekam. Mit dieser kleinen Flotte plünderte er ungestraft die levantischen Küsten, und beschloß seinen ersten Feldzug durch ein großes Treffen, worin er ein ansehnliches Geschwader türkischer Galeeren theils gefangen nahm, theils in Grund bohrte.

Damals aber geschah es, daß der Marquis von Bedemar dem Herzog von Ossuna seinen Plan mittheilte, und

ihn wegen jener Schwierigkeiten um Rath fragte. Der Herzog strebte nach der Herrschaft über die angränzenden Meere, und konnte daher Nichts eifriger wünschen, als den Untergang einer Macht, die ihm allein die Ueberlegenheit streitig machte, und bei welcher er kein so leichtes Spiel hatte, als bei den Türken. Er besprach sich darüber mit dem Kapitän und legte ihm die Schwierigkeiten der Ausführung vor. Dieser fand sie nicht unüberwindlich, es vergingen mehrere Tage unter geheimen Berathschlagungen, und plötzlich sah man den Kapitän Neapel verlassen, auf eine Art, welche die äußerste Eilfertigkeit und den größten Schrecken verrieth. Ossuna stellte überall Leute an, die den Befehl hatten, ihn lebendig oder todt zurückzubringen; alle Wege wurden ihm versperrt, bis auf den einzigen, den er wirklich genommen hatte. Seine Frau und Kinder wurden gefangen gesetzt, und dem Scheine nach mit der größten Grausamkeit behandelt. Sein ganzes Vermögen wurde eingezogen, und der Zorn des Herzogs brach mit einer solchen Heftigkeit aus, daß ganz Neapel darüber erstaunte, so gut man auch seit langer Zeit seinen ungestümen Charakter kannte. Da aber der Hauptmann ein eben so unruhiger Kopf schien als der Vicekönig, so konnte man dieses Blendwerk leicht für Ernst halten, und Jedermann war überzeugt, daß der Flüchtling etwas gegen Spanien oder gegen die geheimen Absichten des Herzogs vorgehabt hätte. Pierre nahm seine Zuflucht zum zweiten Mal nach Savoyen. Der Herzog von Savoyen führte offenen Krieg mit den Spaniern, und er war für den großmüthigsten Fürsten der Welt bekannt. Er hatte zwar einige Empfindlichkeit gezeigt, als der Kapitän seine Staaten verließ, um nach Sicilien zu ziehen; demungeachtet scheute sich der Betrüger nicht, bei ihm gerade Schutz zu suchen. Er

machte ihn für's Erste mit verschiedenen erdichteten Anschlägen des Vicekönigs gegen die Republik Venedig bekannt, deren bloßer Gedanke schon Schaudern erregte, die aber mit dem wahren nichts gemein hatten. In diese, gab er vor, hätte er nicht geglaubt, sich mit Ehren einlassen zu können; er hätte daher einige Maßregeln genommen, um sich nebst seiner Familie und seinem Vermögen aus Neapel zu retten; sein Vorhaben wäre aber dem Herzog bekannt geworden, und er hätte sich genöthigt gesehen, um seiner Wuth auszuweichen, in diesem traurigen Aufzug zu entfliehen, und das Theuerste, was er auf der Welt hätte, in den Händen des grausamsten unter allen Menschen zu verlassen. Diese schreckliche Erzählung rührte den Herzog, und er nahm den listigsten Heuchler mit offenen Armen auf. Er hielt das Interesse der Republik so sehr für sein eigenes, daß er es auf sich nahm, ihn für den Dienst, den er der gemeinen Sache erwies, zu belohnen, wenn es die Venetianer selbst nicht thäten. Außerdem ließ er ihm den Wunsch blicken, daß er selbst den Senat von den Anschlägen des Vicekönigs unterrichten möchte; er ermahnte ihn, seinen Unfall muthig zu ertragen, half ihm mit allem Nöthigen aus, und schickte ihn, reichlich beschenkt, mit eigenhändig geschriebenen Kreditiven nach Venedig. Die Venetianer zeigten sich eben so mitleidig als der Herzog. Die Flucht, die Verzweiflung, der Ruf des Hauptmanns, die Hoffnung, daß er die tapfern Seeleute, mit denen er im Namen des Vicekönigs Unterhandlung gepflogen hatte, nun für sie würde anwerben können, vorzüglich aber die Anschläge des Vicekönigs, die er verrieth, und so wahrscheinlich zu machen wußte, als nöthig war; alles Dieß sprach so mächtig für ihn, daß man ihm sogleich das Kommando eines Schiffes anvertraute. Zwar stellte Contarini, Ambassadeur der Republik

am päpstlichen Hofe, dem Senat in seinen Briefen vor, daß man diesem Menschen, der unmittelbar von dem Vicekönig käme, nicht so blindlings trauen könnte; aber die Furcht brachte auch dießmal ihre gewöhnliche Wirkung hervor: sie machte die Venetianer leichtgläubig, und die kluge Warnung wurde verschmäht. Uebrigens suchte der Kapitän ungesäumt Gelegenheit, sich von seiner glänzenden Seite zu zeigen, um allem Argwohn vorzubauen. Als kurze Zeit darauf die Flotte in die See gestochen hatte, verschaffte er sich Aufträge zu Verfolgung der Uskoken, und erhielt so beträchtliche Vortheile über sie, daß man nach seiner Zurückkunft nicht anstand, ihm noch eilf Schiffe anzuvertrauen.

Er gab dem Herzog von Ossuna Nachricht von diesem glücklichen Erfolg ihrer List, und beschloß seine Depesche mit folgenden Worten: „Wenn diese Pantalons von Venedig fortfahren, sich so leicht bethören zu lassen, so wag' ich es, Eure Excellenz zu versichern, daß ich hier zu Lande meine Zeit gut anwenden werde.“ Er schrieb zugleich an alle seine Kameraden, die er in Neapel verlassen hatte, und suchte sie zu bereden, daß sie Dienste bei der Republik nähmen. Es wurde ihm nicht schwer, sie nach Venedig zu locken. Der Vicekönig behandelte sie seit der Flucht ihres Freundes so übel, als er sie vorher gut behandelt hatte, und gab bei allen Gelegenheiten sein scheinbares Mißtrauen gegen sie zu erkennen. Er beklagte sich laut und heftig über den Schutz, welchen die Republik seinem Feinde bewilligt hatte. Um sich zu rächen, nahm er alle Uskoken in seine Dienste, die von den Venetianern aus ihren Winkeln vertrieben worden waren. Sie wiederholten jetzt ihre alten Ausfälle; sie fingen ein großes Schiff auf, das von Korfu nach Venedig segelte, und boten die Beute, die sie daraus zogen, mit lauter Bewilligung

des Herzogs öffentlich feil. Er verletzte die Freiheit der Häfen, übte über geringfügige Gegenstände sehr wichtige Repressalien aus, widerstand hartnäckig allen Befehlen, welche aus Spanien an ihn ergingen, die erbeuteten Güter wieder herauszugeben, und setzte ein Manifest auf, worin er die Gründe zu diesem Ungehorsam bekannt machte. Er schickte eine große Flotte aus, die auf dem adriatischen Meere kreuzte, und ließ die Prisen, die sie über die Venetianer machte, im Triumph nach Neapel bringen. Er verdarb ihren ganzen Handel auf Kosten der Neapolitaner selbst; und als einige von den ersten Kaufleuten im Königreich sich darüber beklagten, drohte er, sie aufhängen zu lassen. Da noch zwischen Spanien und der Republik der Krieg nicht erklärt war, konnten sich die Venetianer von ihrem Erstaunen über dies unregelmäßige Betragen nicht erholen. Die Meisten schoben die ganze Schuld auf den bekannten Charakter des Herzogs von Ossuna; aber die Klügsten wußten, wie nützlich diese Art von Tollköpfen sind, wenn man sie zur rechten Zeit gebraucht, und sie glaubten, daß die Spanier sich hinter den Launen des Herzogs versteckten, um durch ihn alle Schritte zu thun, die sie selbst weder öffentlich unterstützen, noch gutheißen durften. Seine gewöhnlichsten Reden waren, daß er die Häfen von Istrien, welche der Republik gehörten, überfallen, ihre Inseln ausplündern, und wo möglich in Venedig selbst einen Einfall thun würde. Er besprach sich mit seinen Hofleuten über diese Plane. Er ließ die Gegenden durch geschickte Künstler aufnehmen; baute Kähne, Brigantinen und andere kleine Fahrzeuge, die für jede Art von Kanälen taugten; machte unermüdet Versuche, wie viel Gewicht jedes Maß von Tiefe des Wassers auf verschiedene Breiten tragen konnte, und erfand täglich neue Maschinen, um die Schwere zu vermindern und die

Bewegung zu erleichtern. Spinelli, der venetianische Resident in Neapel, stattete dem Senat getreuen Bericht von allem Diesem ab. Der Marquis von Bedemar war in der größten Verlegenheit, und er fing an zu bereuen, daß er sich mit einem so unvorsichtigen Menschen in Verbindung eingelassen hatte. Aber der Erfolg täuschte seine Besorgnisse. Der Vicekönig war mit diesen Dingen so laut, daß die Venetianer blos darüber lachten. Die Vernünftigsten selbst hörten auf zu glauben, daß hinter so offenbaren Tollheiten etwas Ernstliches verborgen seyn könnte. Der Herzog setzte seine Anstalten fort, so lange er wollte, ohne bei Jemanden Verdacht zu erregen, und seine Unbedachtsamkeit, welche das Unternehmen zu verderben drohte, brachte die Sachen weiter als Bedemars ganze Behutsamkeit. Um aber den Venetianern keine Zeit zu reiferer Ueberlegung zu lassen, beschloß Bedemar doch zur Ausführung zu eilen. Außerdem drängte ihn die Sorge für seine eigene Sicherheit, denn er sah jetzt sein Leben täglich ausgesetzt. Ein falsches Gerücht von einem Sieg über die Spanier, das durch einen äußerst unbedeutenden Umstand veranlaßt worden war, hatte schon einmal den Uebermuth des venetianischen Pöbels so gereizt, daß der Senat dem Gesandten Wache zuschicken mußte, um ihn und sein ganzes Haus von der größten Gefahr zu retten.

Zu eben der Zeit bekam er aber Nachrichten aus dem Lager bei Gradiska, die ihn über diesen Unfall trösteten. Die Umstände waren so günstig gewesen, daß Renault Hoffnung gab, in sehr kurzer Zeit mit den Soldaten fertig zu werden. Er nahm auf Befehl des Marquis seinen Rückweg über Mailand. Hier überhäufte ihn Dom Pedro mit Liebkosungen, der gewöhnlichen Lockspeise, womit die Großen die Vernunft ihrer Schlachtopfer bestürmen, bis sie sich für ein fremdes

Interesse blindlings ins Verderben stürzen. Dom Pedro kam mit ihm überein, daß man noch eine Stadt auf dem festen Lande der Republik brauchte, deren man sich zu gleicher Zeit mit Venedig bemächtigen müßte, weil ein solcher Ort die anderen im Zügel halten, der spanischen Armee zum Waffenplatz dienen und die venetianische abwehren würde. Renault besuchte die vornehmsten nnd blieb einige Zeit in Crema stehen, um da mit Hülfe eines französischen Lieutenants, der Berard hieß, eines italienischen Hauptmanns und eines Fähndrichs aus Provence, die Dom Pedro schon bestochen hatte, ein Komplott anzuspinnen. Diese Drei erboten sich, fünfhundert Spanier in der Stadt zu verstecken, ohne daß der venetianische Kommandant Verdacht schöpfen sollte, und sich acht Tage darauf des Orts zu bemächtigen. Aus den Untersuchungen, die Renault auf dem Platze anstellte, schloß er, daß es mit dieser Anzahl von Leuten kaum fehlschlagen könnte. Es kam blos darauf an, eine elende Garnison niederzuwerfen, die aus der Landmiliz gezogen war, weil alle regelmäßigen Truppen der Republik in den festen Plätzen von Friaul oder bei der Armee standen.

Der Herzog von Ossuna hatte außerdem auch den Marquis überzeugt, daß sie einen venetianischen Ort auf dem Meerbusen in ihrer Gewalt haben müßten, um den Uskoken und dem Herzog beistehen zu können, und eine Zuflucht für die spanische Flotte bereit zu haben, wenn sie zufälligerweise auf diesem Meere einer bedürfen sollte. Zu diesem Behufe wurde Murano erwählt, ein fester Platz auf einer Insel, die an Istrien gränzt, mit einem Hafen, wo eine ganze Flotte aufgenommen werden kann. Ein italienischer Offizier, Mazza genannt, stand seit vierzig Jahren an diesem Orte und hatte fast soviel Ansehen darin als der Gouverneur. Von diesem

erhielt ein Abgesandter des Herzogs von Ossuna, vermittelst einer beträchtlichen Summe und der Zusage des Gouvernements, das Versprechen, daß er auf den ersten Befehl den Gouverneur ermorden und sich im Namen der Spanier der Stadt bemächtigen würde. Nichts war leichter auszuführen, als dieser Plan. Der Gouverneur, Lorenz Tiepolo, lebte mit ihm auf dem vertrautesten Fuß; und da ihm das Amt eines Proveditore, das er außerdem bekleidete, in Kriegszeiten auf den Gränzen viel Beschäftigung gab, verließ er sich ganz auf Mazza, den er als seinen ältesten und geschicktesten Offizier kannte, über Alles, was das Innere des Platzes betraf. Jetzt endlich glaubte Bedemar die letzte Hand an sein Werk legen zu müssen. Zwar konnte er, wenn er länger wartete, noch weit mehr Maßregeln treffen; aber er wußte, daß für Geschäfte dieser Art nichts tödtlicher ist, als sie in die Länge zu ziehen. Die verschiedenen Mittel, welche den glücklichen Erfolg bewirken sollen, finden sich nie zu einer und derselben Zeit im Stande, gebraucht zu werden. Während daß man die Einen rüstet, verändert sich die Gestalt der Andern; und wenn man einmal glücklich genug ist, eine hinlängliche Anzahl beisammen zu haben, so ist es ein unwiederbringliches Versehen, diesen entscheidenden, kostbaren Zeitpunkt ungenützt vorübergehen zu lassen.

Für die Ehre der spanischen Krone war es von äußerster Wichtigkeit, daß man ihren Repräsentanten seines Antheils an dieser Unternehmung nicht überweisen könnte, wenn sie fehlschlüge. Daher beschloß er, sich keinem von den Verschwornen zu entdecken, außer Renault und dem Hauptmann. Selbst diese Beiden kannten sich gegenseitig nicht; sie kamen nie zu ihm, als wenn er sie bestellte, und er hatte immer die Vorsicht gebraucht, ihnen verschiedene Stunden

anzuweisen, damit sie einander nicht begegneten. Wenn sie entdeckt werden sollten, so war es weit vortheilhafter für ihn, daß sie nie in Verbindung zusammen gestanden hatten. Aus diesem Grunde hätte er gerne fortgefahren, sie jeden für sich handeln zu lassen, ohne sie mit einander bekannt zu machen. Aber bei reiferer Ueberlegung fand er die Sache unmöglich, und er verzweifelte an der ganzen Unternehmung, wenn er nicht zwischen diesen Beiden ein enges Bündniß stiftete. Er entschloß sich also, diesen Schritt zu überstehen, so schwer er ihm auch ankam. Beide verbanden zwar Muth und Klugheit; aber Renault setzte seinen Ehrgeiz darein, alle Anstalten so zu treffen, daß die Ausführung leicht und der Erfolg unvermeidlich wäre; der Kapitän hingegen, dessen Alter ihn dieser Kälte bei Weitem noch nicht fähig machte, brüstete sich mit großen Talenten zu einer schweren Ausführung und mit einer seltenen Entschlossenheit in verzweifelten Fällen. Der Marquis erzählte Letzterm von den verschiedenen Unterhandlungen Renaults, von seiner Erfahrung, die in jedem Vorfalle mit Auswegen helfen könnte, von seiner Beredtsamkeit und seiner Geschicklichkeit, neue Parteigänger anzuwerben, von seinen Fähigkeiten zu allen Geschäften, die schriftlich behandelt werden müßten, deren es so viele gäbe, weil man beständig neue Erkundigungen über den Zustand der Flotten, der Provinzen, der Armeen einzuziehen hätte. Er hätte geglaubt, so fuhr er fort, daß ein Mensch wie dieser dem Kapitän Vieles erleichtern würde; es wäre ein alter Mann, voll Erfahrung und dem es nicht an Muth oder Standhaftigkeit fehlte; aber sein Alter und sein Charakter, der ihn mehr für das Kabinet als für den Krieg bestimmt hätte, machten ihn unfähig, den Ruhm der Ausführung mit dem Kapitän zu theilen. Dem Andern machte er den

Kapitän nur als den Vertrauten des Herzogs von Ossuna bekannt, dem man also, bloß in dieser Rücksicht, nicht wohl etwas verschweigen dürfte. Er beschwor ihn, sich nach den Eigenthümlichkeiten des Korsaren zu fügen, so weit es zu ihrem Zwecke nöthig wäre, und ihm die Nachgiebigkeit zu zeigen, die dem aufgeblasenen Stolz eines solchen Abenteurers schmeicheln könnte. Nachdem Bedemar sich so viel Mühe gegeben hatte, um den Grund zu einem guten Vernehmen zwischen diesen beiden Menschen zu legen, war seine Verwunderung außerordentlich, als sie das erste Mal, daß sie in seinem Hause zusammenkamen, plötzlich auf einander zugingen und sich mit der größten Zärtlichkeit umarmten. Der stärkste Geist kann über eine Erscheinung, die ihn in ungewöhnliches Erstaunen setzt, ein falsches Urtheil fällen. Bedemars erster Gedanke war, sich verrathen zu glauben. Er konnte nicht begreifen, warum diese zwei Männer ihm verborgen hatten, daß sie sich kannten; aber das Geheimniß klärte sich bald auf. Er erfuhr, daß sie sich in dem Hause einer berüchtigten Griechin gesehen hatten. Dieses Weib war durch ihre Verdienste sehr über ihren Stand erhaben, und ein großer Beweis davon war dieser Vorfall. Beide hatten das Versprechen von ihr gefordert, ihre Namen nicht zu verrathen, und sie hatte es beiden gehalten. Ihre Verschwiegenheit war um so mehr zu bewundern, als sie wußte, daß Pierre und Renault eine ungemeine Achtung für einander gefaßt hatten. Diese Erklärung brachte den Marquis völlig von seinem Erstaunen zurück, und er überließ sich nun ganz der Freude, eine Verbindung, die er so sehr wünschte, schon fest begründet zu finden. Sie gestanden in der Folge der Unterredung, daß sie, jeder für sich, auf die Gedanken gekommen wären, einander zu der großen Unternehmung zu bereden. Sie waren

beide von ihrem Plane zu voll gewesen, um in den Gesprächen, die sie zusammen bei der Griechin gehabt hatten, nicht zuweilen auf Gegenstände dieser Art gefallen zu seyn. Zwar hatte sich keiner dem andern verrathen, und wenigstens war es beider Absicht nicht gewesen; aber sie bekannten freiwillig vor dem Marquis, daß sie einige Male in der Hitze des Gesprächs zu weit gegangen wären und einander mehr von ihrem Geheimnisse zu erkennen gegeben hätten, als ihr Wille gewesen wäre. Bedemar ermahnte sie, diese Erfahrung zu benutzen und in Zukunft vorsichtiger zu seyn; denn um eine Sache von dieser Wichtigkeit geheim zu halten, wäre es nicht genug, daß man Nichts sagte oder thäte, was Beziehung darauf hätte, man müßte sogar selbst vergessen, daß man sie wüßte.

An diesem Tage brachte Renault dem Gesandten die erwünschtesten Nachrichten von der Stimmung der holländischen Truppen. Seit den Friedensgerüchten, welche gegen Ende des Julius wieder angefangen hatten, waren die venetianischen Befehlshaber übermüthiger gegen sie geworden, und ihre Ungeduld war durch den Tod des Grafen von Nassau, dessen Ansehen sie vorher noch zurückhielt, in eben dem Maße gestiegen. Sie hielten sich vor Gradiska sehr schlecht, und ihre vorsätzliche Trägheit im Dienste ließ den General der Republik einen Aufruhr befürchten. Um diesem vorzubeugen, vertheilte er sie in verschiedene, weit auseinander gelegene Posten; aber eben dieß Zeichen von Mißtrauen brachte sie vollends auf, und da sie sich endlich geradezu weigerten, die Befehle des Senats zu erfüllen, so ließ der General einige von den Unruhigsten hinrichten. Aber verabschieden durfte er sie noch nicht, weil die Republik außer Stande war, sie zu bezahlen; er begnügte sich also, ihre Anführer nach Padua

zu verbannen und den Rest der Truppen in verschiedenen Plätzen von der Lombardei zu zerstreuen. Der Lieutenant des Grafen von Nassau, einer der Vornehmsten, mit denen sich Renault in Unterhandlungen eingelassen hatte, war nach Brescia verwiesen und erbot sich, diese Stadt in Dom Pedro's Hände zu liefern. Renault bat den Marquis, sich über diesen besondern Punkt zu bestimmen, da dieser Lieutenant auf einer entscheidenden Antwort bestünde. Aber der Marquis verwarf diesen Anschlag, theils weil es besser wäre, von dieser Seite Alles ruhig zu lassen, bis man sich Venedigs bemächtigt hätte, theils weil man auch alsdann an Crema genug hätte und durch ein zweites Komplott bloß die Kräfte theilen würde. Er wünschte zwar, daß man, um diese günstige Stimmung zu unterhalten, die Ausführung unter verschiedenen Vorwänden bloß aufschieben möchte; sobald man sich aber durch diese Schonung der Gefahr eines vorzeitigen Ausbruchs bloßstellte, sollte man lieber den Gedanken ganz fahren lassen. Renault hatte außer diesem Lieutenant noch mit drei französischen Edelleuten negocirt, Namens Durand aus dem Regiment Löwenstein, Brainville und Bribe, mit einem Savoyarden Tarnon, der sich ehemals bei der Eskalade von Genf befunden hatte, einem Holländer, Theodor, einem italienischen Ingenieur, Ravellido, und zwei andern Italienern, die ehemals beim Arsenal angestellt gewesen waren, Ludwig von Villa-Mezzana, und Wilhelm Retrosi. Er gestand, daß er es für nöthig gefunden hätte, sich diesen neun Männern ohne Rückhalt zu entdecken; zugleich aber erbot er sich, mit seinem Kopfe für ihre Treue zu haften. Zum Beweise ihres Eifers führte er an, daß sie während seines Aufenthalts im Lager schon mehr als zweihundert Offiziere für seine Absichten angeworben

hätten, von denen aber keiner näher unterrichtet wäre. Auf seine letzte Anfrage, wie viel Truppen sie ihm würden zuführen können, hatte er die Antwort erhalten, daß zweitausend Mann wenigstens von den Löwenstein'schen und zweitausend dreihundert von den Nassauischen Truppen bereit stünden, in spanische Dienste zu treten; und da er sehr ernstlich darauf gedrungen hatte, daß die Offiziere ihm die Anzahl genau und ohne Uebertreibung bestimmen möchten, erboten sie sich alle, mit ihren eigenen Personen Bürgschaft für ihr Wort zu stellen. Diese Truppen waren schon lange mit der Hoffnung eines Feldzugs unterhalten worden, zu welchem man sie führen wollte, sobald sie von den Venetianern verabschiedet wären, und wo sie die reichlichste Schadloshaltung für ihr erlittenes Elend finden sollten. Auch war nicht zu befürchten, daß eine nähere Bekanntschaft mit der eigentlichen Beschaffenheit des Unternehmens sie zurückstoßen würde, denn die gehäuften Mißhandlungen des Senats hatten sie so erbittert, daß sie die Gelegenheit, sich zu rächen, mit Freude ergreifen mußten. Außerdem fiel es auch nicht schwer, zu mehrerer Sicherheit, diese Erklärung so lange zurückzuhalten, bis kein Zweifel an dem glücklichen Erfolge mehr übrig wäre; und alsdann blieb das Ziel, Venedig zu plündern und sich durch einen so schnellen als sichern Weg auf Zeitlebens zu bereichern, eine unwiderstehliche Versuchung für ihren Geiz.

Diese Aussichten waren hell und befriedigend genug; aber schon bei dem ersten rohen Gedanken von dieser Verschwörung hatte Bedemar beschlossen, sie aufzuschieben, bis er weit mehr Mittel beisammen hätte, als nöthig wären, um ihren Erfolg zu sichern, und bis diese Mittel so unabhängig und so abgesondert von einander wären, daß im Falle auch eins davon fehlte, man sich der andern noch immer mit

gleichem Glücke bedienen könnte. So gewiß er also auch auf Dom Pedro's Versprechen und auf Renaults Unterhandlungen mit den holländischen Chefs rechnen konnte, so hatte er doch Maßregeln ergriffen, um auch von dem Herzog von Ossuna Truppen zu erhalten. Er hatte sich um jedes dieser drei Mittel mit eben so viel Eifer beworben und sich eben so sehr des letztern zu versichern gesucht, als wenn er die beiden andern für höchst ungewiß gehalten und sie alle drei zu drei verschiedenen Unternehmungen bestimmt hätte. Jetzt kam es darauf an, die Zeit genau zu erfahren, wo Ossuna mit den verlangten Truppen vor Venedig würde erscheinen können. Weil aber des Herzogs Entschlüsse zu wankend waren, um bei einer so wichtigen Sache sich blindlings auf sein Wort zu verlassen, mußte man Jemanden zu ihm schicken, der auf dem Platze selbst beurtheilen könnte, ob er im Stande seyn würde, sein Versprechen zu halten. Pierre's Abwesenheit hätten die Venetianer zu sehr bemerkt; Renault war hier unentbehrlich; daher warfen sie die Augen auf einen der französischen Edelleute, mit welchen sich Renault im Friaul verbunden hatte. Wie er aber im Begriff war abzureisen, bekam Bribe, den man dazu erwählt hatte, Befehl von der Republik, Truppen anzuwerben, und man hielt es für besser, ihn dieses Geschäft besorgen zu lassen. An seiner Stelle schickte man einen Kriegskameraden des Hauptmanns Pierre, Lorenz Nolot aus Franchecomté, am ersten Tag des Jahres 1618 nach Neapel ab.

Bedemar hielt es jetzt für nöthig, sich gegen das spanische Ministerium zu erklären. Um allen Einwendungen zuvorzukommen, setzte er seinen Plan mit der größten Umständlichkeit auf; und weil er die Langsamkeit der Berathschlagungen seines Hofes kannte, legte er eine besondere

Depesche an den Herzog von Lerma bei, worin er mit dem größten Ernst auf eine schnelle und entscheidende Antwort drang; die Gefahr, worin er wäre, gäbe ihm das Recht, so entscheidend zu sprechen; und wenn man seinen Courier länger als acht Tage aufhielte, so würde er diese Verzögerung als einen Befehl ansehen, Alles fahren zu lassen. Die Antwort erfolgte in der gesetzten Zeit, aber so bestimmt war sie nicht, als er sie verlangt hatte. Wenn er die Ausführung seines Unternehmens nicht ohne Nachtheil länger aufschieben könnte, schrieb man ihm, so wäre man weit entfernt, ihm die Hände binden zu wollen; man wünschte aber sehr, falls es dazu noch Zeit wäre, daß er vorher dem Hofe eine ausführliche und treue Beschreibung von dem Zustande der Republik mittheilen möchte. Der Gesandte war auf diesen Stoff vorbereitet, und er wurde in kurzer Zeit mit einem Aufsatz fertig, den die Spanier das Meisterstück ihrer Politik genannt haben. Die Absicht, in welcher er geschrieben ist, wird von dem Verfasser mit keinem Worte erwähnt; wer aber darum weiß, findet kein Wort darin, das nicht auf diese Absicht Beziehung hätte. Den Anfang machte eine bescheidene Klage über die Schwierigkeit dieser Arbeit, da die Regierung, die er darstellen soll, von jeher auf das undurchdringlichste Geheimniß gehalten hat. Er breitet sich alsdann über eben diese Regierung in Lobeserhebungen aus, die aber mehr dem ersten Alter der Republik gelten, als ihrem jetzigen Zustande. Dieß führt ihn auf eine eben so traurige als erhabene Betrachtung über das beweinenswürdige Loos der Menschheit, daß gerade die schönsten Meisterstücke des menschlichen Geistes dem Verderben am meisten ausgesetzt sind. In den weisesten Gesetzen dieses Staates lag der erste Keim seines jetzigen Verfalls. Die gänzliche Ausschließung des Volkes von den

Staatsgeschäften war die Veranlassung zu der Tyrannei des Adels. Die Verordnung, welche den geistlichen Stand der Ahndung der höchsten Obrigkeit unterwirft, diente dem Volke zum Vorwand seines übermüthigen Betragens gegen den römischen Hof. Als Beweis führt Bedemar die Frevel an, welche die Holländer ungestraft im Friaul begangen hatten. Er übertreibt mit Fleiß diese Schilderung, zugleich aber verwundert er sich, wie die Völker ohne den Zügel der Religion die schändlichen Bedrückungen ihrer Beherrscher noch dulden können. Diese geht er alle besonders durch, und ohne im Geringsten von der Wahrheit abzuweichen, weiß er sie in das gehässigste Licht zu stellen. Mit der Ehre, dem Leben, dem Vermögen des Volkes können die Großen nach Willkür umspringen; in einer Nation, deren Hang zum Geiz, zur Rachsucht und zur Wollust so heftig ist, muß bei einer solchen Verfassung die Herrschaft der Mächtigen natürlicherweise hart und ungerecht seyn. Endlich untersucht Bedemar den Zustand des Senats, der Provinzen und der Armeen. Den Senat findet er in Parteien getheilt. Er will nicht verhehlen, daß er selbst eine große Anzahl unzufriedener Nobili kennt. In den Provinzen erblickt er Nichts als Zerrüttung und Elend; die einen sind durch den Krieg der Uskoken verwüstet, die andern haben sich erschöpft, um jenen beizustehen. Die Besatzungen in der Lombardei werden so schlecht gehalten, daß auf jede kaum drei Offiziere zu rechnen sind, die ihren Sold empfangen; und die Republik würde dort schon um ihre ganze Macht gekommen seyn, wenn es nur einem unternehmenden Kopf eingefallen wäre, darnach zu greifen. Eben dieselbe Schwäche bemerkt er bei den Armeen. Die Landvölker sind durch die verschiedenen Empörungen, deren Umstände er mit der größten Treue erzählt, und durch die Zerstreuung

der Aufrührer so erschöpft worden, daß der ganze Ueberrest aus einer zusammengerafften, elenden Miliz besteht, der es an Muth, an Erfahrung, an Zucht fehlt. Die Flotte, schließt er, wäre seit einiger Zeit eine Freistatt für die schändlichsten Seeräuber vom mittelländischen Meere geworden; diese Menschen verdienten nicht, daß man sie Soldaten nennte, und die Republik könnte nur so lange auf sie rechnen, als sie noch nicht mächtig genug wären, um ihre Waffen gegen sie selbst zu kehren. Nachdem er diese Dinge mit einer ausnehmenden Schönheit und Stärke des Ausdrucks dargestellt hat, sucht er aus denselben die richtigen Resultate über das künftige Schicksal und die Dauer dieser Republik zu ziehen. Er beweist, daß sie sich jetzt in dem letzten, schwachen und hinfälligen Zeitpunkt ihres Alters befindet. Ihre Krankheiten, sagt er, sind von einer solchen Art, daß sie ohne eine uneingeschränkte Umwerfung ihrer ganzen Form keine heilsame Krisis, kein Mittel zur Besserung mehr erwarten darf.

Jetzt erhielt Bedemar von dem spanischen Staatsrath die Erlaubniß, zu handeln wie er wollte. Aber Nolot kam nicht zurück, und darüber stockten alle Anstalten. Der Marquis war untröstlich, daß er sich in einer so wichtigen Sache den Launen des Herzogs von Ossuna preisgegeben hatte, da er doch seinen Charakter kennen sollte. Bei den damaligen Umständen konnte dieser Aufschub von den schlimmsten Folgen seyn. Nachdem die Spanier Vercelli erobert hatten, wurde Gradiska von den Venetianern sehr in die Enge getrieben, und der spanische Hof fand kein anderes Mittel, diese Stadt zu retten, als durch Erneuerung der Friedensvorschläge. Es wurde mit Einwilligung beider Theile in Madrid eine Urkunde aufgesetzt, welche die vorzüglichsten Artikel des Friedens enthielt; aber die beständigen Unordnungen des Herzogs von

Ossuna zwangen die Venetianer, die Vollmacht ihres Gesandten zurückzunehmen, und den Sitz der Unterhandlungen nach Frankreich zu verlegen, wo der Tod des Marschalls von Ancre mehr Begünstigung hoffen ließ. Der Friede wurde den 6. September zu Paris geschlossen, und der Statthalter von Mailand besprach sich kurze Zeit darauf in Pavia mit dem Grafen von Bethune, um die Vollstreckung des Vertrags in Betreff des Herzogs von Savoyen zu bestimmen. Zugleich aber fuhr eben dieser Statthalter fort, die Venetianer zu beunruhigen, und er nahm ihnen sogar einige kleine Oerter in der Lombardei. Sie beklagten sich darüber sehr heftig und rüsteten sich mit gedoppeltem Eifer zum Kriege, bis der Marquis von Bedemar dem versammelten Senat seinen Glückwunsch über den Frieden abstattete und die Vollstreckung der Bedingungen versprach. Diesen Schritt that er nicht sowohl auf Befehl seines Hofes, als weil er die schlimmen Eindrücke tilgen wollte, welche der Senat aus dem Vergangenen gegen ihn gefaßt hatte. In dieser Absicht ließ er die größte Freundschaft und Freude blicken, als er diese Pflicht der Etikette erfüllte, und es gelang ihm, die Venetianer, die zu sehr wünschten, was er ihnen versprach, so zu verblenden, daß sie mit ihm über einen Waffenstillstand einig wurden. Dieser Stillstand war ein entscheidender Streich für die Spanier und ein Meisterstück von Bedemar. Gradiska konnte sich kaum vierzehn Tage mehr halten, und in zwei Monaten sollten erst die Feindseligkeiten aufhören, weil man gerade so viel Zeit brauchte, um von allen Seiten die Ratificationen auszuliefern und sich zur Erfüllung der Verträge vorzubereiten. Durch den Stillstand wurde verhindert, daß sich Gradiska binnen dieser Zeit ergab, und die Spanier, welche diese Ursache nicht mehr hatten, auf die Vollstreckung des Friedens

zu dringen, blieben in völliger Freiheit, die Sachen so sehr in die Länge zu ziehen, als für ihre Absichten taugte. Der Herzog von Ossuna wurde zwar durch die wiederholten Befehle seines Hofs und durch die dringenden Vorstellungen des Papstes gezwungen, sich zur Zurückgabe der Schiffe zu verstehen, die er den Venetianern genommen hatte; aber von den Waaren wollte er nichts hören, weil er nicht wüßte, wo sie hingekommen wären. Unterdessen wurden sie in Neapel selbst vor den Augen des venetianischen Residenten verkauft, und Ossuna ließ von neuem eine ansehnliche Flotte auf dem adriatischen Meere kreuzen. Der Senat wollte sich gegen den Marquis von Bedemar über diese Gewaltthätigkeiten beklagen; aber Bedemar beklagte sich selbst noch weit heftiger darüber. Er erklärte, daß er nicht für die Handlungen des Herzogs von Ossuna zu stehen gesonnen wäre, und daß der König selbst nicht dafür stünde. Unter so vielen Freundschaftsbezeigungen und andern Annehmlichkeiten, die er seit seinem ganzen Aufenthalt in Venedig genösse, hätte er nur den einzigen Verdruß gehabt, zu erfahren, daß man das Betragen des Vicekönigs seinen Rathschlägen zuschriebe; er hätte nie den mindesten Antheil daran genommen, und wenn man den Herzog von Ossuna kennte, würde man leicht zu überzeugen seyn, daß er keinem Führer folgte als seiner unbändigen Laune. Von seinen Gesinnungen könnte man übrigens aus dem friedfertigen Betragen des Statthalters von Mailand urtheilen, dessen Urheber er sich zu nennen stolz wäre. Dieser Statthalter blieb auch wirklich dem Stillstand getreu; aber er legte darum die Waffen doch nicht nieder, und damit man dieß weniger sonderbar fände, suchte er sich von neuem mit dem Herzog von Savoyen zu entzweien. Die verabschiedeten Truppen dieses Fürsten waren in dem

Pays de Vaux stehen geblieben, um dort auf die gänzliche Erfüllung der Verträge zu warten; mit diesem Vorwand entschuldigte sich Dom Pedro gegen den Grafen von Bethune, daß er die Waffen nicht ablegte, wie er in Pavia versprochen hatte. Er bewog überdieß den Herzog von Mantua, die Erfüllung seiner Versprechungen ebenfalls unter verschiedenen Vorwänden aufzuschieben. Der Graf von Bethune ließ eine öffentliche Protestation gegen sie drucken, auf welche Bedemar mit den scheinbarsten Gründen antwortete, die er vorzufinden wußte.

Aus allem Diesem wird man leicht schließen, wie viel darauf ankam mit der Ausführnng des großen Planes zu eilen, da man nur mit der größten Mühe die Angelegenheiten in diesem Mittelzustand erhielt. Unterdessen wurde Nolot noch immer von dem Vicekönig nicht zurückgeschickt. Der Gesandte war in Verzweiflung, und er befahl diesem Menschen, die Ursache eines so unzeitigen Aufschubs zu entdecken, um welchen Preis es auch seyn möchte. Nun erfuhr man endlich, woran es lag. Nachdem der Hauptmann Pierre Dienste bei der Republik erhalten hatte, schickte Ossuna, der durch verschiedene Wege von dem venetianischen Staat Kundschaft zu haben wünschte, einen Italiener Namens Alexander Spinoza als Spion nach Venedig. Dieser Mensch, der nicht bekannt war, wurde bald angestellt, sowie alle Abenteurer, die in dieser Absicht nach Venedig kamen. Er merkte wohl, daß der Herzog über irgend einer wichtigen Unternehmung brütete, aber es fiel ihm nicht ein, daß Pierre's Anwesenheit in Venedig eine der ersten Triebfedern dieses Anschlags seyn könnte. Indessen war er schon auf den Verdacht gekommen, daß dieser Korsar nicht so übel mit dem Herzog stünde, als man sich's einbildete. Spinoza

hatte sich gegen den Vicekönig erboten, den Kapitän zu ermorden, und Ossuna hatte diesen Vorschlag abgelehnt, unter dem Vorwande, daß er nicht sicher genug wäre. Spinoza kannte ihn zu gut und hatte zu viel Scharfsinn, um dieser Mäßigung zu trauen; Ossuna war der Mensch nicht, der ohne stärkere Bewegungsgründe, um der Gefahr willen oder aus Gewissenhaftigkeit, anstand, seine Rache zu befriedigen. Indessen gab er ihm Auftrag, den Handlungen des Korsaren aufzulauern, entweder um ihn von der wahren Spur zu entfernen, oder vielleicht, weil er zu der Art Menschen gehörte, die Niemanden ihr gänzliches Vertrauen schenken. Wenn Das war, so mußte er eine solche Gelegenheit gern benutzen, zu untersuchen: ob Spinoza's und des Kapitäns Nachrichten zusammen übereinstimmten. In dieser Absicht suchte Spinoza den Umgang einiger Franzosen, die er in Neapel gekannt hatte und die in Venedig den Kapitän sehr oft besuchten. Diese Leute, welche Verschworne waren, statteten dem Kapitän getreuen Bericht ab von Spinoza's Nachforschungen über ihn, und sie entdeckten sogar, daß dieser Spion auf seiner Seite Komplott zu machen suchte und sich bemühte, einige kühne Abenteurer für den Herzog von Ossuna anzuwerben. Pierre war über das Mißtrauen dieses Herzogs mehr unwillig als erstaunt; er überlegte bloß, daß Spinoza's besondere Kabalen ihre Partei theilen und schwächen würden, und daß es auf der andern Seite zu unsicher wäre, sich gegen einen Menschen zu entdecken, der ihm als Spion nachgeschickt war. Bedemar und Renault waren derselben Meinung, und sie urtheilten alle, daß sie in der größten Gefahr wären, so lange dieser Italiener nicht hinweggeräumt würde. Aber die Rolle, die er spielte, zwang ihn beständig, auf seiner Hut zu seyn, und es war zu befürchten, daß er sein Leben theuer

verkaufen würde, wenn man Meuchelmörder gegen ihn dingen wollte. Pierre mußte sich endlich entschließen, ihn als einen Spion des Herzogs von Ossuna bei dem Rath der Zehn anzugeben. Die Franzosen, mit denen er Umgang gehabt hatte, richteten ihre Aussage so glaublich und so umständlich ein, daß er an demselben Tage insgeheim angehalten und erwürgt wurde. Alles, was er gegen den Korsaren vorbringen konnte, machte keinen Eindruck auf seine Richter, weil Jener sein Ankläger war, und überdem fehlte es ihm gänzlich an Beweisen. Diese Sache trug viel dazu bei, das Vertrauen zu vermehren, das man in Venedig auf den Kapitän setzte. Demungeachtet war sie dem Marquis von Bedemar sehr empfindlich, weil die Venetianer dadurch gewarnt werden konnten, auf die Fremden, die sie in ihren Diensten hatten, besser Achtung zu geben. Wie Nolot in Neapel ankam, hatte Ossuna eben Spinoza's Tod erfahren, dessen Urheber er sogleich errieth. Er empfand es sehr übel, daß ihm Bedemar Nichts davon schrieb, und in diesem stürmischen Zustand wußte er selbst nicht, wozu er sich entschließen sollte. Unterdessen hatten sich die Löwenstein'schen Truppen von neuem empört, und waren zu Anfang des Monats Februar auf Befehl des Senats in das Lazareth zwei Meilen von Venedig gebracht worden. Bedemar fürchtete einen Vergleich zwischen ihnen und der Republik, der sie gezwungen hätte, sogleich abzureisen, aber er brachte es durch ihre Anführer dahin, daß sie sich mit der Summe, die man ihnen Anfangs anbot, nicht begnügten. Die Verschwornen schickten einen expressen Courier an Nolot ab, um dem Vicekönig durch ihn vorstellen zu lassen: daß diesen ganzen Monat beinahe fünftausend Mann ihnen ganz zu Gebot stehen würden. Nolot that von seiner Seite was er konnte; aber der Herzog,

der seinen Zorn noch nicht verdaut hatte, hielt ihn so lange hin, daß nach sechs Wochen vergeblichen Harrens die Anführer dieser Truppen sich mit der Republik verglichen. Sie mußten befürchten, daß ihre Soldaten, die in der größten Bedrängniß waren, sich ohne sie vergleichen würden, und die Verschwornen, die es nicht mehr verhindern konnten, gaben selbst ihre Einwilligung dazu. Zehn Tage darauf kam Nolot von Neapel zurück und brachte die endliche Antwort des Herzogs von Ossuna. Sie war, wie man sie wünschte, aber er hatte sie an einen Kameraden des Hauptmanns, Robert Brulard, überschrieben. Bedemar und Pierre dachten zu ernstlich darauf, aus der Verlegenheit zu kommen, um diesen Schimpf nur zu bemerken. Er schrieb, daß er bereit stände, sobald man wollte, eine hinlängliche Anzahl von Kähnen, Brigantinen und andern kleinen Fahrzeugen abzuschicken, die für die Häfen und Kanäle von Venedig paßten und auf welchen bis sechstausend Mann Platz finden könnten, wenn man sie brauchte. Nolot hatte die Truppen und die Fahrzeuge selbst gesehen und bezeugte, daß sie in völliger Bereitschaft wären. Der Kapitän ließ die Häfen und Kanäle sondiren, die auf ihrem Wege lagen, ehe sie vor dem Markusplatze landen konnten. Er hatte durch seinen Dienst eine Menge von Seeleuten unter sich, die, ohne Aufsehen zu erregen, sich überall zeigen konnten, und durch deren Hülfe er die genauesten Ausmessungen erhielt. Nun blieb Nichts mehr übrig, als die Abreise der Löwenstein'schen Truppen zu verhindern. Das Geld wurde dabei nicht gespart, und die Strenge der Jahreszeit diente zum Vorwande ihres Zögerns. Der größte Theil blieb noch im Lazareth, und was bei Nolots Ankunft schon eingeschifft war, ließ sich ebenfalls in kleinen Entfernungen von der Stadt aufhalten. Die Geschäfte häuften sich jetzt zu

sehr, um von Renault und dem Kapitän allein versehen zu werden. Sie glaubten daher achtzehn Männer wenigstens aussuchen zu müssen, auf deren Herzhaftigkeit und Verstand sie sich ganz verlassen könnten. Außer den neun Offizieren, die Renault im Friaul gewonnen hatte, fanden sich unter den Freunden des Kapitäns, die er von Neapel hatte kommen lassen, neun andere, die ebenso gut zu gebrauchen waren. Dieß waren erstlich fünf Schiffskapitäne, Vincenz Robert von Marseille, Lorenz Nolot, Robert Brulard, von denen schon die Rede gewesen ist, ein anderer Brulard Namens Lorenz und Anton Jaffier aus Provence; ferner zwei Brüder aus Lothringen, Namens Karl und Johann Boleau, ein Italiener Johann Rizzardo, alle drei vortreffliche Feuerkünstler, und ein Franzose Langlade, der für den geschicktesten Feuerwerker der Welt gehalten wurde. Er war so berühmt, daß er gleich bei seiner Ankunft die Erlaubniß bekam, im Arsenal zu arbeiten. Durch ihn erhielten seine drei Kameraden ebenfalls freien Zutritt, so wie auch Villa Mezzana und Retrosi, die ehemals da angestellt gewesen waren. Diese sechs zusammen entwarfen einen so genauen Riß von dem Arsenal, daß die Andern, die es nie gesehen hatten, nach demselben eben so sicher davon urtheilen konnten, als sie selbst. Zwei Offiziere von dem Arsenal selbst, die vom Kapitän bestochen waren, halfen ihnen in dieser Arbeit. Sie hatten ihm unzufrieden mit ihrem Dienste geschienen, ganz für seine Absichten geschickt, unverzagt genug, um denselben beizutreten, wenn sie ihren Nutzen dabei fänden, und rechtschaffen genug, um ihrem Worte treu zu bleiben. Der Erfolg bestätigte sein Urtheil. Er würzte die Schmeicheleien, die er ihnen bei jeder Gelegenheit vorsagte, mit einer so beträchtlichen Menge spanischer Pistolen, die er auszutheilen hatte,

daß sie sich verbindlich machten, ihm in Allem, was er verlangen würde, blindlings zu folgen. Langlade und sie wohnten im Arsenal. Renault hatte drei von seinen Freunden, Bribe, Brainville und Lorenz Brulard, zu sich in des französischen Gesandten Haus genommen. Die drei Feuerkünstler wohnten bei dem Marquis von Bedemar, der ihnen mit dem Pulver, den andern Materialien und den nöthigen Instrumenten aushalf, übrigens aber keine Gemeinschaft mit ihnen hatte. Sie hatten schon mehr Petarden und Feuerwerke gemacht, als nöthig war, und der Palast des Gesandten war so voll davon, daß es unmöglich war, irgend Jemand außer ihnen da einzuquartiren. Der Kapitän blieb in seiner gewöhnlichen Wohnung, aber allein, um keinen Verdacht zu erregen, im Fall er beobachtet würde. Die Andern hatte er in dem Hause der Griechin verborgen, wo er Renaults Bekanntschaft gemacht hatte. Ihre Achtung für dieses Weib war seit dieser Zeit noch höher gestiegen. Sie war in einer griechischen Insel vom Archipelagus geboren, und von so vornehmem Stande, als man es in einem Lande seyn kann, das unter venetianischer Botmäßigkeit steht, wo die Venetianer keinen Adel gelten lassen, als den ihrigen. Der Nobile, der im Namen der Republik diese Insel verwaltete, hatte sie durch prächtige Hoffnungen verführt, und als ihr Vater ihn an sein Wort erinnern wollte, ließ er ihn ermorden. Die Tochter reiste nach Venedig, um den Mörder dort gerichtlich zu verfolgen; aber ihre Reise war vergeblich. Nachdem sie das wenige Vermögen, das sie besaß, dort zugesetzt hatte, sah sie sich endlich genöthigt, zu ihrer Schönheit ihre Zuflucht zu nehmen, um ihr Elend zu enden, dessen erste Ursache eben diese Schönheit war. Aber in ihrer Seele brannte ein unversöhnlicher Haß gegen die Menschen, die sie gezwungen hatten, ein so

schimpfliches Gewerbe zu ergreifen. Sie erfuhr mit Entzücken die Plane ihrer beiden Freunde und scheute keine Gefahr, um sie zu begünstigen. Sie miethete eines der größten Häuser in Venedig, und unter dem Vorwande einiger Einrichtungen, die noch darin zu machen wären, ließ sie nur einen Theil ihrer Geräthschaften hintragen, um ihre erste Wohnung, die nicht sehr entfernt war, noch behalten zu können. In diesen beiden Häusern wohnten beinahe sechs Monate lang eilf von den ersten Verschwornen. Da sie von allen fremden und einheimischen Standespersonen besucht wurde, und dieser große Zufluß ihre Freunde in Gefahr brachte, entdeckt zu werden, stellte sie sich unpäßlich, um sich aller Ueberlästigen zu entledigen. Wenn man weiß, mit welcher Höflichkeit man in Italien die Frauenzimmer dieses Standes behandelt, so wird man leicht begreifen, daß ihr Haus durch dieses Mittel für Jeden, der nichts darin zu suchen hatte, unzugänglich wurde. Die Verschwornen gingen nur des Nachts heraus, und die Versammlungen wurden am Tage gehalten. In diesen legten Renault und der Kapitän den übrigen Verschwornen vor, was sie mit dem Marquis von Bedemar abgeredet hatten, um ihre Meinungen darüber zu hören und über die Mittel zur Ausführung mit ihnen zu berathschlagen. Wenn sie zu dem Marquis gehen mußten, gebrauchten sie die größte Behutsamkeit, weil damals in Venedig die Häuser der Gesandten, und vorzüglich das seinige, auf das schärfste beobachtet wurden. Sie hatten schon längst zusammen ausgemacht, daß man vor dem Ausbruch tausend Soldaten in Venedig haben müßte; da es aber gefährlich schien, sie alle bewaffnet in die Stadt kommen zu lassen, hatte sich Bedemar mit Waffen für mehr als fünfhundert Mann versehen. Dieß hatte er leicht insgeheim thun können, weil die Gondeln der Gesandten nie durchsucht werden,

woher sie auch kommen mögen; und es fehlte nur noch eine Gelegenheit, um diese tausend Mann in die Stadt zu schaffen, ohne daß sie bemerkt würden.

Der Doge Donato starb, und an seine Stelle wurde Anton Priulli ernannt, der damals von der Republik den Auftrag hatte, im Friaul für die Vollstreckung der Verträge zu sorgen. Der General von der Flotte bekam Befehl, ihn mit der ganzen Seemacht abzuholen. Der Kanzler und die Staatssekretäre sollten ihm sehr weit entgegen kommen, mit der herzoglichen Mütze. Zwölf von den vornehmsten Senatoren sollten ihnen folgen, jeder allein auf einer bewaffneten und prächtig gezierten Brigantine, mit einem großen Gefolge. Der Senat selbst sollte sich auf dem Buzentauren sehr weit ins Meer begeben, um ihn zu empfangen und an der Spitze dieses Zuges zurück in die Stadt zu bringen. Da die erwählten Dogen sehr selten von Venedig abwesend sind, zog diese Feierlichkeit eine außerordentliche Menge von Neugierigen an. Bedemar, der sie voraus sah, sobald er von Priulli's Wahl unterrichtet war, schickte zum zweitenmal Nolot nach Neapel, mit dem Befehl, die Brigantinen des Herzogs von Ossuna vor seinen Augen und mit der möglichsten Schnelligkeit absegeln zu lassen. Um jeden Aufschub zu verhindern, gab er dem Kapitän Auftrag, den Plan der Ausführung so genau, als zur Zeit möglich war, zu beschreiben und dem Herzog zu schicken, vorzüglich aber ihm ausführliche Rechenschaft zu geben von Allem, was während Nolots erster Reise in Venedig vorgegangen war. Der Kapitän that noch mehr, er suchte den Stolz des Vicekönigs auf jede Weise zu schonen, und um ihm zu beweisen, daß man keinen Grund zu haben glaubte, sich über ihn zu beklagen, schob er in seiner Depesche die ganze Schuld der ersten

Verzögerung auf irgend einen Fehler, den Nolot begangen haben müßte.

Nolot reiste am 7. April ab; unterdessen ließ Renault alle Offiziere von den bestochenen Truppen nach Venedig kommen, um sich in der Stadt umzusehen und ihre Posten kennen zu lernen, damit sie sich in der Nacht des Ausbruchs nicht verirrten. Vor ihrer Ankunft hoben sie unter den holländischen Truppen tausend Mann aus, die jeden Tag zum Abmarsch bereit stehen sollten; und damit diese tausend Mann weniger vermißt würden, gebrauchten sie die Vorsicht, aus jedem Orte vom festen Lande, wo sie zerstreut waren, eine völlig gleiche Anzahl zu nehmen. Um alle diese Menschen unterzubringen, miethete jeder dieser Offiziere allein eine so große Anzahl von Quartieren, als geschehen konnte, ohne Argwohn zu erregen. Den Hauswirthen sagte man, daß sie für Fremde wären, die der Feierlichkeit wegen nach Venedig kämen. Die Offiziere selbst wohnten alle bei Freudenmädchen, wo sie für ihr Geld weit sicherer waren als an irgend einem andern Orte.

Nun war Nichts übrig, als den näheren Plan der Verschwörung vollends zu bestimmen. Bedemar, Renault und Pierre setzten zusammen Folgendes fest. Gleich beim Einbruch der Nacht sollen diejenigen von den tausend Soldaten, die unbewaffnet hereingekommen sind, ihre Waffen in des Gesandten Haus abholen. Fünfhundert werden sich auf den Markusplatz zum Kapitän begeben; die größte Hälfte von den übrigen fünfhundert wird sich in der Gegend des Arsenals mit Renault verbinden, und die andern werden sich aller Kähne, Gondeln und anderer Fahrzeuge bemächtigen, die sie an der Brücke von Rialto finden, um damit in möglichster Eile ungefähr tausend Mann andere Soldaten von den

Löwenstein'schen Truppen abzuholen, die noch im Lazareth sind. Auf dieser Fahrt wird man sich so ruhig verhalten als möglich, weil es besser ist, die Erklärung der feindseligen Absichten bis zur Ankunft dieser Truppen zu versparen. Sollte man aber durch irgend einen vorzeitigen Ausbruch gezwungen werden, sich eher zu entdecken, so wird der Kapitän sich auf dem Markusplatz verschanzen, Renault, wie nachher folgen wird, das Arsenal einnehmen, und alsdann wird man den Brigantinen des Herzogs von Ossuna, die vor Venedig in Bereitschaft stehen müssen, mit zwei Kanonenschüssen das Signal geben, sich zu nähern, damit die Spanier, die sie bringen, den Mangel der Truppen aus dem Lazareth vor der Hand ersetzen. Braucht man sich nicht zu entdecken, so wird der Kapitän, wenn diese Wallonen an dem Markusplatz ausgestiegen sind, fünfhundert von ihnen zu seinen anderen fünfhundert nehmen und Durand zu ihrem Anführer setzen. Diese tausend Mann wird man auf dem Platze in Schlachtordnung stellen. Alsdann wird der Kapitän mit zweihundert, die er ausheben wird, sich des herzoglichen Palasts und vorzüglich der dortigen Gewehrkammer bemächtigen, um im Nothfall den Seinigen auszuhelfen und sie den Feinden zu versperren. Hundert andere, unter Bribe's Anführung, werden sich der Zecca bemeistern, und wieder hundert mit Brainville der Prokuratie. Sie werden von einigen Menschen begünstigt werden, die sich am Tage in den Thurm eingeschlichen haben. Die letzten hundert müssen in diesem Thurme Wache stehen, so lange der Tumult dauert, damit nicht Sturm geläutet werde. Der Eingang aller Straßen, die auf den Markusplatz führen, wird mit anderen Wachen besetzt werden, und man wird an allen diesen Eingängen Geschütz pflanzen, das gegen die Straßen gekehrt seyn muß. Das Geschütz wird man, bis

aus dem Arsenal welches kommen kann, auf der Fuste vom Rathe der Zehn nehmen, weil dieses Schiff in der Nähe und leicht zu übermannen ist. An allen diesen Orten, die man einnehmen und wo man Wache stellen wird, muß man Alles, was in den Weg kommt, ohne Ausnahme niederwerfen. Durand aber muß mit dem Reste der Truppen, in der Mitte des Platzes, beständig in Schlachtordnung bleiben, was auch um ihn herum vorgehen mag. Uebrigens wird man alles dieses mit so wenig Geräusch als möglich ausführen. Alsdann wird man anfangen sich zu erklären, indem man das Thor vom Arsenal mit Petarden bestürmt. Auf diesen Lärm werden die acht Verschwornen, die den Riß desselben entworfen haben und innerhalb des Thores sind, mit Feuerwerken, die nebst den Petarden zu diesem Behuf in des Gesandten Haus zubereitet worden, an den vier Ecken zu zünden anfangen, und die obersten Offiziere ermorden. Dieß wird in der Verwirrung nicht schwer seyn, zumal da die Offiziere keinen Verdacht auf sie haben. Sie werden sich hernach zu Renault schlagen, wenn er hereingebrochen ist, und zusammen Alles vollends niederwerfen. Die Soldaten werden so viel Geschütz als nöthig ist, an die verschiedenen Oerter hingeleiten, wo man es wird brauchen können, wie z. B. das Niederlagshaus der Deutschen, die Salzmagazine, den Thurm von der Prokuratie, die Brücke von Rialto und andere erhabene Posten, aus denen man im Fall eines Widerstandes die Stadt beschießen könnte. Während daß Renault das Arsenal bestürmt, wird der Kapitän das Gefängniß von St. Markus erbrechen und die Gefangenen mit Gewehr ausrüsten. Die vornehmsten Senatoren müssen ermordet werden. Angestellte Leute werden einige vierzig Winkel von der Stadt anstecken, die so weit aus einander seyn müssen als möglich, damit die Verwirrung

größer werde. Unterdessen werden die Spanier des Herzogs von Ossuna auf das Signal, das man ihnen geben wird, sobald das Arsenal eingenommen ist, ebenfalls an dem Markusplatze landen, und sich sogleich in den verschiedenen Quartieren der Stadt zerstreuen, wie St. George, das Judenquartier und andere, unter der Anführung der anderen Häupter der Verschwörung. Man wird nichts rufen, als Freiheit, und wenn diese Dinge alle ins Werk gestellt sind, soll man plündern können; aber den Fremden darf bei Lebensstrafe Nichts gethan und nichts genommen werden, und umgebracht darf alsdann auch Niemand mehr werden, außer wer Widerstand leistet.

In Neapel war Alles in so gutem Stande, daß die sechstausend Mann gleich den Tag nach Nolots Ankunft, unter der Anführung eines Engländers Haillot, eingeschifft wurden. Um weniger Verdacht zu erregen, ließ der Herzog von Ossuna seine großen Schiffe einen weitläufigen Umweg machen, bis sie an ihre Posten gelangten; die Brigantinen aber und Haillot schickte er den kürzesten Weg. Am zweiten Tage ihrer Fahrt begegnete diese kleine Flotte einigen Korsaren aus der Barbarei, von denen sie angegriffen wurde. Da sie aber zu keinem großen Kampfe ausgerüstet war, wurde sie von dem Geschütz der Barbaren sehr beschädigt. Sie war bloß dazu bestimmt gewesen, die Truppen an den Ort ihrer Bestimmung zu bringen, und die Menge Menschen, die sich in Neapel darauf eingeschifft hatten, ließ nicht genug Raum zu einer ordentlichen Vertheidigung, dagegen waren die Brigantinen der Korsaren weit leichter und besser bewaffnet. Indessen thaten die spanischen Soldaten, welche lauter ausgesuchte Leute waren, so tapfern Widerstand, daß dieser Angriff den Korsaren vielleicht übel bekommen wäre, wenn sie nicht ein heftiger Sturm in der größten Hitze des Gefechts auseinander getrieben und beide Theile

hin und wieder verschlagen hätte. Aber die kleine Flotte fand sich hiedurch so beschädigt, daß sie sich in einiger Zeit nicht wieder auf die See wagen konnte. Dieser Unfall setzte den Marquis von Bedemar außer Stand, die Feierlichkeit zu stören, und er erschien dabei mit der größten Pracht. Er machte dem neuen Dogen seinen Glückwunsch und betheuerte vor dem ganzen Senat, daß er eine besondere Freude über seine Erhöhung hätte, weil er hoffte, daß der Thron die günstigen Gesinnungen nicht ändern würde, die er schon im Friaul wegen Vollendung des Friedens gezeigt hätte.

Sobald diese Audienz vorbei war, ließ er den Kapitän und Renault zu sich kommen. Beim ersten Eintritt fragte er sie, ob sie glaubten, Alles aufgeben zu müssen. Ihre Antwort war, daß der Unfall der Flotte weder sie noch ihre Kameraden im mindesten erschüttert hätte, und daß sie alle Willens wären, eine günstigere Gelegenheit abzuwarten, und unterdessen alle nöthigen Maßregeln zu treffen, um die Sachen in dem jetzigen Zustand zu erhalten. Bedemar hatte diese Frage mit Zittern an sie gethan; jetzt umarmte er sie voll Entzücken. Mit einer Heiterkeit und Entschlossenheit, welche den schwächsten Seelen Muth und Kühnheit eingeflößt hätte, sagte er ihnen, daß widerwärtige Zufälle von dieser Art, die in gewöhnlichen Angelegenheiten die Menschen aus der Fassung brächten, bei außerordentlichen Unternehmungen natürlich und unbedeutend wären; durch sie allein könnte man die Stärke des Geistes erproben, und alsdann erst dürfte man sich den Muth zutrauen, einen großen Gedanken auszuführen, wenn man ihn schon einmal umgestoßen gesehen hätte, ohne beunruhigt oder erschüttert zu werden. Der Ausbruch der Verschwörung wurde endlich auf den Himmelfahrtstag verschoben, der nicht weit mehr entfernt war. Man wählte diesen Tag,

weil kein andres Fest in Venedig mit so vieler Pracht gefeiert wird. Bis dahin beschloß Bedemar mit seinen beiden Vertrauten, die Truppen an den Oertern, wo sie standen, zu unterhalten, und damit ihnen nichts abginge, kein Geld gegen ihre Chefs zu sparen. Von den dreihundert, die man nach Venedig hatte kommen lassen, sollten die vornehmsten zurückbehalten werden, gleichsam als Bürgen für die Treue der Anderen; die Geringeren aber wollte man wieder zu ihren Truppen schicken, theils um die Soldaten bei ihrem Gehorsam zu erhalten, theils um durch eine so große Menge von Offizieren in der Stadt keinen Argwohn zu erregen. Die Zurückbleibenden sollten so viel und so angenehm als möglich beschäftigt werden, damit sie nicht müde würden zu warten und keine Zeit hätten, über die jetzige Lage der Dinge nachzudenken. Uebrigens wollte man zwanzig von den vornehmsten Verschworenen Auftrag geben, sie sorgfältig zu beobachten. Damit aber die Republik nicht Lust bekäme, auf die schnelle Abreise der Löwenstein'schen Truppen zu dringen, oder die Nassauischen zu verabschieden, sollten der Statthalter von Mailand und der Vicekönig von Neapel fortfahren, die Verträge unerfüllt zu lassen.

Was der menschliche Witz von Vorwänden auffinden kann, um sich gegen die gerade Vernunft zu wehren, wurde von Bedemar ersonnen und von Dom Pedro und dem Herzog von Ossuna ins Werk gesetzt. Demungeachtet wurden sie gezwungen, täglich mit einem Schritte näher zum Frieden zu rücken, so ungern sie es auch thaten. Das spanische Ministerium wollte auf eine so unsichere Hoffnung, als der Erfolg der Verschwörung war, nicht zu viel wagen; und Frankreich, das den Pariser Frieden unterstützte, bewog die Venetianer, zuzugeben, daß der Herzog von Savoyen die

Truppen verabschiedete, welche noch im Pays de Vaux standen, und die dem Statthalter von Mailand zum Vorwande seiner Verzögerungen dienten. Wie diese Schwierigkeit gehoben war, suchte Bedemar diesen Fürsten abzuhalten, daß er die Oerter räumte, die er im Montferrat erobert hatte, und ließ daher das Gerücht verbreiten, daß der Herzog von Mantua gesonnen wäre, sich mit den Spaniern über dieses Land zu vergleichen, sobald er sich wieder darin festgesetzt hätte. Zu gleicher Zeit ließ Dom Pedro einem savoyischen Gesandten, der mit den französischen Ambassadeurs nach Mailand gekommen war, aus den nichtigsten Gründen befehlen, die Stadt zu verlassen. Der Herzog, erbittert über diesen Schimpf, berief die Franzosen zurück, und hörte auf, die eroberten Plätze zu räumen; als ihm aber die Gesandten begreiflich machten, daß er sich auf diese Weise in Dom Pedro's Falle locken ließe, gab er plötzlich Alles wieder heraus. Dom Pedro's Erstaunen darüber war so groß, daß er nicht unterlassen konnte, es öffentlich durch seine Reden zu bezeugen. Indessen zwang ihn dieß, ebenfalls alle Gefangenen und die geringsten Oerter zurückzugeben. Aber über Vercelli, das man für den Hauptpunkt ansah, machte er so sonderbare Schwierigkeiten, daß der spanische Hof drohte, ihn vor der gewöhnlichen Zeit zurückzuberufen. Erstlich sagte er, daß es eine Schande für ihn seyn würde, diesen Platz herauszugeben, während daß die französischen Gesandten in Mailand wären, gleichsam um ihn durch ihre Gegenwart zu zwingen. Sie entfernten sich. Sodann erklärte er, daß der Herzog von Savoyen gewisse Landgüter zuvor zurückgeben müßte, welche mantuanischen Unterthanen angehörten. Diese Güter wurden geräumt, aber wegen Vercelli machte man keine Anstalt. Endlich erklärte sich das französische Ministerium, das die Heirath zwischen der Schwester

des Königs und dem Prinzen von Piemont schließen wollte, so entscheidend über diesen Punkt, daß Dom Pedro anfangen mußte, die Lebensmittel und das Geschütz aus Vercelli schaffen zu lassen. Aber Dieß geschah mit einer unerträglichen Langsamkeit, und wie ihm Bedemar schrieb, daß er noch zu sehr eilte, ließ er sich's einfallen, von dem Herzog von Savoyen neue Sicherheit zum Vortheil des Herzogs von Mantua zu fordern, bis die mantuanischen Minister, die dieser langsame Gang ermüdete, in einer öffentlichen Schrift erklärten, daß sie diese Sicherheit nicht verlangten.

Noch unangenehmer als diese Erklärung war dem Marquis von Bedemar das Betragen des Herzogs von Ossuna. Er fuhr noch immer fort, die Schifffahrt auf dem Meerbusen zu stören, und da es ihm endlich ganz an Ausreden fehlte, antwortete er auf die heftigen Klagen der Venetianer: daß er nicht aufhören würde, so zu handeln, so lange sie die unversöhnlichsten Feinde des Königs, seines Herrn, in ihren Diensten hätten. Man wird aus der unsäglichen Mühe, die sich Bedemar gegeben hatte, um eben diese holländischen Truppen zurückzuhalten, über welche sich der Herzog beklagte, leicht von seiner Verzweiflung urtheilen können, als er diesen Einfall erfuhr. Aber das Ungefähr täuschte auch dießmal Bedemars Klugheit. Irgend ein Dämon, der Ossuna's Tollheiten begünstigte, flößte den Venetianern einen Entschluß ein, der ihrer Neigung so zuwider war, als ihrem Interesse. Es wurde dem Senat vorgestellt, daß die Republik schon zu viel Sehnsucht nach dem Frieden gezeigt hätte, daß eben das die Spanier so abgeneigt machte, ihn zu erfüllen, daß der Vicekönig, wenn man ihm über diesen Punkt willfahrte, sich einbilden würde, daß er den Venetianern Gesetze vorschriebe; und daß man, anstatt die Holländer zu verabschieden, sogar die

Löwenstein'schen Truppen, die im Begriff wären abzureisen, bis zur gänzlichen Vollziehung der Verträge behalten müßte.

Die Freude, die Bedemar über diesen Entschluß empfand, wurde durch die Entdeckung des Komplotts in Crema gestört. Der französische Fähndrich und der italienische Hauptmann, die man dort bestochen hatte, hatten sich beim Spiel entzweit und geschlagen; der Hauptmann wurde tödtlich verwundet, und um sein Gewissen zu entlasten, entdeckte er vor seinem Ende dem venetianischen Kommandanten das ganze Komplott. Der Fähndrich, dem etwas Aehnliches ahnete, war, sobald er seinen Gegner fallen sah, mit so vielen seiner Mitschuldigen, als er benachrichtigen konnte, entflohen. Die übrigen wurden gefangen genommen, vorzüglich der französische Lieutenant, der das Haupt der Unternehmung gewesen war. Da aber Renault sich ihnen bloß als mailändischen Agenten bekannt gemacht hatte, und sie nicht wußten, was aus ihm geworden war, so fiel die Schuld dieser Sache ganz allein auf Dom Pedro. Ein eben so unglückliches Ende nahm acht Tage darauf das Komplott von Murano. Der Italiener, welcher diese Stadt liefern sollte, hatte einen Kammerdiener des Proveditore und einen Pensionär der Republik in einigen Kleinigkeiten bevortheilt. Um sich zu rächen, erbrachen diese Leute, zu einer Zeit, wo er abwesend war, seine Koffer, und nahmen sein Geld und seine Papiere weg. Unter den letzteren fanden sich Briefe, die das Geheimniß verriethen. Da er Niemanden kannte, als den Abgesandten des Herzogs von Ossuna, der ihn bestochen hatte, so konnte er Niemanden anklagen als diesen Herzog. Aber er faßte einen edlern Entschluß: er antwortete beständig, mitten unter den schrecklichsten Martern, daß ihn kein Geständniß von dem Tode retten würde, und daß er also seine Mitschuldigen, wenn er welche

hätte, lieber in dem Stand lassen wollte, seinen Tod zu rächen, als sie ohne Nutzen mit sich ins Verderben zu ziehen. In Venedig hielt man öffentliche Dankgebete über diese zwei Entdeckungen. Und doch wurde die Unternehmung dadurch weit sicherer als zuvor. Der Senat glaubte, endlich die verborgene Triebfeder des unregelmäßigen Verfahrens der Spanier gefunden zu haben; und da er diese beiden Anschläge gescheitert sah, überredete er sich, daß nun nichts mehr zu befürchten wäre, und daß man nächstens zur Erfüllung der Verträge schreiten würde.

Die Zeit des Ausbruchs war endlich erschienen. Von dem Sonntag vor dem Himmelfahrtsfest bis zu Pfingsten wird in Venedig einer der berühmtesten Märkte von der Welt gehalten. Der große Zufluß von Kaufleuten gab den tausend Soldaten Gelegenheit, sich unter sie zu mischen und unbemerkt in die Stadt zu kommen. Auch wurde es ihnen leicht, die venetianischen Städte, wo sie zerstreut waren, zu verlassen, weil seit einiger Zeit viele von ihnen desertirten, um eher in ihr Vaterland zu kommen; und die Podestaten suchten der Sache nicht abzuhelfen, weil die Republik diese Leute nicht zu zahlen brauchte. Damit man sich nicht wunderte, daß in so kurzer Zeit so viele abgingen, sagten die meisten, ehe sie wegreisten, daß sie den Jahrmarkt in Venedig besuchen wollten. Sie verkleideten sich auf allerlei Weise. Man gebrauchte die Vorsicht, diejenigen beisammen wohnen zu lassen, die verschiedene Sprachen redeten, damit Niemand ein Verständniß zwischen ihnen ahnen könnte: und keiner von ihnen that, als ob er von dem andern Etwas wüßte. Die fünfhundert Spanier, die für Crema bestimmt gewesen waren, wurden zu gleicher Zeit von Dom Pedro in die Gegend von Brescia geschickt, um das Komplott zu benutzen, das der Lieutenant

des Grafen von Nassau in dieser Stadt angesponnen hatte, und sich derselben zu bemächtigen, sobald sie die Nachricht von dem glücklichen Ausgang der Verschwörung erhalten würden. Ihr Anführer hatte Auftrag, sie auf Renaults ersten Befehl gerade nach Venedig zu führen.

Die venetianische Flotte ruhte in Dalmatien aus, aber wegen der beständigen Bewegungen des Herzogs von Ossuna hielt sie sich bereit, jeden Augenblick in die See zu stechen. Der Kapitän Pierre schickte den Offizieren, die während seiner Abwesenheit seine zwölf Schiffe kommandirten, einige sehr starke Feuerwerke, um sie den Tag vor dem Ausbruch in den übrigen Schiffen zu vertheilen. Da Niemand Verdacht auf sie hatte, konnten sie Dieß ohne alle Schwierigkeit ausführen. Er befahl ihnen, ihre Lunten so anzulegen, daß wo möglich Alles auf einmal Feuer finge; käme irgend ein Schiff davon, so sollten sie es angreifen und sich dessen bemeistern, oder es mit Kanonenschüssen in den Grund bohren; sodann sollten sie, ohne Zeit zu verlieren, nach Venedig kommen und sich jetzt bereit halten, alle diese Dinge auf der Stelle zu vollziehen; indessen möchten sie, um anzufangen, einen neuen Befehl abwarten. Der bestimmte Tag war der Sonntag vor Himmelfahrt, an welchem der Jahrmarkt anging.

Dießmal ließ Ossuna seine kleine Flotte so sicher geleiten, daß sie ohne Unfall bis sechs Meilen von Venedig ankam. Sie war in zwei Theile getheilt, die etwas entfernt von einander segelten, um weniger bemerkt zu werden. Der größte Theil bestand aus Fahrzeugen, die wie Fischerkähne aussahen, und das Uebrige aus Brigantinen, wie die der Korsaren. Den Sonnabend früh erhielt Haillot Befehl, sich den Tag darauf von seinem Posten aufzumachen, daß er in der Dämmerung vor Venedig erscheinen könnte; er sollte die

Markusfahne aufstecken und sich unterwegs einiger kleinen Inseln bemächtigen, die ganz wehrlos ständen, und aus denen er etwas von seiner Fahrt nach Venedig berichten könnte; alsdann sollte er ohne Furcht zwischen den beiden Schlössern von Lido und von Malamocco durchsegeln, denn man wüßte, daß keine Besatzung darin wäre; in der Entfernung eines Kanonenschusses sollte er stehen bleiben, und es sagen lassen, wenn er so weit gekommen wäre; alsdann würde ihm der Kapitän durch eben den Kahn, der diese Zeitung gebracht hätte, einige Matrosen als Führer schicken, damit er nicht an den Sandbänken scheiterte, welche den Sumpf, der Venedig umgibt, so gefährlich machen, oder seine Schiffe gegen die Felsen zerschmetterte, die den Eingang der Häfen den Unkundigen so erschweren.

Um zum Letztenmale mit den Verschwornen zu berathschlagen, glaubten Renault und der Kapitän den vorletzten Tag wählen zu müssen, weil der ganze folgende durch die Anstalten zur Nacht weggenommen würde. Es war schon Nacht, ehe sie sich alle versammelt hatten. Die drei Franzosen, die bei Renault wohnten, der Lieutenant des Grafen von Nassau, die drei Feuerkünstler, Langlade, die zwei Offiziere aus dem Arsenale, Villa Mezzana und Retrosi, Nolot, die beiden Brulards, Jaffier, Robert, Theodor, Ternon und Nemellido: diese zwanzig schlossen sich mit Renault und dem Kapitän bei der Griechin ein, in dem geheimsten Winkel ihres Hauses. Renault nahm das Wort. Er fing mit einer einfachen und ausführlichen Vorstellung an, von dem jetzigen Zustand der Sachen, von den Kräften der Republik und den ihrigen, kurz von allen den Mitteln, die man getroffen hätte, um den Erfolg unfehlbar zu machen. „Zehntausend Mann,“ sagte er, „können wir in die Stadt bringen und kaum zweihundert kann man uns entgegensetzen. Auch auf die Fremden,

auch auf das Volk können wir rechnen; die Sklaven werden sich gern mit uns gegen ihre Tyrannen verbinden, und der Aussicht einer so reichen Beute wird keiner widerstehen. Die besten Schiffe von der Flotte sind in unserer Gewalt; die übrigen können dem Verderben nicht entgehen. Das Arsenal selbst, das Wunder der Europäer und der Schrecken der Ungläubigen, ist so gut als unser. Wenn wir auch keine Unterstützung von Außen zu erwarten hätten, wenn wir weder die Truppen vom Lazareth und vom festen Lande, noch Haillots Flotte, noch die fünfhundert Mann des Statthalters, noch die zwanzig venetianischen Schiffe des Kapitäns, noch die großen Schiffe des Vicekönigs, noch die spanische Armee aus der Lombardei hätten, so wären wir mit unsern tausend Soldaten und den Verständnissen, die wir in der Stadt haben, schon sicher genug. Und alle diese Hülfsmittel sind so gestellt, so zusammen verkettet, daß sie wohl einander beistehen, aber nicht einander schaden können. Alle fast müssen gelingen und Eines wäre schon hinreichend. Das Glück hat sich laut und deutlich für uns erklärt. Welches wunderbare Unterpfand seiner Gunst können wir noch verlangen? Fünf Unfälle hat unser Plan schon erlitten, von denen der geringste, nach aller menschlichen Wahrscheinlichkeit, ihn umwerfen mußte. Spinoza's Tod, die Verabschiedung der Löwensteiner, das Unglück der Flotte, die Entdeckung von Crema, die Entdeckung von Murano: wer hätte nicht geglaubt, daß eine jede dieser Begebenheiten unsere Unternehmung verrathen, zerstören würde? Diese Spuren führten bis zu uns, aber Niemand ist ihnen nachgegangen. Nie war eine so tiefe Ruhe die Verkünderin einer so großen Verwirrung. Unser günstiges Schicksal hat die scharfsichtigsten aller Menschen geblendet, die Furchtsamsten kühn gemacht, die Wachsamsten eingeschläfert,

die Klügsten betäubt. Ein so hartnäckiges, ein so unerhörtes Glück muß das Werk eines höheren Geistes seyn. Und was auf der Welt wäre auch des göttlichen Schutzes würdiger, als unser Vorhaben? Wir zerstören die abscheulichste aller Regierungen; wir retten den elenden Unterthanen dieses Staats ihre Güter, welche gewiß der Habsucht ihrer Tyrannen nicht entgehen würden; wir erhalten ihren Weibern, ihren Töchtern die Ehre, welche sonst von den frechen Begierden der zügellosen Wüstlinge nicht verschont bliebe; wir rufen eine Menge von Unglücklichen zum Leben zurück, welche diese Grausamen ihrer leicht gereizten Rache aufzuopfern gewohnt sind. Verbrecher wie diese strafen, heißt die Stelle des höchsten Richters auf Erden vertreten."

Renault legte noch einmal den Verschwornen alle Anstalten vor, die man für die folgende Nacht getroffen hatte, und zergliederte alle Theile der großen Unternehmung mit vieler Ausführlichkeit. Die Versammelten gaben ihr Wohlgefallen laut zu erkennen. Aber Renault, dem keine Miene seiner Zuhörer entging, bemerkte, daß Jaffier, einer der vertrautesten Freunde des Kapitäns, einigemal die Farbe verändert hatte, und daß er zuletzt von der äußersten Aufmerksamkeit zu einer sonderbaren Unruhe, die er umsonst zu verbergen suchte, übergegangen war. Noch jetzt sah er auf seinem Gesichte Etwas arbeiten, das eine ungewöhnliche Erschütterung der Seele anzeigte. Renault theilte Dieses dem Kapitän mit, der Anfangs nicht darauf hören wollte; nachdem er aber selbst seinen Freund eine Zeitlang beobachtet hatte, fand er dieselbe Veränderung an ihm. Renault, der die nothwendige Verbindung zwischen den geheimsten Regungen der Seele und den unmerklichsten äußerlichen Bewegungen, die dem Menschen unbewußt entwischen, vollkommen kannte, glaubte nach Allem, was er in Jaffiers Gesicht gelesen

hatte, den Kapitän versichern zu können, daß dieser Mensch nicht sicher wäre. Der Kapitän, welchem Jaffier als einer der tapfersten Männer bekannt war, schalt dieses Urtheil voreilig und übertrieben, aber Renault bestand hartnäckig auf seinem Verdacht, und er überzeugte den Kapitän endlich, daß man wenigstens ein wachsames Auge auf Jaffier haben müßte. Indessen blieb dieser dabei, daß Jaffier, wenn er auch erschüttert wäre, was ihm doch nicht ganz einleuchtete, kaum Zeit genug übrig hätte, den Entschluß zu fassen, sie zu verrathen, und daß es auch auf allen Fall für sie zu spät wäre, neue Maßregeln zu ergreifen; man müßte also diese Gefahr laufen, man möchte wollen oder nicht. Renault erwiederte, daß es wohl ein Mittel gäbe, ihr zu entgehen; ein Dolch, diesen Abend noch in Jaffiers Brust gestoßen, würde der ganzen Ungewißheit ein Ende machen. Bei diesem Vorschlage blieb Pierre einige Augenblicke stumm; endlich aber antwortete er, er könnte sich nicht entschließen, seinen besten Freund einem bloßen Verdacht aufzuopfern; überhaupt könnte dieser blutige Entschluß von schlimmen Folgen seyn und die übrigen gegen sie aufhetzen; man würde glauben, daß sie eine Art von Herrschaft an sich reißen und sich zu souveränen Richtern über Leben und Tod ihrer Mitbrüder aufwerfen wollten; darauf dürfte man nicht rechnen, daß sie die Nothwendigkeit dieses Opfers begreifen würden, wie sie beide allenfalls es begriffen, und jeder Verschworne würde mit Schrecken sein Leben in Gefahr sehen, sobald einem von ihnen eine ähnliche Einbildung durch den Kopf führe; die geringste Veränderung in dem gespannten Zustande, worin sich ihre Seelen jetzt befänden, wäre von der größten Wichtigkeit, weil da die Entschlüsse am wankendsten wären; wollte man ihnen verbergen, auf welche Weise Jaffier verschwunden wäre, so würden

sie entweder glauben, daß man sein Geheimniß entdeckt, oder daß er sie verrathen hätte, welches noch schlimmer wäre; kurz, welchen Vorwand man auch erfinden möchte, so würde seine Abwesenheit am Tage des Ausbruchs bei den andern niederschlagende Gedanken erregen.

Renault war beinahe durch diese Gründe überzeugt, als ein anderer, dem Anscheine nach wichtigerer Vorfall ihn von dieser Angelegenheit zerstreute. Es kam ein Befehl des Senats an, daß den folgenden Tag früh Alle, die bei der Flotte angestellt wären, auf ihre Posten reisen sollten. Zu gleicher Zeit erhielten sie ein Billet von dem Gesandten, das die Ursache dieses Befehls erklärte. Der Herzog von Ossuna hatte Neapel nicht so heimlich verlassen können, um seine großen Schiffe einzuholen, daß die Spione der Republik nicht Nachricht davon gehabt hätten; da er aber einen Befehl hinterlassen hatte, kein Gefährte nach Venedig herzugeben und keinen Brief, der dorthin gehen sollte, abgehen zu lassen, bis eine gewisse Zeit verflossen wäre, konnten die Venetianer vor diesem Tage nicht von seiner Abreise unterrichtet werden. Der Erzherzog, welcher neuerdings König von Böhmen geworden war, hatte ihn um Hülfe gegen einige seiner rebellischen Unterthanen gebeten, und da sich der Vicekönig rühmte, er würde diese Hülfe durch den Golfo bis zu den Häfen des Erzherzogs in Istrien geleiten, ließen ihn die Venetianer durch diesen Fürsten selbst bitten, einen andern Weg zu nehmen. Weil aber der Herzog nicht nach den Gründen handelte, durch welche andere Menschen geleitet werden, so zweifelten sie nicht, wie sie seine Abreise erfuhren, daß er doch diesen Weg erwählen wollte. Sie konnten ihm den Durchgang verweigern, aber da ihre Absicht war, nicht zu brechen, faßten sie den gemäßigtern Entschluß, ihre Flotte an die istrischen Küsten zu

senden, wo seine Truppen landen sollten, um ihn zu beobachten und vor den Versuchungen zu verwahren, worin ihn der Anblick ihrer Seeplätze führen könnte. Die festesten Entschlüsse der Menschen beruhen größtentheils auf einem lebhaften Bilde von der Gefahr, der sie sich aussetzen. Durch dieses Bild wird die Seele endlich mit den furchtbarsten Umständen dieser Gefahr vertraut. Zugleich aber hängt die Sicherheit des Entschlusses auch so sehr an eben diesen Umständen, daß sich kurz vor der Ausführung nicht leicht einer verändern darf, ohne dem Vorsatze selbst den Umsturz zu drohen. Dieses befürchteten Renault und der Kapitän jetzt von ihren Mitverschwornen, und die plötzliche Einschiffung der venetianischen Flotte war ihnen sehr empfindlich, weil es nun auf allen Fall nöthig wurde, etwas an ihrem Plan abzuändern. Man war schon zu weit in der Nacht, um jetzt gleich auszubrechen; ehe die nöthigen Anstalten mit der kleinen Flotte und den Truppen aus dem Lazareth getroffen werden konnten, wäre es schon Tag gewesen. Am folgenden Tag wäre Haillot unaufhörlich auf Leute gestoßen, die auf dem Wege waren, sich zur Flotte zu begeben. Der Schritt, den man diese Flotte jetzt thun ließ, war so günstig, als die Verschwornen nur wünschen konnten, sie kehrte Haillots Schiffen den Rücken; und Alles wohl überlegt, hielt man es für besser, ihr alle nöthige Zeit zu lassen, um sich zu entfernen. Die einzige Schwierigkeit war noch, ob der Kapitän, Langlade und die drei Feuerwerker den Befehlen des Senats gehorchen sollten. Sie schienen in Venedig zur Ausführung unentbehrlich, vorzüglich der Kapitän. Aber eben er konnte sich auch am wenigsten von der Verbindlichkeit losmachen, die der Senat ihm auferlegte, weil der wichtige Posten, den er bei der Flotte bekleidete, seine Abwesenheit weit merklicher machte, als die der andern. Da

diese meistens auf seinen Schiffen angestellt waren, konnte er ihren Abgang durch seine Gegenwart ersetzen, und sogar verhindern, daß man jenen zu sehr bemerkte. Es wurde daher beschlossen, daß er allein abreisen würde mit Langlade, dessen Dienst auf der Flotte unmittelbar von dem General abhing. Mit den drei Feuerkünstlern war es derselbe Fall; aber ehe man diese abreisen ließe, wollte man lieber Alles aufs Spiel setzen. Der General fragte nach ihnen, sobald er den Kapitän sah; der Kapitän antwortete, er hätte sie in Verdacht, daß sie bei Freudenmädchen versteckt lägen, wie auch einige Offiziere von seinen Schiffen, die er nirgends fände; die Eile aber, mit welcher Alles zugegangen wäre, hätte ihm keine Zeit gelassen, sie ausfindig zu machen. Eben diese Eile verhinderte wirklich den General, strenge Nachsuchungen anzustellen und abzuwarten, bis man sie entdeckte.

Vor seiner Abfahrt suchte der Kapitän einen Augenblick mit Jaffier allein zu seyn und bat ihn, in der Nacht des Ausbruchs bei Renault seine Stelle zu vertreten. Er versicherte ihm, daß er ohne das Vertrauen, das er in seinen Muth setzte, sich nie entschlossen hätte, seine Freunde jetzt zu verlassen; in ihm glaubte er ihnen ein anderes Selbst zurückzulassen. Während dieser Rede merkte er genau auf Jaffiers Gesicht; aber dieser, den ein so glänzendes Zeichen von Achtung wirklich rührte, antwortete mit den lebhaftesten Zeichen von Eifer, von Treue und von Dankbarkeit, die jeden Argwohn verdrängen mußten. Dieß war das letzte Streben seines sterbenden Entschlusses; wie er den einzigen Menschen nicht mehr vor Augen hatte, der ihn zurückhalten konnte, überließ er sich ganz der peinlichsten Ungewißheit. Die traurigsten Gefühle hatten seit einiger Zeit seine Seele bestürmt. Jetzt, da der entscheidende Zeitpunkt so nahe war, preßte ihn eine

unüberwindliche Angst. Die Verwüstung, das Feuer, das Blutbad, das über die Venetianer verhängt war, reizte sein Mitleiden im höchsten Grad, und seine Einbildungskraft lieh ihm die gräßlichsten Farben zu diesem Gemälde. Von allen Seiten schallte ihm das Geschrei der Kinder, der Greise entgegen, die man ermordete, und das Heulen der Weiber, welche die freche Ausgelassenheit der Soldaten noch grausamer mißhandelte. Einstürzende Paläste, Tempel, die das Feuer zerstörte, heilige Stätten von unschuldigem Blute besudelt: diese Gegenstände boten sich unablässig seinen Augen dar. Venedig, diese traurige, beweinenswürdige Stadt, sonst die Königin der Meere, die das Glück der Ottomanen und den spanischen Stolz unter sich gebeugt hatte, sah er jetzt in Ketten und Asche, von dem Blut ihrer Einwohner überschwemmt. Jeder Schritt durch die Straßen der Stadt vermehrte sein Entsetzen. Die Häuser der vornehmsten Republikaner waren jetzt schon mit verborgenen Merkmalen bezeichnet, theils zur Unterscheidung für die gedungenen Mordbrenner, theils damit die Verschwornen sie erkennen und ihre Schlachtopfer sicherer aufsuchen könnten. An diesen Todeszeichen gingen die unglücklichen Bewohner dieser Häuser stündlich vorbei, ohne ihre Bedeutung zu ahnen. Ein dunkles Schaudern überfiel Jaffier bei dem Anblick; er konnte nun die schrecklichen Bilder nicht mehr entfernen; hartnäckiger als die Furien der Fabel verfolgten sie ihn überall und ließen ihm keinen Augenblick Ruhe. Aber seine Freunde verrathen! Und welche Freunde! Unerschrocken, einsichtsvoll, jeder einzig in dem Fache, das er zu dem seinigen gemacht hatte. Es wäre das Werk vieler Jahrhunderte, zum zweiten Male eine so große Anzahl außerordentlicher Menschen zusammenzubringen. Und jetzt, da sie im Begriff sind, sich der spätesten Nachkommenschaft unvergeßlich

zu machen, die Früchte des größten Unternehmens einzusammeln, das je in der Seele eines Privatmannes ausgebildet wurde, jetzt sollte er ihnen diese Früchte entreißen und sie einem so unrühmlichen als grausamen Tode Preis geben? denn wer kennt die heimlichen Gerichte der Venetianer nicht oder ihre Gefängnisse, die mehr als die schrecklichsten Martern anderer Völker fähig sind, den standhaftesten Muth zu erschüttern? Diese letzteren Betrachtungen griffen Jaffier bei seiner schwachen Seite an und bestärkten ihn in seinen ersten Gedanken. Das Mitleiden für seine Freunde wog das Mitleiden für die Zerstörung der Stadt in seiner Seele auf, und er blieb in dieser Ungewißheit bis zum Himmelfahrtstag, der jetzt zum Ausbruch bestimmt worden war.

Schon am Morgen dieses Tages bekam man Nachrichten vom Kapitän. Er schrieb, daß er für die Flotte stünde, man sollte nur, während daß die Löwenstein'schen Truppen im Lazareth abgeholt würden, ihn davon unterrichten lassen; in der Gegend von Murano würde man ihn mit der Flotte treffen, und er würde diese Nachricht abwarten, ehe er von seiner Seite anfinge zu handeln. An Haillot wurden die versprochenen Wegweiser abgeschickt. Einige von den Verschwornen gedungene Leute schlichen sich in den Thurm der Prokuratie von St. Markus ein, und verleiteten die wachhabenden Soldaten, mit welchen sie bekannt waren, bei Gelegenheit der Feier dieses Tages unmäßig zu schwelgen. Sie mischten einschläfernde Ingredienzien in ihr Getränk, die in kurzer Zeit ihre Wirkung thaten. Unterdessen wurden die nöthigen Befehle an die Offiziere ausgetheilt, die dazu bestimmt waren, die Häuser der gefährlichsten Senatoren einzunehmen und ihre Besitzer zu ermorden. Jedem wurde das Haus angewiesen, an das er sich halten sollte, sowie jedem von den

vornehmsten Verschwornen und von den andern Offizieren der Posten, dessen er sich bemächtigen, der Trupp Soldaten, den er anführen, der Ort, wo er sie abholen, die Parole, bei welcher er sie rufen, und der Weg, den er sie führen sollte, bezeichnet wurde. Dieselben Umstände that man mit der größten Genauigkeit den Löwenstein'schen Truppen, den Spaniern auf der kleinen Flotte und den tausend Holländern, die schon in Venedig waren, zu wissen. Endlich schickte man unverdächtige Leute auf die Fuste vom Rathe der Zehn, und diese fanden das Geschütz im Stande, gebraucht zu werden.

Jaffier wurde versucht, der Feierlichkeit beizuwohnen, wo der Doge sich mit dem Meere vermählt, weil sie heute zum Letztenmal vor sich gehen sollte. Der Anblick der öffentlichen Lustbarkeiten verdoppelte sein Mitleiden; die Ruhe der unglücklichen Venetianer, die so entfernt waren, sich am Rande des Verderbens zu glauben, durchbohrte sein Herz, und er kam zurück, unentschlossener als jemals. Aber das Werk einer Reihe von zwölf Jahrhunderten und von so vielen weisen Köpfen war nicht bestimmt, durch die Wuth einer aufgebrachten Buhlerin und eines Haufens von verzweifelten Bösewichtern zerstört zu werden. Der Schutzgeist der Republik gab Jaffier einen Ausweg ein, durch welchen er Alles zu retten und Venedig und seine Freunde zu erhalten glaubte. Er suchte den Sekretär vom Rathe der Zehn, Bartholomäus Comino, auf, und sagte ihm, er hätte etwas sehr Eiliges zu entdecken, was die Wohlfahrt des Staats beträfe, zuvor müßten ihm aber der Doge und der Rath eine Gnade zusagen und sich durch die heiligsten Eide binden, ihr Versprechen von dem Senat bestätigen zu lassen; diese Gnade wäre das Leben von zweiundzwanzig Personen, die er nennen würde, welches Verbrechen sie auch begangen haben möchten; übrigens sollte

man nicht hoffen, ihm durch die grausamsten Martern sein Geheimniß zu entreißen; ohne diese Zusage würde nichts auf der Welt vermögen, ein Wort aus ihm herauszubringen. Die Zehne waren im Augenblick versammelt und schickten sogleich zu dem Dogen, um das Versprechen von ihm zu erhalten, das Jaffier verlangte. Weder er noch sie weigerten sich es zu geben, und Jaffier, der nun vollkommen beruhigt war, entdeckte ihnen die ganze Verschwörung. Die Sache schien ihnen zu abscheulich und zu wunderbar, um ihr gleich Glauben beizumessen. Da es indessen leicht war, sich von einigen Umständen derselben zu überzeugen, wurde Comino in den Thurm der Prokuratie geschickt. Er berichtete, daß er die ganze Wache in tiefem Schlafe gefunden hätte. Sodann sandte man ihn nach dem Arsenal. Hier konnte er erst lange keinen von den Offizieren finden, die Jaffier genannt hatte. Endlich aber wies ihm ein Bedienter, durch seine Drohungen geschreckt, eine kleine Thüre, die er einbrechen ließ, nachdem er einigemal vergeblich daran geklopft hatte. Er fand die Offiziere bei den drei Feuerkünstlern, welche die letzte Hand an die Feuerwerke legten. Er fragte sie, warum sie an einem so hohen Feste arbeiteten, und aus welchem Grunde sie auf sein Klopfen nicht geöffnet hätten? Sie antworteten mit der größten Unbefangenheit, die Feuerwerker wären im Begriff, den morgenden Tag zu der Flotte zu reisen; der General hätte ihnen befohlen, eine große Anzahl Feuerwerke mitzubringen; da sie deren nun nicht genug in Bereitschaft fänden, hätten sie die übrigen gebeten, ihnen in ihrer Arbeit zu helfen; weil die Sache von Wichtigkeit seyn könnte, hätten sie sich nicht an das Fest kehren wollen; um aber kein Aergerniß zu geben, wären sie in dem abgesondertsten Winkel vom Zeughaus eingeschlossen, wie er sie eben anträfe. Unerachtet

Comino dieser Antwort nichts entgegensetzen konnte, nahm er sie doch gefangen. Die Zehn, deren Schrecken immer zunahm, schickten nun zu der Griechin, dort fand man aber keinen Menschen. Die Leute, welche die Wache auf dem Thurm eingeschläfert hatten, waren geschwind niedergefallen, sobald sie Comino erblickten, und hatten sich gestellt, als ob sie mit den übrigen schliefen; sobald er aber fort war, liefen sie zu der Griechin und wußten dort die Gefahr so dringend vorzustellen, daß Nolot, Robert, Revellido, Retrosi, Villa Mezzana, Durand, Ternon und Robert Brulard, die sich von ungefähr bei ihr fanden, ohne einen Augenblick zu verlieren, sich mit ihr in einen der Kähne warfen, die bestimmt waren, die Löwenstein'schen Truppen vom Lazareth abzuholen, und sie entkamen glücklich aus Venedig. Diese Flucht war dem Rathe sehr empfindlich; man entschloß sich, ohne länger zu warten, die Häuser des französischen und spanischen Ambassadeurs durchsuchen zu lassen. Man bat sehr höflich, eingelassen zu werden, weil es die Wohlfahrt der Republik beträfe. Der französische Gesandte bewilligte es ohne Schwierigkeit, und Renault wurde nebst Lorenz Brulard und Bribe gefangen genommen, aber Bedemar weigerte sich heftig. Er führte alle Vorrechte seines Postens an, und wie man endlich mit Gewalt hereinbrach, zeigte er den bittersten Unwillen und erklärte sich feierlich gegen dieses gesetzwidrige Verfahren. Man fand in seinem Hause Waffen für mehr als fünfhundert Menschen, sechzig Petarden und eine unglaubliche Menge von Pulver, Feuerwerken und anderen Dingen dieser Art. Es wurde in seiner Gegenwart und unter beständigen Spöttereien von seiner Seite ein genaues Verzeichniß davon aufgesetzt.

Während man dem Rathe der Zehn dieses Verzeichniß brachte, verlangten Brainville und Theodor, zwei von den

vornehmsten Verschwornen, mit einem Nobile aus dem Hause Valier vorgelassen zu werden. Sie hatten eben erfahren, daß Alles entdeckt wäre, und weil ihnen alle Hoffnung zur Flucht abgeschnitten war, indem man seit der Entwischung der Griechin alle Häfen versperrt hatte, wollten sie sich stellen, als kämen sie von ihrer Seite, um den Rath von der Verschwörung zu unterrichten. In dieser Absicht hatten sie sich von diesem Nobile, den sie ehemals in Flandern kennen gelernt hatten, hinführen lassen. Sie wurden angehalten, und unterdessen durchsuchte man alle Schenken, Wirths- und Miethhäuser und berüchtigte Oerter, wo Fremde wohnen konnten. Man nahm Alles, was man von Offizieren fand, gefangen, Holländer, Franzosen, Spanier, Wallonen, Neapolitaner, Mailänder, in der Anzahl von mehr als vierhundert.

Fast zu eben der Zeit, wo alles dieses vorging, kamen zwei französische Edelleute, Balthasar Jouven und Gabriel Montcassin, mit allen Anzeichen der größten Eile in Venedig an. Sie waren von ihren Landsleuten in dieser Stadt eingeladen worden, Antheil an einer großen Verschwörung zu nehmen, die auf dem Punkt stände auszubrechen. Aber der Connetable Lesdiguieres, Statthalter von Dauphine, mit welchem sie nahe verwandt waren, hatte ihnen sehr ernstlich abgerathen, in ein so schwarzes Unternehmen einzutreten; und auf sein Zureden waren sie abgereist, um vielmehr den Senat, weil es noch Zeit wäre, zu warnen. Man dankte ihnen auf das Verbindlichste und bat sie auszuruhen, bis der Senat über die Belohnung berathschlagt hätte, die man ihnen schuldig wäre. Unterdessen war der Tag angebrochen, der Senat versammelte sich und der Marquis von Bedemar verlangte eine Audienz. Sie wurde ihm aus bloßer Neugierde bewilligt. Jetzt verbreitete sich das Gerücht von der

Verschwörung durch die Stadt; die Verwirrung und der Aufruhr war schrecklich. Der Pöbel erfuhr im Allgemeinen, daß die Spanier Urheber dieses Anschlags wären, und drängte sich um den Palast des Gesandten, in der Absicht, hineinzubrechen. Die Wüthendsten waren sogar im Begriff, ihn anzuzünden, als die Leute vom Senat ankamen, welche den Marquis zur Audienz geleiten sollten. Das Volk schmeichelte sich nun mit der Hoffnung, daß der Senat eine ausgezeichnete Rache an ihm nehmen würde, und ließ ihn aus dem Hause. Von Schmähreden und Flüchen begleitet, kam er vor den Senat. Er fing mit den heftigsten Klagen über die Gewaltthätigkeit an, die man in seinem Hause verübt hätte, und begleitete seine Klagen mit den stolzesten und lautesten Drohungen, daß er diese Verletzung des Völkerrechts nicht ungerochen lassen würde. Die meisten Senatoren blieben vor Bestürzung ganz stumm; sie fürchteten, er möchte noch einen Rückhalt haben, den man nicht ahnete, um seinen Anschlag auszuführen. Endlich nahm der Doge das Wort und sagte, man würde sich über diesen vorgeblichen Schimpf verantworten, wenn er sich zuvor über die Zurüstungen zum Kriege, die man bei ihm gefunden hätte, erklärte; da er ein Diener des Friedens wäre, könnte man mit Grund diese Anstalten verdächtig finden. Bedemar erwiederte, daß er nicht begriffe, wie Leute, die den Ruf der Klugheit hätten, eine solche Beleidigung mit einem so groben Vorwand entschuldigen könnten; sie wüßten so gut als er, daß er schon mehrmals dergleichen Vorrath zur Verwahrung gehabt hätte, um ihn nach Neapel und Tyrol zu schicken; was die Waffen beträfe, so wäre weltbekannt, daß nirgends bessere gearbeitet würden, als in den Städten der Republik; und was die Feuerwerke und andere Dinge dieser Art anbelangte, so hätten sich einige

Künstler von ausgezeichneter Geschicklichkeit ihm angeboten, und er hätte ihnen aus Neugierde in seinem Hause etwas zu thun gegeben. Hier unterbrach ihn der Doge und sagte, diese Künstler wären Elende, die zur Schande des Menschengeschlechts lebten. Zu gleicher Zeit zeigte er dem Gesandten ein Kreditiv an den Statthalter von Mailand, das man in Renaults Papieren gefunden hatte, nebst andern Briefen von dem Herzog von Ossuna. Bedemar antwortete, er hätte schon oft genug erklärt, daß er das Betragen dieses Herzogs nicht zu verantworten gesonnen wäre; das Kreditiv erinnerte er sich, einem französischen Edelmann gegeben zu haben, den ihm der französische Gesandte empfohlen und der in Mailand zu einer besondern Angelegenheit diese Sicherheit gewünscht hätte; daß übrigens die Republik in diese besondere Angelegenheit verflochten wäre, hätte er nicht gewußt. Der Doge sah aus diesen Antworten, daß sie dem Marquis niemals ausgehen würden; er begnügte sich, ihm die Ruchlosigkeit seines Anschlags mit vielem Ernst vorzuhalten, und schloß mit der Betheuerung, daß keiner von ihnen dem Könige, seinem Herrn, den geringsten Antheil daran zutraute. Bedemar zeigte darüber den ganzen Unwillen eines rechtschaffenen Mannes, dessen Ehre fälschlich angeklagt wird; er wäre von einer Nation, der Tapferkeit und Klugheit zu natürlich wären, als daß sie nöthig hätte, schlechte Künste hervorzusuchen, um ihre Feinde zu verderben; der König, sein Herr, hätte Mittel, sie durch offenbare Gewalt, ohne Verrätherei zu zerstören; und sie würden es vielleicht nur zu bald erfahren. Hierauf verließ er den Saal, ohne Verbeugung, ohne allen Abschied. Seine Begleiter baten ihn, einige Augenblicke in einem benachbarten Gemache auszuruhen, bis der Senat die nöthigen Befehle zu seiner Flucht gegeben hätte. Schnaubend vor

Wuth, und ohne zu antworten, ließ er sich führen, wohin man wollte. Der Pöbel hatte sich auf dem Platz versammelt und wollte ihn zerreißen, sobald er von dem Senat entlassen wäre. Aber während dieser Zeit konnten die Leute, die der Senat mit Wache in sein Haus schickte, seine Bedienten und seine kostbarsten Sachen einschiffen lassen. Alsdann holte man ihn selbst und brachte ihn durch geheime Umwege mit sicherer Begleitung auf eine wohlbewaffnete Brigantine. Der Pöbel tobte über seine Entwischung und machte sich Bildsäulen von ihm und dem Herzog von Ossuna, die er behandelte, wie er sie selbst behandelt hätte, wenn sie in seiner Gewalt gewesen wären.

Zugleich schickte man dem General von der Flotte Befehl, den Kapitän Jacques Pierre, Langlade und die andern Offiziere, die mit dem Kapitän verbunden waren, unverzüglich in das Meer zu werfen. Da man sie auf ihrer Hut vermuthete, wurde ein Fahrzeug von der fremdesten Bauart gewählt, um diesen Befehl zu bringen, damit sie nicht glaubten, daß es von Venedig käme, und man zeichnete den Leuten, die sich in dasselbe setzten, einen großen Umweg vor, damit sie von einer andern Seite als von Venedig herzukommen schienen. Man hat nachher erfahren, daß der Kapitän die ganze Nacht in der Erwartung gestanden und sich in das beste seiner Schiffe geworfen hatte, sobald das Fahrzeug angekommen war, gleichsam als hätte er die Wahrheit geahnet, und um sich auf allen Fall in Vertheidigungsstand zu setzen. Wahrscheinlich aber stand er noch an, sich zu erklären, weil der Schrecken leicht ohne Grund seyn konnte. Der General verlor keinen Augenblick und schickte zwei auserwählte und unverdächtige Leute auf sein Schiff. Sie erschienen ohne sichtbares Gewehr, fanden ihn allein, näherten sich ihm mit

der größten Unbefangenheit, stießen ihm auf Einmal ihre Dolche ins Herz und warfen ihn in die See, ohne daß Jemand etwas merkte. Ebenso rasch und heimlich wurde Langlade nebst vierzig Offizieren aus dem Wege geräumt.

Renault wurde unterdessen in Venedig verhört und blieb dabei, daß er von Nichts wüßte. Vergebens hält man ihm das Kreditiv an Dom Pedro vor, einen spanisch geschriebenen Paß für alle Länder spanischer Botmäßigkeit, verschiedene beträchtliche Wechsel und tausend Pistolen in Gold, die man bei ihm gefunden hat. Er will weder den spanischen Gesandten noch den Statthalter von Mailand kennen; irgend ein Bösewicht hat den Paß und das Kreditiv unter seine Papiere gethan; zu den Wechseln und zu dem Golde bekennt er sich, es ist der letzte übrig gebliebene Rest seines Vermögens. Er hält alle Grade der Tortur aus und sagt Nichts aus, als daß er ein armer, rechtschaffener Greis, ein Edelmann ist, und daß Gott ihn rächen wird. Man verspricht ihm die Erlassung der Strafe, er beharrt auf dem hartnäckigsten Stillschweigen. Endlich, nachdem er verschiedene Male auf alle möglichen Weisen gefoltert worden war, wurde er im Gefängniß erdrosselt und als Verräther öffentlich an einem Fuß gehängt. Ebenso wurden die drei Feuerwerker, der Lieutenant des Grafen von Nassau, Bribe, Lorenz Brulard und die zwei Offiziere vom Arsenal bestraft, nachdem sie die Tortur mit ebenderselben Standhaftigkeit ausgehalten hatten. Brainville, Theodor und mehr als dreihundert Offiziere wurden insgeheim erdrosselt oder ersäuft.

Vergebens mahnte der unglückliche Jaffier den Dogen und die Zehn an ihren Eid. Er war erst nach einer langen und reifen Berathschlagung gebrochen worden. Viele waren sogar dafür, daß man ihn pünktlich hielte. Aber das allgemeine

Entsetzen und die noch fortdauernde Furcht überwog die Gewissenhaftigkeit. Man führte zur Beschönigung des Meineids an, daß man auch ohne Jaffier durch die zwei französischen Edelleute die Verschwörung zeitig genug erfahren haben würde, und daß der Senat also berechtigt wäre, Jaffiers Entdeckung als ungeschehen zu betrachten. Man wandte übrigens Alles an, ihn zu besänftigen. Man bot ihm Geld, man bot ihm Dienste an. Er schlug Alles aus, verlangte Nichts als das Leben seiner Freunde und ging endlich voll Verzweiflung aus Venedig. Der Senat, der es erfuhr, schickte ihm einen Befehl, binnen drei Tagen bei Lebensstrafe das venetianische Gebiet zu räumen, und viertausend Zechinen, die man ihn zu nehmen zwang. Aber seine Gewissensbisse ließen ihm keine Ruhe. Unterwegs erfuhr er, daß der Anschlag von Brescia noch im Stande wäre, zu gelingen. Die Begierde, sich zu rächen, trieb ihn nach Brescia. Aber in den Papieren der Verschwornen hatte der Senat Licht über diese Unternehmung gefunden. Man schickte unverzüglich Truppen dahin, die sich der wichtigsten Posten bemeisterten und den Anschlag vereitelten. Einige Spanier hatten sich in die Stadt geschlichen, sie kamen alle um; Jaffier, der wie ein Verzweifelter an ihrer Spitze focht, wurde ergriffen, nach Venedig gebracht und wenige Stunden darauf in das Meer geworfen.

Der Tod dieses Unglücklichen stellte die Ruhe dieser großen Stadt ganz wieder her, und die erste Sorge des Senats war nun, sich vom spanischen Hof einen andern Gesandten auszubitten. Dom Louis Bravo wurde zu diesem Posten ernannt mit dem Befehl, unverzüglich abzureisen. Bedemar gab ihm wie gewöhnlich eine Instruktion, die fast ganz auf zwei Punkte hinauslief. Der erste war, daß er bei aller Gelegenheit das Betragen seines Vorfahrs laut tadeln und in den gleichgültigsten

Dingen ein entgegengesetztes annehmen sollte; der andere, daß er in allen Angelegenheiten, welche die Vorrechte der Republik betreffen würden, sich ganz allein nach dem squittinio della liberta Veneta richten sollte, und die Ausdrücke, mit denen er sich an verschiedenen Stellen dieser Instruktion darauf bezieht, verrathen, so behutsam sie auch gewählt sind, seine Vaterliebe zu dieser Schrift deutlich genug.

Der Senat ließ in allen venetianischen Staaten ein ausdrückliches Verbot ergehen, weder dem König von Spanien noch den Spaniern das Mindeste von der Verschwörung zuzurechnen. Die zwei Franzosen, denen man für die Entdeckung verbunden seyn wollte, bekamen ein Geschenk von dreißigtausend Dukaten. Dom Pedro verabschiedete vollends seine Truppen und gab Vercelli heraus. Der Herzog von Ossuna setzte die Frau und die Kinder des Hauptmanns Pierre wieder in Freiheit und überhäufte sie mit Wohlthaten. Der Marquis von Bedemar wurde von seinem Hofe als Statthalter nach Flandern geschickt und bekam einige Jahre darauf von Rom aus den Kardinalshut. Aber freilich konnte Nichts auf der Welt einem Geiste, wie dem seinigen, ersetzen, was er in Venedig verloren hatte.

Schiller faßte im Beginne seiner historischen Laufbahn mit Andern den Plan, „die Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Verschwörungen aus den mittlern und neuern Zeiten," herauszugeben. Von dieser Sammlung erschien aber nur der erste Band (Leipzig, bei Siegfried Lebrecht Crusius 1788) unter dem eben angeführten Titel und mit dem Zusatz: bearbeitet von verschiedenen Verfassern, gesammelt und herausgegeben von Friedrich Schiller.

Es ist diesem Bande folgende mit S. unterzeichnete „Nachricht“ vorgedruckt: Zu diesem ersten Bande der Geschichte merkwürdiger Verschwörungen, war noch eine vierte Verschwörung, die des Fiesco gegen Genua, bestimmt, welche aber, wegen Mangel des Raums, zum zweiten Bande verspart werden mußte, auf welchen auch die Vorrede zu diesem Werke ausgesetzt bleibt. Die Verschwörung gegen Venedig ist beinahe wörtlich aus St. Real übersetzt, weil der Leser bei jeder andern Behandlung dieses Gegenstandes zu viel verloren haben würde.

Diese Verschwörung des Bedemar gegen die Republik Venedig ist allein von Schiller, von welchem wir wissen, daß er aus St. Real auch den Stoff zu seinem Don Karlos schöpfte. Eine Beurtheilung dieser rhetorisch gehaltenen, großentheils ungeschichtlichen Darstellung findet man in meiner Biographie Schiller's Th. 2. S. 9 ff. Außer dieser Arbeit enthält die Sammlung noch: Revolution in Rom durch Nicolaus Rienzi, im Jahre 1347; und die Verschwörung der Pazzi wider die Medici in Florenz, im Jahre 1478.

I. Geschichte des Abfalls der Niederlande.

(In den Jahren 1786 bis 1788.)

Wir finden dieses erste größere historische Werk Schiller's im achten Band der Taschenausgabe; eine Kritik desselben gab ich in Schiller's Biographie Th. 2. S. 122 ff.

Die Einleitung und der Anfang des ersten Buchs bis an das Ende des Abschnittes: Die Niederlande unter Karl dem Fünften,

S. 65, erschien zuerst in dem Deutschen Merkur, in welchem Schiller damals vortreffliche Beiträge lieferte (s. Schiller's Leben Th. 2. S. 60 ff.). Ich gebe aus dieser Monatsschrift (Januar und Februar 1788) die wichtigsten Varianten, welche ich wieder durch Anführungszeichen an die beibehaltenen Stellen anknüpfe, auf welche sie folgen.

Taschenausg. B. 8. S. 8 unten:

„Der Drang der Umstände überraschte es mit seiner eigenen Kraft, und nöthigte ihm eine vorübergehende Größe auf, die es nie haben sollte und vielleicht nie wieder haben wird." Die Kraft also, womit es handelte, ist unter uns nicht verschwunden; der glückliche Erfolg, der sein Wagestück krönte, ist auch uns nicht versagt, wenn die Zeitläufte wiederkehren und ähnliche Anlässe uns zu ähnlichen Thaten rufen.[1]

Taschenausg. B. 8. S. 16:

„Was Philipp gegen die Rebellen in Bewegung setzte, wirkte mittelbar für sie." Er vermochte nichts gegen diesen Feind, weil er keine Mauer um sein Land ziehen konnte. „Alle die unermeßlichen Summen" rc.

Taschenausg. B. 8. S. 22:

„Aber das Unternehmen darf uns darum nicht kleiner erscheinen, weil es anders ausschlug, als es gedacht worden war." Von dieser Eitelkeit sollte uns ein vertrauterer Umgang mit der Welt und Vorwelt geheilt haben. „Der Mensch verarbeitet, glättet und bildet den rohen Stein" rc.

Die Ueberschrift S. 27: „Frühere Geschichte der Niederlande bis zum sechzehnten Jahrhundert" findet sich nicht im

[1] Ueber diese Stelle s. Schiller's Leben Th. 2. S. 125.

Deutschen Merkur und in der ersten Ganzausgabe (Leipzig, bei Siegfr. Lebrecht Crusius 1788), sondern es erstreckt sich hier die Einleitung noch bis ans Ende des ersten Buches S. 110.

Taschenausg. B. 8. S. 27 unten in der 2. Anmerkung.

„In den Landschaften, die jetzt großentheils die katholischen Niederlande und die Generalstaaten ausmachen." Die **Batavier** und ein kleineres ihnen verbundenes Volk **Canninefaten** bewohnten einen Theil von Holland, einen Theil von dem heutigen Cleve, Geldern, Utrecht und Oberyssel; alles übrige die **Friesen**.

Taschenausg. B. 8. S. 29 ist Einiges im Ausdruck verändert, Manches auch erweitert und hinzugesetzt. Auf dieser Seite hieß der ursprüngliche Text:

Die Friesen haben unterdessen das Joch ihrer ohnmächtigen Beherrscher gebrochen und erscheinen wieder als ein freies und sogar eroberndes Volk, das seine Gränzen bis über die linken Ufer des Rheins erweitert. Die Völkerwanderung endlich zernichtet die ursprüngliche Form dieser Nationen; andere Mischungen entstehen mit andern Verfassungen. Die Flüsse verändern ihren Lauf, das feste Land und die See verwirren ihre Gränzen, die prächtigen Monumente des römischen Fleißes stürzen ein und die Gestalt des Bodens verwandelt sich mit seinen Bewohnern 2c.

Von S. 64 der Taschenausgabe an ist der früheste Text die Ganzausgabe vom Jahr 1788, auf deren Titel bemerkt ist: **Erster Theil, enthaltend die Geschichte der Rebellionen bis zur Utrechtischen Verbindung.** Die umgearbeitete zweite Auflage erschien zu Leipzig 1801. Diese zuerst hat für die einzelnen

Partien der verschiedenen Bücher die besondern Ueberschriften, wie wir sie jezt in Schiller's Werken finden, während die erste Ausgabe nur allgemeine Ueberschriften für die einzelnen Bücher hat. Denn in der ersten Ausgabe finden wir zuerst die ununterbrochen fortlaufende lange Einleitung, welche zugleich das erste Buch ist. Das zweite Buch ist dann überhaupt überschrieben: Statthalterschaft der Margaretha von Parma. Das dritte Buch, welches jezt in zwei zerfällt, läuft dann bis zu Ende und führt den Titel: Statthalterschaft der Margaretha von Parma. Verschwörung des Adels. Durch die neuern vermehrten Ueberschriften ordnen sich die Massen gruppenweise zusammen, so daß sie leicht überschaut werden können.

Die erste Variante dieser ältesten Ausgabe fällt auf S. 78 der Taschenausgabe, wo die Inquisition geschildert wird. Hier heißt der ursprüngliche Text:

„Sie (die Inquisition) hat den Kardinal Ximenes zum Stifter; ein Dominikanermönch, Torquemada, eröffnete diesen schrecklichen Gerichtshof zuerst, gründete seine Statuten, und vermachte in ihm seinem Orden der Menschheit ewigen Fluch. Bald wurde aus einem Werkzeuge despotischer und hierarchischer Unterdrückung ein Instrument der Habsucht. Die ungeheuren Summen, die durch Einziehung der Güter in den Fiscus fielen, waren eine fürchterliche Lockung für Ferdinand; die Inquisition gab ihm einen Schlüssel zum Vermögen aller seiner Unterthanen in die Hände, wie sie das Organ seiner Gewalt und das starke Band war, woran er die Mächtigen hielt. Das Tribunal stand unerschütterlich fest, weil es durch die vereinigte Kraft der zwo mächtigsten Leidenschaften gehalten wurde.

Die Vernunft unter den blinden Glauben herabzustürzen und die Freiheit des Geistes durch eine todte Einförmigkeit zu zerstören, war das Ziel, worauf dieses Institut hinarbeitete:

seine Werkzeuge dazu waren Schrecken und Schande. Bis ins Gebiet der geheimsten Gedanken dehnte es seine unnatürliche Gerichtsbarkeit aus. Jede Leidenschaft stand in seinem Solde, Freundschaft, eheliche Liebe und alle Triebe der Natur wußte es zu seinem Zwecke zu brauchen, seine Schlingen lagen in jeder Freude des Lebens. Wohin es seine Horcher nicht bringen konnte, versicherte es sich der Gewissen durch Furcht; ein dunkler Glaube an seine Allgegenwart fesselte die Freiheit des Willens, selbst in den Tiefen der Seele. Alle Instinkte der Menschheit beugte es unter das Formular eines willkührlichen Glaubens; alle Ansprüche an seine Gattung waren für einen Ketzer verscherzt, mit der leichtesten Untreue an der Kirche hatte er sein Geschlecht ausgezogen. Die heilsamen Schauer des Instinkts, womit uns der Urheber unseres Wesens gegen unnatürliche Verbrechen gewaffnet hat, trug es willkührlich auf ein elendes Priesterwerk über; „ein bescheidener Zweifel an der Unfehlbarkeit des Papstes wird geahndet, wie Vatermord, und schändet, wie Sodomie." Kein Schicksal konnte seine Opfer ihm unterschlagen, an Leichen, an Gemälden wurden seine Sentenzen vollstreckt, vor dem Arme der Inquisition war das Grab selbst keine Zuflucht und die Schuld des Vaters lebte fort im Elend ganzer Generationen.

„Die Vermessenheit ihrer Urtheilssprüche kann nur von der Unmenschlichkeit übertroffen werden, womit sie dieselben vollstrecket." Sie füllt die Sinne mit neuen, ausgesuchten und unterirdischen Schrecknissen an, von den Phantomen entlehnt, die sie selbst in einer kranken und kindischen Einbildung niederlegte, und vermengt das wirkliche Entsetzen der Gegenwart mit einem Gaukelspiel aus künftigen Welten. „Indem sie Lächerliches mit Fürchterlichem paart" 2c.

In der Schilderung Wilhelms von Oranien (Taschenausgabe B. 8. S. 90 oben) heißt es:

„Welche Erwartungen konnte man nicht von dem Geiste eines Mannes hegen, der in einer solchen Schule gebildet war", und welche von dem Herzen dieses Mannes, der — noch als Kind so nahe um einen Monarchen — nicht aufgehört hatte, ein guter Mensch zu seyn!

Taschenausg. B. 8. S. 95 in der Mitte:

„Philipp hatte hier mit einem Gegner zu thun, der auf seine Staatskunst gerüstet war, und dem bei einer guten Sache auch die Hülfsmittel der schlimmen zu Gebote standen. Und eben dieser letztere Umstand erklärt uns, warum er unter allen gleichzeitigen Sterblichen diesen am unversöhnlichsten haßte und so unnatürlich fürchtete." Unglücklicher Weise hatte der Kaiser, da er seinem Sohne die herrlichste Blume pflanzte, auch schon den Wurm mit erzogen, der ihre Blüthe zernagte.

Taschenausg. B. 8. S. 119 oben:

„Jetzt stellte er (Philipp) diesen Minister allen Leidenschaften bloß, die auf einmal die Fesseln der königlichen Gewalt nicht mehr fühlten, überließ dem schwachen Arm eines Unterthans, woran selbst die Majestät mit ihren mächtigsten Stützen unterliegen konnte," und machte ein Verbrechen der Politik zu einem Bubenstück in der üblen Wahl seines Dieners.

Auf derselben und der folgenden Seite:

„Die wiederholten Schauspiele der Marter und des Todes hatten die zarten Fäden der Sittlichkeit zerrissen, und dem Charakter der Nation eine unnatürliche Härte gegeben." Dadurch daß sie alle Schrecken der menschlichen Natur auf

diesen Henkerbühnen zur Schau stellte, und die Gemüther damit vertraut werden ließ, verscherzte die Regierung ihren mächtigsten Talisman, die Furcht des Verborgenen. Jetzt hatte das Verbrechen keine Schrecken mehr im Hinterhalt; das Auge zählte sie, Gewohnheit entwaffnete sie, und die Vernunft konnte sie wägen.

Taschenausg. B. 8. S. 154:

„Auch war die Furcht vor dem Einflusse dieses Mannes so übertrieben groß, daß man ihn endlich aus seinem Vaterlande verjagte," nicht anders, als ob diese Riesengestalt, wenn sie den Niederlanden so nahe bliebe, die Freiheit der Nation noch mit ihrem schrecklichen Schatten verschlingen würde.

Am Ende des Kapitels (S. 155) nach: „besessen hatte" ist folgender Abschnitt ausgeworfen worden:

Granvella war gefallen, wie kein Günstling fällt — nicht weil sein ephemerisches Glück verblüht war, nicht durch den dünnen Athem einer Laune — er fiel durch der Eintracht wundervolle Kraft — durch die zürnende Stimme einer ganzen Nation. Aber wie war es möglich, daß der Mann, der das schwerste Instrument so geschickt handhabte, so unglücklich auf einem weit leichtern spielte? Hatte er, der den wachsamen Argwohn eines finstern Despoten hinterging, für ein lachendes Volk keine Verstellung mehr übrig? Je höher ihn diese wundervolle Freundschaft des Königs stellt, die bei ihm die Flüchtigkeit verlernte — desto mehr Erniedrigung für ihn, daß er diese königliche Freundschaft der Schande Preis gab, ihre Ohnmacht der Welt darzulegen! daß er seinen königlichen Gönner zwang, ihn mit abgewandtem Angesicht zu opfern!

Taschenausg. B. 8. S. 161:

„Dort ging ihr Name unter dem zahlreichen Anhang und im Glanze ihres Nebenbuhlers verloren; auf der verlassenen Seite des Hofes strahlte ihr dürftiges Verdienst." Was den größten Theil des Adels von der Krone abtrünnig machte, erhielt ihr diese Wenigen getreu. Jener wollte keine Gesetze von dem Despoten; diese keine von ihres Gleichen empfangen.

Taschenausg. B. 8. S. 166:

„Von der Verderbniß, welche den ganzen Staatsrath ergriffen, hatten sich der geheime Rath und der Finanzrath, in denen Viglius und Barlaimont den Vorsitz führten, noch größtentheils rein erhalten." Ein neuer Versuch auf den letztern war abermals mißlungen; jetzt bemühte man sich, diesen beiden Curien einige neue Mitglieder aufzudringen, die dem Interesse der Faction mehr ergeben wären. Damals trat ein gewisser Balduin, ein geborner Flamänder, im Reiche der Gelehrsamkeit auf, der sich in der Rechtswissenschaft einen glänzenden Namen erworben und mit den vorzüglichsten Gaben des Geistes alle Reize einer einnehmenden Gestalt und jede Grazie des Umgangs und der Beredsamkeit verband. Der Aufenthalt in Deutschland hatte ihn zu der lutherischen Kirche hingezogen, die er hernach in Frankreich für den Calvinismus verließ; und als er hier, von seinem Lehrer zu wenig befriedigt, zur mütterlichen Kirche zurückkehrte, brachte er alle Gesinnungen der Billigkeit und Duldung mit zurück, welche die unausbleibliche Frucht so vieler Erfahrungen an ihm selbst hatten seyn müssen. Diesen Balduin betrachtete Wilhelm von Oranien als das auserlesenste Werkzeug, den Geist der Menschlichkeit in die niederländischen Gerichtshöfe

einzuführen, und die Inquisition zu verbannen, sobald es ihm nur gelänge, ihn in den geheimen Rath in Brüssel zu bringen. Er entwarf also den Plan, ihn zuerst mit Hülfe seines ganzen Einflusses auf die Akademie zu Douai oder Löwen zu bringen, von wo aus sich der Ruf seiner Wissenschaft ohne Zweifel sehr bald verbreiten und dem Könige selbst nicht lange verborgen bleiben würde. Glückte ihm dieses, so würde der letzte Schritt sehr leicht gethan seyn, ihn auch noch in das geheime Collegium zu versetzen. Aber so verführerisch die Gründe auch waren, mit denen er seinen Anschlag zu schmücken wußte, so verfehlten sie doch ihre Wirkung auf das Gemüth dieses Mannes, der zu weise und zu bescheiden dachte, um eine sichere Mittelmäßigkeit einer zweifelhaften Größe zu opfern. Ein ähnlicher Entwurf mißlang dem Grafen von Horne bei einem deutschen Rechtsgelehrten, mit Namen Cassander, den die verwilderten Sitten des Hofes sehr bald in sein Vaterland zurücktrieben. [1]

Taschenausgabe B. 8. S. 169 ist eine lange, höchst wichtige Stelle über das Concilium zu Trient — wie ich vermuthe, hauptsächlich deswegen unterdrückt worden, weil sie sich mit dem Hauptinhalt des Kapitels, welches Staatsrath überschrieben ist, nicht zu Einer Gruppe zusammenfügen wollte, und in dem Ganzen als Episode zu betrachten ist.

„Die Kirchenversammlung zu Trient war unterdessen auch geendigt, und die Schlüsse derselben der ganzen katholischen Christenheit bekannt gemacht worden. Aber diese Schlüsse, weit entfernt, den Zweck der Synode zu erfüllen und die Erwartungen der Religionsparteien zu befriedigen, hatten die Kluft zwischen beiden Kirchen vielmehr erweitert, und die Glaubenstrennung unheilbar und ewig gemacht."

[1] Anmerkung von Schiller: Burgund. 89. 90. 91. Grot. 18.

Schon war der Fanatismus auf einem heilsamen Rückwege zur Vernunft, als sich der erste Gedanke zu diesem Concilium entspann. Das wachsende Glück der Reformation, die schon anfing, Staaten im Staat zu errichten, und ein Reich des Nordens nach dem andern von dem Papstthum riß, verhöhnte die barbarischen Mittel, welche eine rohe Politik eilfertig gegen sie zusammengerafft hatte. Die dringende Gefahr, womit die Hierarchie sich umfangen sah, hatte jene blutigen Rettungsmittel in einem gewissen Sinne gerechtfertigt: die Nothwendigkeit legte sie auf, weil eine schlimme Sache nur durch eine andere schlimme sich erhalten kann, und die Staatsklugheit selbst sprach dafür, so lange es sich beweisen ließ, daß sie hinreichend wären. Die Ertödtung eines entbehrlichen Gliedes rettete vielleicht den ganzen Körper; aber dieses Glied mußte geschont werden, sobald es das edlere war. Eben diese Methode, welche gegen die ersten Anfänge der Sekte anzupreisen seyn mochte, konnte bei ihrem Anwachs vielleicht die verwerflichste seyn. In mehreren Ländern, wie in Frankreich, und allgemein genommen auch in Deutschland, hielt der protestantische Theil des Volks dem katholischen schon das Gleichgewicht, in andern war er ihm gar überlegen. Wo er ihm auch an Anzahl wich, hatte er vielleicht die ganze Industrie und den Wohlstand des Staats in Händen, und der Souverain durfte ihn nicht unterdrücken lassen, ohne sich zugleich seines nützlichsten Unterthans zu berauben. Große und weitläuftige Monarchien, wie die spanische war, ertrugen diesen Bürgerverlust leichter, oder empfanden ihn wenigstens später, da sich im Gegentheil kleinere Staaten, wie Savoyen, die Niederlande u. s. w., daran verbluten mußten. Diese also, wenig gebessert, wenn sie, um den gesunden Theil zu retten, den angesteckten aufopferten, mußten vielmehr sorgfältig darauf

denken, auch den letztern selbst noch zu bewahren, und ihn, wo möglich, in einen nützlichen umzuschaffen. Daher die billigeren Religionsgesinnungen bei den Fürsten des zweiten und dritten Rangs; daher der Ursprung größerer Duldung in geringeren Staaten.

Bei der heftigen und allgemeinen Erschütterung, welche die ganze Religionsmasse durch einander wühlte, konnte es nicht fehlen, daß nicht einige ihrer Blößen zum Vorschein kamen. Die kühnen und glücklichen Angriffe der Reformatoren auf die Hierarchie hatten endlich den Katholiken selbst die Augen über das Sittenverderbniß ihrer Geistlichkeit, über verschiedene Mißbräuche der Kirche geöffnet, welche die Vorwürfe der Glaubensverbesserer gewissermaßen zu rechtfertigen schienen. Die Kirche, gestand man einstimmig, bedürfe einer Reinigung, um die edle Einfalt ihres Ursprungs wiederherzustellen, und alles Fremdartige und Willkürliche auszuscheiden, womit eine lange Reihe von Jahrhunderten den reinen Lehrbegriff verunstaltet hatte. Beide Zwecke hoffte man, nach dem Beispiel der vorigen Zeiten, durch eine Generalsynode zu erreichen, die in der Vereinigung seiner irdischen Organe den himmlischen Stifter des Christenthums vorstellte. Hier sollten die streitigen Punkte noch einmal der Prüfung unterworfen werden, die Gegner der mütterlichen Kirche mit republikanischer Freiheit ihre Beschwerden vortragen und dann an die Aussprüche des heiligen Geistes verwiesen seyn, der durch das Concilium redet.

Wichtiger noch waren die politischen Gründe, aus welchen die Fürsten das Concilium wünschten. Die willkürlichen Anmaßungen des römischen Stuhls hatten längst ihre eigenen Rechte gekränkt und ihren Stolz beleidigt; jetzt, nachdem dieser gefürchtete Erschütterer ihrer Throne zu der tiefsten

Abhängigkeit von ihnen herunter gesunken war, jetzt hatten sie es in der Gewalt, diese anstößige Priestermacht in bescheidnere Gränzen zurückzuleiten, das Oberhaupt der Hierarchie durch seine eigenen Werkzeuge zu beschränken, und ihm durch die Klerisey ihrer Länder Gesetze vorzuschreiben. Alle diese Gründe bewogen Karl den Fünften, sich mit dem thätigsten Eifer für die Haltung dieses Conciliums zu verwenden; dieses war auch die vereinigte Stimme aller katholischen Fürsten.

Aber eben die Gründe, welche den Kaiser und die übrigen Fürsten dieses Concilium so eifrig wünschen ließen, machten den Papst desto schwieriger, es auszuschreiben. Ein System, wie die Hierarchie, das so sehr Ursache hatte, das Auge der Prüfung zu scheuen, das durch so schwache, durch so unzuverlässige Bande zusammenhielt, und gleichsam nur für ein Helldunkel gestellt war, konnte der republikanischen Licenz dieses geistlichen Reichstags und dem Ehrgeize der Prälaten, die ein, dem römischen Stuhl ganz entgegengesetztes Interesse hatten, ohne Gefahr nicht bloßgestellt werden. Viele Dogmen, die in die päpstliche Hoheit eingriffen, durften gar nicht zur Untersuchung kommen; ein scholastischer Zank konnte die Grundsäulen der päpstlichen Macht unterwühlen. Das Beispiel der vorigen Kirchenversammlungen erwies zur Genüge, wie viel sich die Prälaten gegen die Papstheit herausnehmen konnten. Wenn dieß in den ruhigen Zeiten des unangefochtenen Lehrbegriffs geschah, wie viel mehr war in einer Epoche zu wagen, wo bereits ein so verführerisches Beispiel des Abfalls gegeben, wo die Erleuchtung des Menschengeschlechts um so viele Jahrhunderte weiter gerückt war, und wo die mißliche Stimmung der Gemüther, die Unzuverlässigkeit mancher von den wichtigsten katholischen Fürsten dem Oberhaupt der Kirche

alle jene trotzigen Waffen verbot, die sonst unwiderstehlich und unfehlbar gewesen. Clemens der Siebente entschlüpfte dem Antrag mit allen Schlangenkünsten der römischen Politik, aber die vereinigte nachdrückliche Stimme der sämmtlichen katholischen Fürsten nöthigte seinem Nachfolger, Paul dem Dritten, endlich die Bewilligung dazu ab. Nach vielen Verzögerungen, welche über den Ort, wo das Concilium gehalten werden sollte, entstanden, und welche dem Papst sehr willkommen waren, wurde es endlich durch eine feierliche Bulle nach Trient ausgeschrieben, wohin der Papst drei Legaten schickte, um durch sie die Verhandlungen desselben von Rom aus zu dirigiren. In den verschiedenen Sitzungen des Conciliums wurde der Hauptlehrsatz der Protestanten, nach welchem sie die Schriften der Evangelisten und Apostel für die einzige Norm des Glaubens erkennen, als verdammlich verworfen, die apokryphischen Bücher in gleichen Rang mit den kanonischen gesetzt, und ihnen, so wie den mündlichen Ueberlieferungen der Kirche, ein gleiches Ansehen zugestanden. Anstatt den eigentlichen Quellen der Trennung nachzuspüren, und die Beschwerden der Gegner zu untersuchen, verschwendete man den Athem in unnützen scholastischen Untersuchungen und den lächerlichsten Kämpfen, die mit der eigentlichen Quelle des Uebels nichts zu schaffen hatten; einige wenige gewagtere Angriffe auf den römischen Stuhl wurden durch die Mehrheit seiner Kreaturen und durch die Gewandtheit der Legaten glücklich zurückgeschlagen. Als sich der Streit anfing zu erhitzen, und einige bedenkliche Artikel den Papst beunruhigten, verlegte er die Versammlung eilfertig nach Bologna; die politischen Händel, welche den kaiserlichen und römischen Hof entzweiten, trennten auch das Concilium, und die kaiserlichen Bischöfe, die in Trient zurückgeblieben, wollten die Väter in

Bologna nicht erkennen. Unterdessen hatte die Schlacht bei Mühlberg das Selbstvertrauen des Siegers erhoben; beleidigt von dem Papst, und unbefriedigt von den Concilien, will er aus eigner Gewalt ins Werk richten, was er aufgibt, von diesem zu erhalten, und unternimmt, die streitenden Parteien vermittelst seines Interims zu vereinigen, ein Versuch, der, wie alle vorigen, mißlingt. Das Concilium wird von den heftigsten Zwistigkeiten getheilt, welche die Bastarde des Papstes und des Kaisers wegen Parma und Piacenza erregen. Während dieser Unruhen stirbt Paul der Dritte. Das Concilium kehrt unter seinem Nachfolger, Julius dem Dritten, nach Trient zurück; aber der Streit wegen Parma und Piacenza, der durch die Dazwischenkunft einer natürlichen Tochter Heinrichs des Zweiten von Frankreich nur noch verwickelter wird, fährt nicht weniger fort, beide Höfe zu verunreinigen und seine Verhandlungen zu hemmen. Die Erzbischöfe von Mainz und Trier, vier päpstliche Nuntien und Legaten, zwei kaiserliche Gesandte, und einige italienische, spanische und deutsche Prälaten geben endlich dem Concilium seine Thätigkeit wieder, welches aber, nach einigen fruchtlosen Gezänken über das Abendmahl, durch den Schrecken der protestantischen Waffen, die schon an den Gränzen von Italien drohen, plötzlich aufgehoben wird. Karl verliert in Tyrol die Frucht aller seiner Siege und flieht schimpflich vor seinem Ueberwinder; Solimans Waffen rufen den römischen König nach Ungarn, und Heinrich der Zweite von Frankreich, ein Alliirter von diesen beiden Feinden der katholischen Christenheit, kommt ihnen in Italien und Deutschland zu Hülfe. Die versammelten Völker verlassen eilfertig Trient, und neun Jahre lang liegt das Concilium darnieder.

Kaum war der französische Krieg durch den Frieden von

Chateau=Cambresis geendigt und die Ruhe in Europa wieder hergestellt, als die Aufmerksamkeit Philipps, die durch keine dringendere politische Angelegenheit mehr zerstreut war, auf den Religionszustand seiner Staaten, seine Lieblingssorge, zurückkehrte, und er die Augen wieder auf das Concilium richtete. Weit entfernt aber, auf eine Aussöhnung mit der evangelischen Sekte dabei zu denken, gegen welche sein Haß instinktartig und unauslöschlich war, oder es der Mühe werth zu halten, der mütterlichen Kirche diese verlornen Glieder zu retten, war es ihm nur darum zu thun, den noch unbefleckten Theil seiner Unterthanen vor einer gleichen Verderbniß zu bewahren. Der Verlust einer Million Menschen (sollten es auch mehrere seyn) kümmerte einen Monarchen nur wenig, der, wenn es auf politische Berechnungen ankam, mit Menschenleben so verschwenderisch war, und nie nach Individuen zählte; die Bequemlichkeit einer allgemeinen Geisteseintracht hingegen, die eine Frucht dieses Conciliums seyn sollte, war zu anziehend für seinen engen Geist, daß er nicht genug eilen zu können glaubte, sie in allen Provinzen seiner Monarchie auszuschreiben. Dazu kam, daß auch Er, unbeschadet seiner wahren und seiner geheuchelten Ergebenheit gegen den römischen Stuhl, die Anmaßungen desselben mit Augen der Eifersucht betrachtete, und dadurch, daß er die Macht der Bischöfe und der kleineren Fürsten erweiterte, die Gerichtsbarkeit dieses Stuhls zu beschränken hoffte. Aus ganz andern Gründen und einer weit menschlicheren Politik stimmte Frankreich für die Erneuerung des Conciliums. Heinrich der Zweite, der grausame Feind der Hugenotten, war nicht mehr; ihr Anhang war in diesem Reiche zu einer so furchtbaren Macht angewachsen, daß er der herrschenden Kirche im Stande war die Spitze zu bieten, und selbst die Zügel der Regierung an sich zu reißen. Zugleich

machte er den reichsten und edelsten Theil seiner Bürger aus, und der Verlust schien gleich groß, einen solchen Feind zu unterdrücken, oder ihm zu erliegen. Das einzige Rettungsmittel für diesen Staat schien eine Wiedervereinigung beider Kirchen zu seyn, welche möglicherweise nur von einer Generalsynode erhalten werden konnte. Dieselbe menschliche Politik nöthigte dem Kaiser, dem Herzoge von Savoyen und einigen andern Fürsten dieselben Wünsche ab, und die Fortsetzung des tridentinischen Conciliums war wieder das einstimmige Begehren aller katholischen Mächte.

Pius der Vierte, ein Medicäer, trug damals die Tiare. Er selbst hatte sich vor seiner Erhebung zur Erneuerung des Conciliums verbindlich gemacht, aber kaum hatte er den Stuhl Peters bestiegen, so trat er in die Maximen seiner Vorgänger ein. Er erinnerte sich der Beweggründe, nach welchen Paul der Dritte gehandelt hatte, da er die Kirchenversammlung, unter dem Vorwande, sie nach einem gesunderen Ort zu verlegen, zertrennte. Er überlegte die Gefahr, welcher Julius der Dritte durch sein gutes Glück und die Waffen der Protestanten in Deutschland noch kärglich entronnen war. Jetzt war in Europa kein Karl der Fünfte mehr, der dem Dünkel und Ehrgeize der Prälaten Gränzen setzen konnte, wenn es ihnen einfallen sollte, über den Trümmern des Papstthums ihre eigene Macht zu erheben. Aber die Hitze, mit der die katholischen Fürsten diese Angelegenheit betrieben, ließ ihm keine Wahl. Zugleich bedrohte ihn Frankreich mit einer Nationalsynode, welche ihn in Gefahr setzte, dieses ganze Königreich, wie Britannien, zu verlieren; dieses zu verhindern, mußte er eilen, das Concilium in Trient zu erneuern.

Die Frage war, ob es als eine ganz neue Synode, oder nur als eine Fortsetzung des unterbrochenen Conciliums

angekündigt werden sollte? Die Entscheidung dieses Punktes war so ernsthaft und delikat, als sie beim ersten Anblick nichtsbedeutend schien. War es ein neues Concilium, so war dadurch stillschweigend das Ansehen des vorigen entkräftet, und alle Entscheidungen desselben, welche zu erschleichen so viel Kunst gekostet hatte, mußten noch einmal der so gefährlichen Beleuchtung ausgesetzt werden. War es hingegen nur eine Fortsetzung des ersten, so behielten alle Schlüsse, welche gegen die Protestanten gefällt waren, eine gesetzliche Kraft; und letztere konnten sich also im Voraus für verurtheilt halten. Aber in den wenigen Jahren, worin das Concilium geruht hatte, hatte die Lage der Protestanten ein so vortheilhaftes Ansehen gewonnen, daß ihre Beistimmung nicht mehr so ganz gleichgültig war. Erklärte man das Concilium für ein neues, so konnte man sie vielleicht bewegen, es anzuerkennen und ihre Bevollmächtigte dahin zu senden. Diese letzte Meinung unterstützten der kaiserliche und französische Hof auf das nachdrücklichste, welche darauf drangen, daß man die Schlüsse der vergangenen Sitzungen in Vergessenheit senken solle. Philipp der Zweite aber, dem an Beschleunigung des Conciliums unendlich mehr, als an dem Beitritt der Protestanten gelegen war, und der zugleich noch in Sorgen stand, daß die Schlüsse desselben dadurch eine Milderung leiden möchten, drang darauf, sie ganz davon auszuschließen, und das neue Concilium ausdrücklich für fortgesetzt zu erklären. Der römische Hof half sich, um beide Parteien, wo nicht ganz zu befriedigen, doch beide zu schonen, mit einer Spitzfindigkeit: „Wir setzen das Concilium fort," erklärten sich die Legaten, „indem wir es ankündigen, und kündigen es an, indem wir es fortsetzen."

Alle Fürsten der Christenheit, auch die protestantischen, wurden nach Trient zu dem Concilium geladen. Zwei

päpstliche Nuntien, denen der Kaiser drei Gesandte an die Seite gab, um ihr Gesuch zu unterstützen, erschienen vor den protestantischen Fürsten Deutschlands, die sich zu dem Ende in Naumburg versammelt hatten. Aber unglücklicher Weise war gleich in der Ankündigung gefehlt. Diese Ankündigung setzte Punkte voraus, die erst erwiesen werden sollten, und geschah im Namen des römischen Bischofs, dessen Recht dazu die große Streitfrage war. Die Fürsten erklärten den kaiserlichen Gesandten ihren Dank für seine wohlgemeinte Verwendung. „Nichts," sagten sie, „würde ihnen willkommener seyn, als eine allgemeine Kirchenversammlung, der es ernstlich darum zu thun wäre, den bisherigen Glaubenstrennungen zu begegnen; aber weder diesen Zweck, noch diese Wirkung versprächen sie sich von der trientischen, in welcher, wie schon aus der Bulle erhelle, nur die Kreaturen des römischen Hofs etwas zu sagen haben würden." Die Nuntien wurden vorgelassen; die päpstlichen Briefe aber, ihrer einladenden Aufschrift ohngeachtet, uneröffnet zurückgegeben. „Da sie von keiner Gerichtsbarkeit wüßten, die der Bischof außerhalb seinem Kirchspiel auszuüben hätte, so hielten sie sich nicht für verbunden, ihm ihre Meinung von dem Concilium zu sagen." Den Nuntien, welche nach Dänemark und England bestimmt waren, wurde mit noch weniger Achtung begegnet. Noch an der niederländischen Gränze wird dem Kardinal Martiningo von Seiten Frankreichs befohlen, zurückzukehren, und in Lübeck erhält sein Gefährte einen freundschaftlichen Wink von der Königin Elisabeth, sich die Seereise zu ersparen.

Gleich die Eröffnung des Conciliums gab zu erkennen, was man sich davon zu versprechen hätte. Ehe noch der größte Theil der Deputirten und der auswärtigen Prälaten angelangt war, wurde auf Ansuchen der Legaten, welche den

Vorsitz bei der Versammlung führten, ein Schluß abgefaßt, daß sie allein die Streitfragen sollten aufwerfen dürfen. Dadurch glaubte der römische Stuhl alle Angriffe abzuwehren, welche gegen ihn selbst gerichtet werden konnten; und der Hauptendzweck des Conciliums, die Verbesserung der Hierarchie, ging gleich durch die Schlüsse seiner ersten Sitzung verloren. Je mehr Mühe Philipp und die übrigen Fürsten anwendeten, dieses schädliche Dekret umzustoßen, desto mehr bestärkten sie das Mißtrauen des Papstes, der nun nicht mehr zweifelte, daß es mit diesem Concilium auf seine eigne Gerichtsbarkeit abgesehen sey; und die Legaten erhielten Befehl, mit der unerschütterlichsten Beharrlichkeit auf diesem Artikel zu bestehen. Nichts desto weniger kamen einige sehr bedenkliche Fragen, vorzüglich über die Einsetzung und den Wohnsitz der Bischöfe, in Bewegung, die schon Paul den Dritten in Furcht gesetzt und seine ganze Politik angestrengt hatten; aber durch eine unermüdete Wachsamkeit, durch Bestechungen, Schmeicheleien und Drohungen, durch ununterbrochene geheime Unterhandlungen mit den Prälaten, hauptsächlich aber durch die thätige Mitwirkung der italienischen Bischöfe, die den übrigen an Anzahl weit überlegen, und als die ärmsten unter allen, in größerer Abhängigkeit von dem römischen Stuhle standen, wußte er die Mehrheit der Stimmen überall auf seiner Seite zu erhalten, daß nicht nur kein Schluß zu Stande kam, der seine Macht einschränkte, sondern auch sogar einige wichtige Anmaßungen, deren Abschaffung von den Hauptzwecken des Conciliums gewesen, durch dasselbe Bestätigung empfingen. Diese offenbare Parteilichkeit der Synode, die durch ununterbrochene geheime Befehle von Rom aus in Fesseln gehalten wurde, gab den auswärtigen Gesandten und Prälaten zu bittern Beschwerden Anlaß, denen man bald

durch glatte und zweideutige Antworten auswich, bald die zuversichtlichste Dreistigkeit entgegensetzte. Katharina von Medicis verkaufte die französische Kirche dem römischen Stuhl für eine schimpfliche Summe von 25,000 Goldgulden, und Kaiser Ferdinand klagte bitter, daß man ihm kein ähnliches Gebot gethan hatte. Das römische Gold wucherte reichlich in Trient, und die heiligen Väter ließen sich herab, dem heiligen Stuhl als Spione zu dienen. Aber dieser kostbare Geldaufwand und die fortdauernde Anstrengung seiner Aufmerksamkeit ermüdeten zuletzt den Papst. Mit aller seiner Wachsamkeit konnte Pius der Vierte es nicht verhindern, daß nicht ein verfänglicher Artikel den andern drängte, und die Insolenz der Prälaten ihn in immerwährender Furcht erhielt. Er gab also seinen Legaten Befehl, die Versammlung ohne Zeitverlust aufzuheben. Dieses geschah gegen das Ende des Jahres 1563 mit der unanständigsten Eilfertigkeit, doch ohne eine merkliche Widersetzung von Seiten der katholischen Fürsten, die ihre ehemaligen Erwartungen von dem Concilium längst aufgegeben, und nun deutlich einsahen, daß seine längere Fortsetzung das päpstliche Ansehen, anstatt es zu verringern, nur erweitern und befestigen würde. Davon überführten sie die letzten Schlüsse des Conciliums, die auf sein ganzes vorhergehendes willkürliches Verfahren vollends das Siegel drückten. Der erste enthielt, daß die Schlüsse, ehe sie in Kraft eines Gesetzes gälten, von dem Papst erst bestätigt werden müßten; der andere lautete, daß, welcher Ausdrücke man sich auch darin bedient haben möchte, keiner zum Nachtheil des päpstlichen Ansehens dürfe gedeutet werden. Vier päpstliche Legaten, eilf Kardinäle, fünfundzwanzig Erzbischöfe, hundert und achtundsechszig Bischöfe, neunundreißig deputirte Minister und sieben Ordensgenerale unterzeichneten die Statuten. Der

Papst, von dem glücklichen Ausschlag dieses so gefürchteten Conciliums auf das angenehmste überrascht, ließ öffentliche Dankgebete anstellen; die Bestätigungsbulle wurde ohne Verzug ausgefertigt, alle Prälaten und Fürsten darin aufgefordert, die Schlüsse des Conciliums gelten zu machen, und Erläuterungen derselben, welchen Namen sie auch haben mochten, ein für allemal untersagt. Der protestantischen Fürsten wurde gar nicht dabei gedacht; da sie so wenige Achtung gegen die Einladung bewiesen, so war nicht zu erwarten, daß die Bestätigungsbulle bei ihnen mehr Glück machen würde. Der römische Stuhl gab sie also stillschweigend auf.

In der That hatte das Resultat dieser Synode die schlechten Erwartungen der Letztern nur zu sehr bestätigt. „Der alte Lehrbegriff, anstatt geläutert zu seyn" ꝛc.

Taschenausg. B. 8. S. 187:

„Er genehmige Alles, sie möge so weit gehen, als sie wolle, wenn sie nur das Aergerniß vermeide." Auf ihn allein solle sie sich berufen, er selbst wolle dem Unwillen des Volks offene Stirne bieten.

Taschenausg. B. 8. S. 189 in der Anmerkung, nach den Worten: „seinem unvermeidlichen Schicksal entfliehen kann," ist folgender Abschnitt ausgelassen:

Ob es diese Gründe allein, und nicht mitunter auch Rachsucht und Schadenfreude waren, welche den Prinzen zu diesem Schritte vermochten, bleibt dem Urtheil eines Jedweden freigestellt. Genug, daß das Betragen des Prinzen aus dem bessern Beweggrunde hinreichend erklärt werden kann, ohne daß man nöthig hätte, den schlechtern zu Hülfe zu nehmen; und daß in seinem Charakter wenigstens kein Grund liegt,

warum man diese Handlung lieber aus schlimmen, als aus guten Quellen herleiten sollte.

Taschenausgabe B. 8. S. 196 am Ende des Buches ging der Text folgendermaßen noch weiter fort, und war eine Anmerkung beigefügt.

„Da sie (die Regentin) eben so sehr fürchtete, durch ein ausschließendes Vertrauen in die Anhänger der Krone das Volk aufzubringen, als sie bange war, dem Könige durch ein zu enges Verständniß mit den erklärten Häuptern der Faktion zu mißfallen, so konnte sich ihrem Vertrauen jetzt schwerlich ein besserer Gegenstand anbieten, als eben Graf von Egmont, von dem es eigentlich nicht so recht ausgemacht war, welcher von beiden Parteien er angehörte;" der auf der einen Seite Stärke genug besaß, um ihrem Wankelmuth nachzuhelfen, und Nachgiebigkeit genug auf der andern, um sich mit ihrer empfindlichen Eitelkeit zu vertragen. [1]

Taschenausgabe B. 8. S. 226 war den Worten: „Sie (die Verbundenen) drangen daher in einer Schrift, die sie drei Tage darauf übergaben, auf ein ausdrückliches Zeugniß der Regentin, daß sie nichts als ihre Schuldigkeit gethan, und daß nur Diensteifer für den König sie geleitet habe," noch die Anmerkung unter dem Text beigefügt:

[1] Der königliche Anhang im Staatsrath, mit diesem Opfer noch nicht zufrieden, verlangte noch von dem Grafen von Egmont, daß er sich laut und bestimmt für die Inquisition und die Edikte erklären sollte. „Ihr habt gut reden," antwortete ihnen der Graf, „aber erwäget ihr auch, wie viel ich durch das jetzige schon meiner Ehre vergebe, wie vielen zweideutigen Urtheilen ich mich ausgesetzt habe, und wie viele Vorwürfe mir täglich von meinen Freunden darüber gemacht werden." Hopper 66.

Und sonach war er ihnen, wenn sie es genau nehmen wollten, noch großen Dank dafür schuldig, daß sie es über sich genommen, ihn gegen seine eigenen Anstalten zu vertheidigen, denn Anderes sagte der Inhalt des Compromisses doch wohl nicht. Sie trennten, spitzfindig genug, das Werk von seinem Urheber, betrachteten die Inquisition als eine gemeinschaftliche Feindin seiner und ihrer, und thaten, als wüßten sie nicht, daß er selbst es war, der sie ihnen aufdrang, und daß es also nur auf ihn allein ankam, sie davon zu befreien.

Taschenausg. B. 8. S. 271:

„In einem Zeitraum von vier oder fünf Tagen waren in Brabant und Flandern allein vierhundert Kirchen verwüstet.“ Wenn man diesen Umfang und diesen Grad der Verwüstung mit der geringen Anzahl derer zusammenhielt, die sie unternahmen, so war man versucht, zu glauben, daß mehr als Menschenhände dabei geschäftig gewesen.

Taschenausg. B. 8. S. 279:

„Keine Zeit, keine Reue, kein noch so vollwichtiger Ersatz konnte diese Beschuldigungen aus dem Gemüth ihres Herrn vertilgen.“ Dieser Geist litt nichts von dem allgemeinen Wechsel der Dinge; Beleidigungen waren, wie Feuerschrift auf Erz, in seine Seele gebrannt.

Taschenausg. B. 8. S. 346 f.:

„Die Sache der Protestanten verlor durch Brederode's Hintritt nur wenig; das Werk, das er angefangen, starb nicht mit ihm, so wie es auch nicht durch ihn gelebt hatte.“ Den wahren Gehalt aller Unternehmungen entscheidet ihr

Ende. Eine Brederodische Verschwörung mußte in das Nichts zurückkehren, woraus sie hervorgegangen war; aber was sie Gutes und Gründliches hatte, war und blieb über alle Zufälle erhaben.

II. Beilagen.

(1789 und 1795.)

Unter dem Titel Beilagen sind der Geschichte des niederländischen Abfalls in unsern jetzigen Ausgaben zwei Aufsätze zugegeben, nämlich Prozeß und Hinrichtung des Grafen von Egmont und von Hoorn, und Belagerung von Antwerpen durch den Prinzen von Parma in den Jahren 1584 und 1585. Der letzte, viel später geschriebene Aufsatz (s. Schiller's Leben Th. 2. S. 133 f.) bietet keine Varianten dar. Dagegen ist die erstere Darstellung, wie wir sie jetzt in den Werken Schiller's lesen (Taschenausg. B. 8. S. 395 bis 405) nur der Schluß eines größern Aufsatzes aus der Thalia (Heft 8. S. 42 ff. Jahrg. 1789), welcher überschrieben ist: des Grafen Lamoral von Egmont Leben und Tod. Dieser letztere Aufsatz ist ein wohlgelungenes, selbstständiges Ganze, während der Theil, welcher nach Wegwerfung der größern ersten Hälfte übrig geblieben ist, nur in Bezug auf die voranstehende niederländische Geschichte eine Bedeutung hat (s. Schiller's Leben Th. 2. S. 135). Ich theile jetzt das köstliche Fragment bis zu der Stelle mit, wo es sich an den Aufsatz in den Werken Schiller's anschließt, um mit ihm ein Ganzes zu bilden.

Des Grafen Lamoral von Egmont Leben und Tod.

Das Andenken des durch die Schlachten von St. Quentin und Gravelingen und durch sein unglückliches Ende in der niederländischen Geschichte so merkwürdigen Grafen von Egmont, des ersten wichtigen Schlachtopfers, welches unter Alba's blutiger Verwaltung für die niederländische Freiheit gefallen, ist durch das Trauerspiel dieses Namens neuerdings wieder aufgefrischt worden. Ein historisches Detail seiner Geschichte, aus glaubwürdigen Quellen geschöpft, dürfte manchen Leser vielleicht interessiren, und dieß um so mehr, da das öffentliche Leben dieses Mannes in die Geschichte seines Volkes aufs genaueste eingreift.

Lamoral Graf von Egmont und Prinz von Gavre wurde im Jahr 1523 geboren. Sein Vater war Johann von Egmont, Kammerherr in Diensten des Kaisers, seine Mutter Franziska, eine Prinzessin von Luxemburg. Sein Geschlecht, eines der edelsten in den Niederlanden, schrieb sich von den Herzogen von Geldern her, die ihre Unabhängigkeit lange Zeit hartnäckig gegen das burgundische und österreichische Haus behauptet, endlich aber der Uebermacht Karls V. hatten unterliegen müssen; ja es leitete seinen Ursprung bis zu den alten friesischen Königen hinauf. Noch sehr jung trat Lamoral von Egmont in die Kriegsdienste des Kaisers und bildete sich in den französischen Kriegen dieses Monarchen zum künftigen Helden. Im Jahr 1544 vermählte er sich auf dem Reichstage zu Speier und im Beiseyn des Kaisers mit Sabina, Pfalzgräfin von Bayern, einer Schwester Johanns, Kurfürsten von der Pfalz, die ihm drei Prinzen und acht Prinzessinnen gebar. Zwei Jahre

darauf wurde er auf einem Kapitel, das der Kaiser zu Utrecht hielt, zum Ritter des goldnen Vließes geschlagen.

Der französische Krieg, welcher im Jahre 1557 unter Philipp II. wieder ausbrach, öffnete dem Grafen von Egmont die Bahn zum Ruhm. Emanuel Philibert, Herzog von Savoyen, der die vereinigte englisch-spanische und niederländische Armee als Generalissimus befehligte, hatte St. Quentin in der Picardie berennt, und der Connetable von Frankreich rückte mit einem Heere von 30,000 Mann und dem Kern des französischen Adels herbei, diese Stadt zu entsetzen. Ein tiefer Morast trennt die beiden Heere. Es gelang dem französischen Feldherrn, nachdem er das Lager des Herzogs von Savoyen beschossen und diesen genöthigt hatte, seine Stellung zu verlassen, einige hundert Mann in die Stadt zu werfen. Weil die spanische Armee aber gegen 60,000 Mann und also noch einmal so stark war als die seinige, so begnügte sich der Connetable, die Besatzung von St. Quentin verstärkt zu haben, in welche sich auch der Admiral Coligny zur Nachtzeit geworfen, und schickte sich deßwegen zum Abzug an. Aber eben dieß fürchtete man im spanischen Kriegsrath, der in Egmonts Lager gehalten wurde. Egmont, den seine natürliche Herzhaftigkeit hinriß und die schwächere Anzahl des Feindes noch muthiger machte, stimmte hitzig dafür, den Feind anzugreifen und eine Schlacht zu wagen.

Diese Meinung, obgleich von Vielen bestritten, behielt die Oberhand. Am 10. August, als am Tage des St. Laurentius, führte der Herzog die Armee durch einen engen Paß, der von den Feinden nur schlecht besetzt war und sogleich verlassen wurde; Egmont mit seinen leichten Reitern voran, ihm folgte der Graf von Hoorn mit tausend schweren Reitern, diesem die deutsche Reiterei zu zweitausend Pferden, unter Anführung

der Herzoge Erich und Heinrich von Braunschweig; der Herzog von Savoyen selbst schloß mit dem Fußvolke. Die französische Armee war schon im Abzuge begriffen, Egmonts Reiterei folgte ihr aber so hitzig, daß sie sie drei Meilen von St. Quentin noch erreichte. Die Niederländer brachen mit solchem Ungestüm von allen Seiten in den Feind, daß sie seine vordersten Glieder niederwarfen, die Schlachtordnung trennten und das ganze Heer in die Flucht schlugen. Dreitausend Franzosen blieben auf dem Platze, der Herzog von Bourbon wurde erschossen, und außer dem Connetable, der verwundet vom Pferde geworfen und mit seinen zwei Söhnen gefangen wurde, kamen noch mehrere aus dem ersten französischen Adel in des Siegers Gewalt. Das ganze Lager wurde erobert und eine große Anzahl Gefangener gemacht. Um diesen herrlichen Sieg, dem die Einnahme von St. Quentin auf dem Fuße folgte, hatte Egmont das doppelte Verdienst, daß er zur Schlacht gerathen und daß er sie größtentheils selbst gewonnen hatte.

Bald veränderte die Zurückberufung des Herzogs von Guise aus Italien das Kriegsglück, und brachte die Waffen der Franzosen wieder empor. Calais wurde durch ihn den Engländern entrissen, eine französische Armee verheerte Luxemburg, Flandern wurde durch den Marschall von Thermes beunruhigt. Diesem letztern schickte Philipp den Grafen von Egmont an der Spitze von zwölftausend Mann Fußvolk und zweitausend Pferden entgegen. Der Marschall wollte sich, nachdem er Dünkirchen verbrannt hatte, längs der Küste nach Calais zurückziehen, als ihn Egmont am 13. Juli 1558, eben als er den kleinen Fluß Aa bei Gravelingen passiren wollte, überfiel. Die Franzosen, bei zehntausend Mann zu Fuß und fünfzehnhundert zu Pferde stark, empfingen ihn in

Schlachtordnung mit einem mörderischen Feuer, daß gleich beim ersten Angriff sein Pferd unter ihm erschossen wurde. Nichts desto weniger drang er wüthend ein, und weil die breite sandige Ebene den Kampf begünstigte, erhub sich ein verzweifeltes Gefecht, wo Hand gegen Hand und Pferd gegen Pferd stritt, desgleichen man in neuern Zeiten wenig Beispiele erlebte. Eine ziemlich lange Zeit blieb der Sieg zwischen diesen beiden gleich tapfern und versuchten Heeren zweifelhaft, bis er endlich durch einen glücklichen Zufall für die Niederländer entschieden wurde.

Der Schall des Geschützes hatte einige englische Schiffe, welche die Königin Maria an dieser Küste kreuzen ließ, um den Paß zwischen Dünkirchen und Calais zu reinigen, herbeigezogen, welche, da es meistens kleine Fahrzeuge waren, nahe genug am Lande anlegten, um einen Flügel der Franzosen mit dem groben Geschütze noch zu erreichen. So klein der Schaden war, den sie anrichteten, da ihre allzu große Entfernung die Wirkung ihres Geschützes beinahe ganz unkräftig machte, und dieses Freund und Feind ohne Unterschied traf, so bestürzte doch ihre unvermuthete Dazwischenkunft die eine Partei und erhob den Muth der andern. Graf Egmont, dem dieses nicht entging, ließ seine deutschen Reiter der französischen Kavallerie unversehens hinter den Sandbergen hervor in die Flanke fallen und brachte diese dadurch etwas zum Weichen; worauf die burgundische Reiterei heftiger eindrang, die Schlachtordnung trennte, und unter dem Fußvolk die Unordnung allgemein machte. Fünfzehnhundert blieben auf dem Platze, außer Denen, welche sich durch Schwimmen zu retten suchten und von den Engländern untergetaucht wurden. Von Thermes und seine besten Offiziere, alle verwundet, mußten sich ergeben; Fahnen, Geschütz, nebst der ganzen bisher

gemachten Beute, kamen in die Hände des Siegers. Ein weit elenderes Schicksal erwartete die, welche dem Treffen entkommen waren und den flämischen Bauern in die Hände fielen. Diese, durch Einäscherung und Ausplünderung ihrer Dörfer gegen die Franzosen in die äußerste Wuth gebracht, fielen nun mit mörderischem Grimm über die wehrlosen Flüchtlinge her; die Weiber selbst, erzählt Strada, stellten ihnen durch das ganze Land bandenweise nach, zerfleischten sie mit Nägeln oder schlugen sie langsam mit Prügeln zu Tode, daß von allen, die Dünkirchen verbrannt hatten, fast kein einziger entrann. Zweihundert, welche die Engländer lebendig in die Hände bekamen, schickten sie ihrer Königin nach London, ihren Antheil an dem Siege dadurch außer Zweifel zu setzen. Von den Niederländern wurden nicht vierhundert Todte gezählt. Die schleunige Wiedereroberung der verlorenen Städte war die erste Frucht dieses glorreichen Sieges, in welchem Egmont das Verdienst eines Feldherrn mit der Bravour eines gemeinen Soldaten vereinigt hatte.

Die Niederlagen bei St. Quentin und Gravelingen machten Heinrich II. sehr zum Frieden geneigt, welcher auch das Jahr darauf, 1559, zu Chateau-Cambresis geschlossen wurde. Die niederländische Reiterei hatte sich in diesem Kriege besonders namhaft gemacht, und aller Ruhm häufte sich auf den Grafen von Egmont, der sie angeführt hatte. Die flandrischen Städte, die sich vom Ungemach des Kriegs, dessen Schauplatz sie gewesen waren, in einem blühenden Frieden wieder erholten, fühlten sich für diese Wohlthat dem Grafen von Egmont besonders verpflichtet, dessen Tapferkeit ihn dem Feinde abgedrungen hatte. Sein Name war in Jedermanns Munde, und die allgemeine Stimme erklärte ihn zum Helden seiner Zeit. Philipp II. selbst vergab seinem spanischen Stolze so

viel, daß er sich öffentlich für seinen Schuldner bekannte und sich dieser Verbindlichkeit auf eine würdige Art zu entledigen versprach.

Bald nach geschlossenem Frieden machte der König Anstalt, die Niederlande zu verlassen und in seine ihm so theuren spanischen Staaten zurückzukehren. Eine der wichtigsten Angelegenheiten, die er noch vor seiner Abreise zu berichtigen fand, war die Besetzung der Statthalterschaft, welche nach der Abreise des Herzogs von Savoyen nach Italien jetzt erledigt stand. Unter den Prätendenten, welche zu diesem wichtigen Posten in Vorschlag kamen, stand Graf Egmont mit Wilhelm I., Prinzen von Oranien, oben an, und die Wünsche der Nation blieben zweifelhaft zwischen diesen beiden. Aber Philipp, der es nicht für rathsam hielt, eine so große Gewalt in die Hände eines Volksfreundes zu geben, und der überdem, so sehr er den Grafen von Egmont als einen braven Soldaten schätzte, die feine Staatskunst bei ihm vermißte, die zu einem solchen Posten erforderlich war, in die Rechtgläubigkeit und Treue des Prinzen von Oranien aber ein nicht ganz ungegründetes Mißtrauen setzte, überging beide, und rief seine natürliche Schwester, die Herzogin Margarethe von Parma, aus Italien, die Niederlande während seiner Abwesenheit zu verwalten. Den Grafen von Egmont suchte er durch die zwei einträglichen Statthalterschaften über Artois und Flandern, den Prinzen von Oranien durch drei andere über Holland, Seeland und Utrecht zufrieden zu stellen. Aber so glänzend diese Belohnung war, und so sehr sie alle diejenigen übertraf, welche dem übrigen hohen Adel zu Theil wurden, so konnte sie doch den Ehrgeiz zweier Männer nicht sättigen, die ihre Erwartungen auf etwas Höheres gerichtet hatten, und Philipp hatte durch diesen glänzenden Vorzug

nur den Samen zu künftiger Empörung bei ihnen ausgestreut.

Dennoch würde sich ihre Ehrbegierde über diese fehlgeschlagene Erwartung noch endlich beruhigt haben, da es die Schwester ihres Königs war, der sie nachgesetzt wurden, und eine weibliche Regierung ihnen zu dem wichtigsten Antheil an der Gewalt Hoffnung machte. Aber auch diese Hoffnung wurde ihnen, durch die Einführung des Bischofs von Arras, nachherigen Kardinals Granvella, in das Ministerium, abgeschnitten, den der König seiner Schwester als geheimen Rath an die Seite gab, und mit einer eben so verhaßten als ordnungswidrigen Gewalt bekleidete. Schon seine dunkle Geburt, denn sein Großvater war ein Eisenschmied gewesen, mußte den auf seine Vorzüge äußerst stolzen niederländischen Adel wider die Erhebung dieses Prälaten aufbringen. Aber dieser Unwille war um so gerechter und heftiger, da Granvella kein Eingeborner war, und die Konstitution der Niederlande ausdrücklich alle Ausländer von allen Bedienungen ausschließt. Die Rolle, welche dieser Mann unter der vorigen Regierung in Deutschland gespielt hatte, trug eben nicht dazu bei, ihm das Herz der Niederländer im Voraus zu gewinnen. Sein gesetzwidriges Verfahren im Staatsrathe zu Brüssel, die Herrschsucht, womit er alle Privilegien der Provinzen mit Füßen trat, seine Habsucht, seine üppige Lebensart, sein hochfahrendes Wesen, der Druck, worunter er den hohen Adel hielt, und das geringschätzige Betragen, das er gegen verschiedene von den Großen affektirte, brachte die Erbitterung gegen ihn aufs Höchste, und reizte den größten Theil unter ihnen an, sich gegen diesen gemeinschaftlichen Feind zu verbinden.

Die Einsetzung von dreizehn neuen Bisthümern, ein

Werk dieses Ministers, brachte bald die gesammte niederländische Nation gegen ihn in Harnisch. Außerdem, daß diese eigenmächtige Erweiterung der Hierarchie, bei der man die Stände nicht zu Rathe gezogen hatte, den Territorialfreiheiten der Provinzen zuwiderlief, drohte sie zugleich ihrer Verfassung den Umsturz, weil vorauszusehen war, daß diese neuen Stände dem Hofe, dem sie ihre Existenz dankten, aufs Eifrigste anhangen und die Mehrheit der Stimmen in den Versammlungen auf die Seite des Königs neigen würden. Alle Aebte und Mönche erhitzten sich gegen die neuen Bischöfe, weil diese an die Einkünfte der Klöster und Stiftungen und als Reformatoren des Klerus aufgestellt waren. Der gemeine Mann verabscheute sie als Werkzeuge des verhaßten Inquisitionsgerichts, das man ihnen schon auf dem Fuße folgen sah. Die grausamen Prozeduren, welche, den strengen Religionsedikten gemäß, gegen die Ketzer ergingen, die Insolenz der spanischen Truppen, welche noch von dem letzten Kriege her, der Konstitution zuwider, in den Gränzstädten in Besatzung lagen, und deren längeres Verweilen man aufs verhaßteste erklärte, mit den Privatbeschwerden gegen den Minister verbunden — alles dieß wirkte zusammen, die Nation mit Besorgnissen zu erfüllen, und den Adel wie das Volk gegen das Joch des Ministers zu empören.

Unter den Mißvergnügten thaten sich der Prinz von Oranien, Graf Egmont und Graf von Hoorn aufs Engste zusammen. Alle drei waren Staatsräthe und hatten von der Herrschsucht des Kardinals gleiche Kränkungen erfahren. Nachdem sie vergebens versucht hatten, sich unter dem übrigen Adel eine Partei zu machen, den eine knechtische Furcht vor dem Minister noch von einem kühnern Schritt abschreckte, führten sie ihr Vorhaben für sich allein aus, und setzten ein

gemeinschaftliches Schreiben an den König auf, worin sie den Minister förmlich als den Feind der Nation und als die Ursache aller bisherigen Unruhen anklagten. Sie erklärten, daß das allgemeine Mißvergnügen nicht aufhören würde, so lange dieser verhaßte Prälat am Staatsruder säße, und daß sie selbst nicht mehr im Staatsrath erscheinen könnten, wenn es Sr. Majestät nicht gefiele, diesen Mann zu entfernen. Da auf dieses Gesuch nichts erfolgte, so verließen sie den Staatsrath wirklich, von welchem der Kardinal nun einen unbeschränkten Besitz nahm.

Da es ihnen auf diesem Wege mißlungen war, den Minister zu entfernen, so suchten sie es durch Verspottung seiner Person und seiner Verwaltung dahin zu bringen, daß er selbst resignirte. Ein lustiger Einfall, den Egmont hatte, der sämmtlichen Dienerschaft des Adels eine gemeinschaftliche Livree zu geben, worauf eine Narrenkappe gestickt war, setzte den Kardinal, auf den diese gedeutet wurde, dem allgemeinen Gelächter aus, daß der Hof sich darein mengen und diese Livree verbieten mußte. Die Ausgelassenheit des Pöbels gegen den Minister ging so weit, daß man ihm Pasquille in die Hand schob, wenn er sich öffentlich zeigte. Er hatte dem Haß der ganzen Nation Trotz geboten, aber diesen Grad öffentlicher Verachtung konnte er nicht ertragen. Er legte seine Ministerstelle nieder und verließ die Provinzen.

Nach dem Abzuge Granvella's hatte der Graf von Egmont beinahe den ersten Platz in der Gunst der Regentin. Da es aber an einer festen Hand fehlte, den unter sich selbst entzweiten und von dem verschiedensten Privatinteresse gelenkten Adel zusammen zu halten, so wurde die Anarchie allgemein, die Justiz wurde schlecht verwaltet, die Finanzen vernachlässigt, das Religionswesen gerieth in Verfall und die Sekten griffen

um sich. Eine geschärfte Erneuerung der Religionsedikte von Spanien aus war die nächste Folge dieser Zerrüttung. Aber das Volk, durch die bisherige Nachsicht verwöhnt, wollte dieses Joch nicht mehr tragen. Um eben diese Zeit sollten die Schlüsse der Tridentinischen Kirchenversammlung in den Niederlanden zur Vollstreckung gebracht werden. Ihr Inhalt stritt mit den Gerechtigkeiten der Provinzen, und alle Stände lehnten sich dagegen auf. Um den König auf andere Gedanken zu bringen, schickte die Regentin den Grafen von Egmont nach Spanien, der ihn durch mündliche Berichte besser, als sich durch Briefe thun ließ, von dem gegenwärtigen Zustande der Dinge unterrichten konnte. Egmont reiste im Januar 1565 aus den Niederlanden ab.

Der Empfang, der ihm in Madrid widerfuhr, war auszeichnend. Der König und alle seine kastilianischen Großen beeiferten sich in die Wette, seiner Eitelkeit zu schmeicheln. Alle seine Privatgesuche wurden ihm über alle seine Erwartungen gewährt, und diese Gewährungen noch bei seinem Abschiede mit einem Geschenk von 50,000 Gulden begleitet. Sanfte Vorwürfe über den Muthwillen gegen Granvella, die ihm der König in einer Privataudienz machte, mußten sein Vertrauen in dessen Aufrichtigkeit eher vermehren als vermindern. Von den Gesinnungen des Königs gegen die niederländische Nation wurden ihm von diesem selbst und von allen seinen Räthen die besten Versicherungen gegeben. Der König, hieß es, wolle nach den besseren Belehrungen, die er nunmehr durch den Grafen erhalten, auf das einstimmige Verlangen der Provinzen Rücksicht nehmen und den Weg der Güte gewaltsamen Maßregeln vorziehen. Egmont verließ Madrid als ein Glücklicher — er erfüllte die Niederlande mit Lobpreisung des Monarchen, während schon neue

Mandate hinter ihm hereilten, die seine Versicherungen Lügen straften.

Zu spät erwachte er von seinem Taumel. Die allgemeine Stimme klagte ihn an, daß er über seinem Privatnutzen das allgemeine Beste hintangesetzt habe. Er schrie laut über die spanische Arglist und drohte alle seine Bedienungen niederzulegen. Aber es blieb bei der Drohung. — Egmont hatte eilf Kinder, und Schulden drückten ihn. Er konnte den König nicht entbehren.

Die Abkündigung der geschärften Religionsedikte hatte die Verbindung des niedern Adels zur Folge, die unter dem Namen des Geusenbundes bekannt ist. An der Conföderation nahm Egmont selbst keinen Antheil, aber viele seiner vertrauten Freunde und Lehnleute traten ihr bei; sein eigener Sekretär, Jóhann Käsenbrod von Beckerzeel, war darunter. Dieser Umstand erschwerte in der Folge seine Verschuldung. Er habe dieses gewußt, hieß es, und diesen Menschen dennoch in seinen Diensten behalten — und dadurch sey er selbst des Hochverraths schuldig.

Einstmals, als die verbundenen Edelleute im Kuilemburgischen Hause zu Brüssel von dem Grafen von Brederode traktirt wurden, führte ihn der Zufall mit einigen seiner Freunde an diesem Hause vorbei. Eine unschuldige Neugierde zog ihn hinein. Er wurde genöthigt, mitzutrinken. Die Gesundheit der Geusen kam auf, er that Bescheid, ohne zu wissen, was man damit wollte. Auch darauf wurde nachher eine Anklage wegen Hochverraths gegründet.

Bald nach Errichtung des Geusenbundes brach die Bilderstürmerei in den Provinzen aus. Die Statthalter eilten von Brüssel weg nach ihren Distrikten, um die Ruhe wieder herzustellen. Hier zeichnete sich Egmont durch seinen Diensteifer



vor allen Uebrigen aus. Er ließ in Artois und Flandern viele Aufrührer am Leben strafen, und brachte die Protestanten zur Ruhe. Aber auch diesen großen Dienst rechnete man ihm nachher als Hochverrath an, weil er den Protestanten einige geringe Concessionen ertheilt hatte, die er ihnen mit Gewalt zu verweigern nicht im Stande gewesen wäre.

Die Excesse der öffentlichen Predigten und der Bilderstürmerei gaben den alten unversöhnlichen Feinden des niederländischen Volks, dem Kardinal Granvella, der seinen Einfluß auf den König noch immer behalten hatte, dem Herzog von Alba und dem Großinquisitor Spinosa, die Waffen in die Hand, den Häuptern des niederländischen Adels im Gemüthe des Königs eine tödtliche Wunde zu versetzen. Alle diese Unordnungen wurden ihnen zur Last gelegt. Ihre Lauigkeit im Dienste des Königs, ihre Nachsicht gegen die einreißenden Sekten, ihre heimlichen Intriguen und Aufmunterungen, ihr Beispiel in der Widersetzlichkeit, ihre Verbindungen mit den conföderirten Geusen — alles dieses mußte nun zusammengewirkt haben, den Muth der Rebellen zu erheben und ihre Ausschweifungen zu begünstigen. Dazu kam, daß viele dieser Wahnsinnigen, die man beim Bilderstürmen ergriffen und zum Tode verurtheilt hatte, sich mit den Namen des Prinzen von Oranien, des Grafen von Egmont, von Hoorn und Anderer waffneten, und ihre eigenen Schandthaten dadurch zu beschönigen suchten. Freilich würde ohne die lauten Protestationen, welche die niederländischen Großen gegen die grausamen Strafbefehle eingelegt hatten, das gemeine Volk nie so kühn gewesen seyn, diese Befehle öffentlich zu verhöhnen und in solche Gewaltthätigkeiten auszubrechen. Aber mit welchem Rechte konnte man Folgen, an welche jene nie gedacht hatten, auf ihre Rechnung setzen? Jene

Protestationen konnten sich mit der strengsten Treue gegen den Monarchen vertragen, und das Beste der Nation, deren Stellvertreter und Sachwalter sie waren, machte sie ihnen zu einer heiligen Pflicht — wie konnte man sie für die unglücklichen Folgen ihrer löblichen Absichten verantwortlich machen?

Das Conseil in Segovien urtheilte anders. Man überredete den König, die bisherige Verfahrungsart zu verändern, das Volk als den betrogenen Theil zu schonen und die Großen zu züchtigen. Es ist nicht zu läugnen, daß der Schein gegen diese sprach, und ein Monarch wie Philipp konnte ihr Betragen nicht wohl aus einem andern Gesichtspunkte betrachten. Der niederländische Adel machte Ansprüche, die in der ganzen Monarchie ohne Beispiel waren. Auf die stolzen Titel von ständischer Freiheit gestützt, durch die Vorliebe und Schwäche Karls V. für sein Vaterland noch mehr in einem Eigendünkel bestärkt, den er schon in so reichem Maße besaß, ließ er sich in allen seinen Handlungen von einem Geiste der Ungebundenheit leiten, der bis zum Muthwillen ging und mit dem Prinzip eines Monarchen ganz unverträglich war. Was in Brüssel eine ganz gewöhnliche und erlaubte Freiheit war, mußte nothwendig in Madrid als die gesetzwidrigste Anmaßung in die Augen fallen. Auch die kastilianische Grandezza war auf ihre Vorzüge stolz. Aber ein Monarch, der diese anerkannte, konnte sie an ihrem eignen Stolze wie an einem Gängelbande leiten. Der Geist der Unabhängigkeit, der unter den spanischen Großen noch nicht hatte unterdrückt werden können, vertrug sich mit der Monarchie, ja sogar mit dem Despotismus, weil eben diese Großen durch den Despotismus, den sie über ihre eigenen Unterthanen ausübten, daran gewöhnt waren; da im Gegentheil der niederländische Adel

ganz verlernt hatte, Despotismus zu ertragen, weil er selbst freien Leuten gebot, weil er selbst keinen ausüben durfte.

Bei diesem widrigen Vorurtheile des Königs gegen die Häupter des niederländischen Adels war es kein Wunder, daß er sich den gewaltthätigsten Maßregeln gegen sie überließ. Von jetzt an war das Verderben des Prinzen von Oranien, des Grafen von Egmont, von Hoorn und vieler Anderer im Stillen beschlossen. Um sie aber in die Schlinge zu locken, die man ihnen bereitete, mußten sie durch verstellte Aeußerungen seiner Zufriedenheit erst sicher gemacht werden. Man schrieb ihnen die gnädigsten Briefe, die von Vertrauen und Wohlgewogenheit überflossen. Die Anschuldigungen und Vorwürfe, die man auf eine geschickte Art einmischte, gaben diesen Versicherungen einen Schein von Aufrichtigkeit, und stürzten sie in eine gefährliche Ruhe, als wenn dieß alles wäre, was man über sie zu klagen hätte. Dem Grafen von Egmont sagte man oft harte Dinge in diesen Briefen; um so weniger fiel es ihm ein, daß noch etwas im Hinterhalte seyn könnte.

So leicht Egmont in die Schlinge zu ziehen war, so schwer hielt es, den Prinzen von Oranien zu täuschen. Eine glücklichere Kombinationsgabe, mehr Kenntniß der Welt und der Höfe, und die Aufmerksamkeit seiner Feinde bewahrten ihn vor Betrug. Gerade um dieselbe Zeit, wo der König in Versicherungen seiner Zufriedenheit gegen ihn und seine Freunde so verschwenderisch war, entdeckte ihm ein aufgefangener Brief von einem spanischen Botschafter aus Paris die wahren Gesinnungen des Königs. Bei einer Zusammenkunft, die er mit dem Grafen von Egmont, von Hoorn, von Hoogstraten und von Nassau zu Dendermonde in Flandern veranstaltete, legte er ihnen dieß Schreiben vor, dessen Inhalt noch durch ein anderes, welches Hoorn um dieselbe Zeit aus

Madrid erhalten, bestätigt wurde. Man wollte sich über die Maßregeln vereinigen, die man in dieser dringenden Gefahr gemeinschaftlich zu nehmen hätte; man sprach von gewaltsamer Widersetzung, wobei besonders auf Egmonts Ansehen bei den niederländischen Truppen sehr gerechnet wurde. Aber wie erstaunte man, als dieser dazwischen trat und sich auf folgende Art erklärte: „Lieber," sagte er, „mag Alles über mich kommen, als daß ich das Glück so verwegen versuchen sollte. Das Geschwätz des Spaniers Alava rührt mich wenig — wie sollte dieser Mensch dazu kommen, in das verschlossene Gemüth seines Herrn zu schauen, und seine Geheimnisse zu entziffern? Die Nachrichten, welche uns Montigny gibt, beweisen weiter nichts, als daß der König eine sehr zweideutige Meinung von unserm Diensteifer hegt, und Ursache zu haben glaubt, ein Mißtrauen in unsere Treue zu setzen; und dazu, däucht mir, hätten wir ihm durch das Vergangene Anlaß gegeben. Auch ist es mein ernstlicher Vorsatz, durch Verdoppelung meines Eifers seine Meinung von mir zu verbessern, und durch mein künftiges Verhalten den Verdacht auszulöschen, den mein bisheriges Betragen auf mich geworfen haben mag. Und wie sollte ich mich aus den Armen meiner zahlreichen und hülfsbedürftigen Familie reißen, um mich an fremden Höfen als ein Landflüchtiger herumzutragen, eine Last für Jeden, der mich aufnimmt, Jedes Sklave, der sich herablassen will, mir unter die Arme zu greifen, ein Knecht von Ausländern, um leidlichem Zwang in meiner Heimath zu entgehen? Nimmermehr kann der Monarch ungütig an einem Diener handeln, der ihm sonst lieb und theuer war, und der sich ein gegründetes Recht auf seine Dankbarkeit erworben. Nimmermehr wird man mich überreden, daß er, der für sein niederländisches Volk so gnädige Gesinnungen gehegt und so nachdrücklich mir

betheuert hat, jetzt so despotische Anschläge dagegen schmiede. Haben wir nur erst dem Lande seine vorige Ruhe wiedergegeben, die Rebellen gezüchtigt, den katholischen Gottesdienst wiederhergestellt, so glauben Sie mir, daß man von keinen spanischen Truppen mehr hören wird; und dieß ist es, wozu ich Sie alle durch meinen Rath und durch mein Beispiel jetzt auffordere, und wozu auch bereits die meisten unter dem Adel sich neigen. Ich, meines Theils, fürchte nichts von dem Zorn des Monarchen. Mein Gewissen spricht mich frei. Mein Schicksal steht bei seiner Gerechtigkeit und Gnade."

Alle Gegenvorstellungen des Prinzen von Oranien waren fruchtlos. Der Ausbruch der Bilderstürmerei hatte dem Grafen von Egmont die Augen über sein Betragen geöffnet. Er war ein eifriger Katholik, und dem Könige aus mehr als Einem Grunde und mehr, als er selbst wußte, ergeben. Ein fortgesetzter Briefwechsel mit dem Hofe, vertraute Verhältnisse mit der Regentin, und mehr als dieß Alles die persönlichen Verbindlichkeiten, die er dem Könige hatte, hielten ihn aufs Engste an die Krone angeschlossen. Wie sehr mußten ihn also die unerhörten Gewaltthätigkeiten empören, welche sich die Sekten unter dem Titel einer Freiheit herausnahmen, die er bis jetzt in den unschuldigsten Absichten für sie verfochten hatte! Von jetzt an trennte er seine Sache ganz von der ihrigen, und gab sich zu allen Maßregeln her, welche die Regentin gegen sie in Ausübung brachte. Als diese von dem gesammten Adel einen neuen Eid der Treue verlangte, war er einer der ersten, die ihn leisteten.

Um diese Zeit wurde in Spanien die Absendung eines spanischen Kriegsheeres nach den Niederlanden beschlossen, welches der Herzog von Alba anführen sollte. In den Provinzen selbst hatte die Regentin durch den Weg der Waffen

die Ruhe wiederhergestellt und die Protestanten beinahe ganz unterdrückt. Da die Unordnungen getilgt und das Land beruhigt war, so konnte diese gewaffnete Ankunft des Herzogs keinen andern Zweck haben, als die Bestrafung des Vergangenen und Unterdrückung der gefürchteten Großen. Mehr noch als die Winke, welche man von Spanien aus erhielt, bestätigte dieß der persönliche Charakter des Herzogs von Alba.

Der Schrecken dieses Gerüchtes führte den rebellischen Adel zu den Füßen der Regentin. Die sich zu hart vergangen hatten, um noch Vergebung hoffen zu können, oder den schwankenden Versicherungen von Gnade nicht trauten, flohen eilfertig aus dem Lande und ließen lieber alle ihre Güter im Stiche. Der Prinz von Oranien war unter diesen; aber noch vor seinem Abschiede versuchte er, den Grafen von Egmont zu einem ähnlichen Entschluß zu vermögen. In Willebroek, einem Dorfe zwischen Antwerpen und Brüssel, geschah die Zusammenkunft, welcher auch der Graf von Mannsfeld und ein Geheimschreiber der Regentin beiwohnten. Nachdem letztere, in Vereinigung mit dem Grafen von Egmont, umsonst versucht hatten, den Entschluß des Prinzen von Oranien zu erschüttern, folgte jener dem Prinzen an ein Fenster.

„Es wird dir deine Güter kosten, Oranien," sagte Egmont, „wenn du auf diesem Vorsatz bestehest," — „und dir dein Leben, Egmont, wenn du den deinigen nicht änderst," antwortete der Prinz. „Mir wenigstens wird es Trost seyn in jedem Schicksal, daß ich Freunde und Vaterland in der Stunde der Noth durch Beispiel und Rath unterstützte; du wirst Freunde und Vaterland in ein Verderben mit dir hinabziehen."

Noch einmal wandte der Prinz seine ganze Beredsamkeit an, seinen Freund über die nahe Gefahr aufzuklären und

ihn zu einem heilsamen Entschluß zu bewegen, aber umsonst. Egmont war mit tausend Banden an sein Vaterland gekettet, eine thörichte Zuversicht hielt seine Augen gebunden, und sein Verhängniß stellte sich ihm entgegen.

„Nimmermehr wirst du mich bereden, Oranien," sagte er, „die Dinge in diesem trüben Lichte zu sehen, worin sie dir erscheinen. Hab' ich es erst dahin gebracht, die Rebellen zu Boden zu treten und den Provinzen ihre vorige Ruhe wieder zu geben, was kann mir der König anhaben? Der König ist gütig und gerecht, ich habe mir Ansprüche auf seine Dankbarkeit erworben. Soll ich durch eine schimpfliche Flucht mich selbst ihrer unwerth erklären?" — „Wohlan," rief Oranien aus, „so wage es denn auf diese königliche Dankbarkeit. Aber mir sagt eine traurige Ahnung — und gebe der Himmel, daß sie mich betrüge! — daß du die Brücke seyn werdest, Egmont, über welche die Spanier in das Land setzen, und die sie abbrechen werden, wenn sie darüber sind." — Nach diesen Worten umarmte er ihn noch einmal; seine Augen waren feucht; sie hatten einander zum Letztenmal gesehen.

Egmont war einer der ersten, die den Herzog von Alba bei seinem Eintritt in Luxemburg begrüßten. Als ihn letzterer von fern kommen sah, sagte er zu denen, die neben ihm standen: „Da kömmt der große Ketzer!" Egmont, der es gehört hatte, stand betreten still und erblaßte. Als ihn aber der Herzog mit erheitertem Gesicht bewillkommte, war diese Warnung sogleich vergessen. Er machte dem Herzog ein Geschenk mit zwei schönen Pferden, um seine Freundschaft zu gewinnen.

Zwei so entgegengesetzte Charaktere, wie Egmont und Alba, konnten nie Freunde seyn. Aber eine frühe Eifersucht im Kriegsruhm hatte dem Herzog längst eine stille Feindschaft

gegen Egmont eingeflößt, die durch einige unbedeutende Kleinigkeiten genährt wurde. Egmont hatte ihm einmal beim Würfelspiel mehrere tausend Goldgulden abgenommen — eine Beleidigung, die der karge Spanier nie verzeihen konnte. Ein andermal wurde er von dem Grafen bei einem Scheibenschießen in Brüssel auf den Wettkampf herausgefordert und überwunden. Ganz Brüssel bezeigte laut seine Freude und frohlockte, daß der Flamänder über den Spanier Meister geworden sey. Solche Kleinigkeiten vergessen sich unter Menschen nie, die im Großen gegen einander stoßen; und Alba konnte so wenig vergeben, als sein König.

Die ersten Tage seiner Anwesenheit in Brüssel verhielt sich der Herzog ganz ruhig; er mußte den Adel erst sicher machen, um alle diejenigen herbeizulocken; um die es ihm zu thun war. Der Graf von Hoorn hatte es für rathsam gehalten, nicht beim Empfange zu seyn. Aber die Versicherungen, die ihm Egmont von den guten Gesinnungen des neuen Statthalters gab, machten ihm Muth, daß er in kurzer Zeit auch herbeikam. Der Graf von Hoogstraten fehlte allein noch, dem unter einem Geschäftsvorwand befohlen wurde, in Brüssel zu erscheinen. Ein glücklicher Zufall bewahrte ihn vor seinem Verderben.

Zu lange wollte indessen der Herzog diesen wichtigen Schritt nicht verschieben. Das Geheimniß konnte verlauten, und seine Opfer entwischten ihm. Der Tag wurde also angesetzt, wo man sich der beiden Grafen von Hoorn und von Egmont versichern wollte. Zu gleicher Zeit sollten ihre Sekretäre verhaftet und ihre Briefschaften in Verwahrung genommen werden. Der spanische Gouverneur in Antwerpen, Graf von Lodrona, hatte Befehl, sich an dem nämlichen Tage des Bürgermeisters zu bemächtigen, und sobald es

geschehen, dem Herzog durch eine Estaffette Nachricht davon zu geben.

An diesem Tage wurden die Grafen von Mannsfeld, von Hoorn, von Egmont, von Barlaimont, von Arschot u. A. nebst den Söhnen des Herzogs und den vornehmsten spanischen Offizieren, unter dem Vorwande einer außerordentlichen Berathschlagung, im Kuilemburgischen Hause, wo des Herzogs Quartier war, versammelt. Der Herzog unterhielt sich mit ihnen über den Plan einer Citadelle, die er in Antwerpen wollte anlegen lassen, und suchte die Sitzung so sehr als möglich zu verlängern, weil er keinen Schritt thun wollte, ehe er wußte, wie sein Anschlag in Antwerpen ausgefallen sey. Um dieses mit desto weniger Verdacht zu thun, ließ er sich von dem Kriegsbaumeister Paciotto, den er aus Italien mitgebracht, den Riß zu der Festung vorlegen und die Ritter ihr Gutachten davon sagen. Endlich als der Kurier von Antwerpen mit günstigen Zeitungen eingetroffen, entließ er das Conseil. Egmont wollte sich nun mit dem Sohne des Herzogs hinwegbegeben, als ihm der Hauptmann von der Leibwache des Herzogs, Sancho von Avila, in den Weg trat, und zu gleicher Zeit eine Schaar spanischer Soldaten sichtbar wurde, die ihm Flucht und Vertheidigung unmöglich machten. Der Offizier forderte ihm den Degen ab, den er mit vieler Fassung auslieferte. „Dieser Stahl," sagte er, „hat die Sache des Königs schon einigemal nicht ohne Glück vertheidigt."

In der nämlichen Stunde wurde auch der Graf von Hoorn in einem andern Theil des Palastes gefangen genommen. Hoorn fragte, wie es mit Egmont stünde? Man sagte ihm, daß dieser in eben dem Augenblicke auch in Verhaft genommen würde, worauf er sich ohne Widerstand

ergab. „Von ihm hab' ich mich leiten lassen," rief er aus; „es ist billig, daß ich Ein Schicksal mit ihm theile."

Während daß dieses in dem Kuilemburgischen Hause vorging, stand ein spanisches Regiment vor demselbigen unter dem Gewehre.

„Beide Grafen" ꝛc. (Taschenausg. B. 8. S. 394.)

Die historischen Memoires.

Einleitendes.

Die Sammlung von historischen Memoiren, welche Schiller, nachdem er in Jena als Professor der Geschichte angestellt war, vom Jahr 1790 an herausgab, zerfiel in zwei Abtheilungen, von denen erstere sich auf die mittlere, die zweite auf die neuere Zeit sich bezog. In jedem Jahre sollten wenigstens sechs Bände erscheinen, drei von jeder Abtheilung, so lange die ärmere ältere Periode noch Memoiren lieferte. Es erschienen auch von diesen Memoiren vom Jahre 1790 bis 1806 drei und dreißig Bände. Anfangs war Schiller allein, dann traten Paulus, Woltmann und Andere dem Unternehmen bei, und bald sagte er sich ganz von demselben los. Er schrieb nun zu den einzelnen Memoiren **universalhistorische Uebersichten**, die später in seine Werke übergingen. So ist denn für die erste Abtheilung derselben der Aufsatz **über Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter**; dann **Uebersicht des Zustandes von Europa zur Zeit des ersten Kreuzzuges**; und **Universalhistorische Uebersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrichs I.** Für die zweite Abtheilung aber verfaßte er **die Geschichte der**

Unruhen, welche der Regierung Heinrichs IV. vorangingen, bis zum Tode Karls IX. (Das Nähere siehe in Schiller's Leben Th. 2. S. 167.)

Die folgenden Nachträge werden uns mit diesem großartigen Unternehmen näher bekannt machen.

Der erste Nachtrag ist ein Vorbericht im ersten Band der ersten Abtheilung (Jena, bei Mauke 1790), welcher den Zweck und die Einrichtung der ganzen Sammlung an den Tag legt.

Der zweite Nachtrag ist eine kurze Nachricht im zweiten Bande.

Der dritte Nachtrag ist eine Vorerinnerung im dritten Band derselben ersten Abtheilung.

Der vierte Nachtrag ist ein Vorbericht im ersten Band der zweiten Abtheilung (Jena, bei Mauke 1791).

Der fünfte Nachtrag endlich enthält zwei ausgelassene Stellen der universalhistorischen Uebersichten selbst.

I.

Allgemeiner Vorbericht, im ersten Band der ersten Abtheilung.

(1789.)

Die allgemeine Sammlung historischer Memoires für Frankreich, welche unter dem Titel: Collection universelle des Mémoires particuliers, relatifs à l'histoire de France, schon seit mehreren Jahren in London herauskommt, hat den Herausgeber gegenwärtiger Schrift veranlaßt, ein ähnliches Werk auch im Deutschen zu unternehmen, aber den Plan des französischen zu erweitern, und auf alle Schriften dieser Gattung, welche Geschichte sie auch betreffen, und in welcher

Sprache sie auch abgefaßt seyn mögen, auszudehnen. Dadurch, und daß er die einzelnen Memoires mit universalhistorischen Zeitgemälden begleitet, und wo die Memoire-Schriftsteller ihn verlassen, die leere Strecke durch eine fortgeführte Erzählung ausfüllt, glaubte er diese Sammlung zu einem gewissen historischen Ganzen zu erheben, wodurch sie demjenigen Theile des Publikums, dem sie eigentlich gewidmet ist, in einem vorzüglicheren Grade brauchbar werden könnte. Aus diesem Grunde wählte er auch den Anfang der Kreuzzüge zur Epoche des Werks, weil erst von hier aus die Ordnung der Memoires mit einigem Zusammenhang wenigstens fortgeführt werden kann.

Zu einer Zeit, wo der Geschmack an historischen Schriften, durch einige Meisterwerke in dieser Gattung erweckt, sich unter dem lesenden Publikum immer allgemeiner verbreitet, und das zahllose Heer von Romanen und romanisirten Geschichten, welche lange Zeit fast allein in Besitz waren, die Wißbegierde zu beschäftigen, allgemach zu verdrängen scheint, glaubte der Herausgeber einem Werke, welches zwischen beiden gleichsam in der Mitte steht, und die gefälligen Eigenschaften der einen mit den gründlichen Vortheilen der andern verbindet, eine nicht ungünstige Aufnahme versprechen zu können. Es ist vorzugsweise denen bestimmt, welchen ihre Bestimmung nicht erlaubt, aus der Geschichte ein eigenes Studium zu machen, und die also der historischen Lektüre nur ihre Erholungsstunden widmen können, wie überhaupt allen, welche dieses Fach nicht als Gelehrte behandeln. Aber auch den letztern dürfte dieses Unternehmen willkommen seyn, weil es ihnen den Gebrauch einer sehr schätzbaren Klasse historischer Denkmäler, die nicht überall und nicht immer so leicht aufzubringen sind, erleichtern und in einer treuen Verdeutschung und in chronologischer Ordnung vorlegen wird.

Diese Gattung historischer Schriften, denen ihr Name schon bei vielen Lesern zur Empfehlung gereicht, hat den wichtigen Vorzug, daß sie zugleich den kompetenten Kenner und den flüchtigen Dilettanten befriedigt, jenen durch den Werth ihres Inhalts, diesen durch die Nachlässigkeit ihrer Form. Meistens von Weltleuten oder Geschäftsmännern verfaßt, haben sie bei diesen auch immer die beste Aufnahme gefunden. Der Geschichtsforscher schätzt sie als unentbehrliche Führer, denen er sich in mancher Geschichtsperiode beinahe ausschließend anvertrauen muß. Daß es ein Augenzeuge, ein Zeitgenosse wenigstens ist, welcher sie niederschrieb, daß sie sich auf eine einzige Hauptbegebenheit oder auf eine einzige Hauptperson einschränken und nie den Lebensraum eines Menschen überschreiten, daß sie ihrem Gegenstande durch die kleinsten Nüancen folgen, Begebenheiten in ihren geringfügigsten Umständen, und Charaktere in ihren verborgensten Zügen entwickeln, gibt ihnen eine Miene von Wahrheit, einen Ton von Ueberzeugung, eine Lebendigkeit der Schilderung, die kein Geschichtschreiber, der Revolutionen im Großen malt, und entfernte Zeiträume an einander kettet, seinem Werke mittheilen kann. Ueber die wichtigsten Weltbegebenheiten, die auf dem großen politischen Schauplatz oft wie aus dem Nichts hervorzuspringen scheinen, wird uns in Memoires oft ein überraschender Aufschluß gegeben, weil sie Kleinigkeiten aufnehmen, die der Ernst der Geschichte verschmäht. Sie geben das Colorit zu den nackten Umrissen des Geschichtschreibers, und machen seinen Helden wieder zum Menschen, indem sie ihn durch sein Privatleben begleiten und in seinen Schwachheiten überraschen. Von manchem Rechtshandel in der Geschichte der Staaten und der Menschen legen sie uns gleichsam die Aktenstücke vor, und die Menge der Zeugen setzt uns in den Stand, die

Wahrheit zu ergründen, welche uns oft genug die betrügenden, und öfter noch die betrogenen Geschichtschreiber vorenthalten.

Da ein großer Theil dieser Schriften entweder noch gar nicht oder nicht sorgfältig genug übersetzt ist, und ihr ungleiches Alter sowohl, als ihre Menge es schwer machen dürften, sie immer vollständig zusammen zu bringen; so würde schon darum eine allgemeine Sammlung und neue Uebersetzung derselben nicht überflüssig seyn. Aber eine Hauptabsicht bei gegenwärtigem Unternehmen ist, den Nutzen derselben zu erhöhen. Die Aufsätze, welche jedem Zeitraum, aus dem der Inhalt der darauf folgenden Memoires genommen ist, vorausgeschickt werden, sollen nicht bloß zur Erläuterung ihres Inhaltes, sondern vorzüglich auch dazu dienen, den weniger unterrichteten Leser von dem oft unwichtigen Inhalt auf ein größeres Ganzes hinzuweisen, dem diese Memoires zur Erläuterung dienen. Der Nutzen, den er aus einer isolirten, wenn auch noch so anziehenden, noch so wichtigen Geschichtserzählung schöpfte, würde immer sehr gering seyn, wenn er das Einzelne nicht auf das Allgemeine zurückführen und fruchtbar anwenden lernte.

Am Anfang des ganzen Werks schien es nöthig zu seyn, eine allgemeine Uebersicht über die große Veränderung in dem politischen und sittlichen Zustand von Europa, welche durch das Lehensystem und die Hierarchie bewirkt worden, kürzlich vorauszuschicken, weil ein großer Theil der nachfolgenden Memoires diese Kenntnisse voraussetzen wird, und auch schon darum, weil sie ein großes und unentbehrliches Licht über die Entstehung sowohl, als über die Folgen der Kreuzzüge verbreitet. Diese erste Abhandlung [1] ist also nicht

[1] „Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter", siehe Taschenausgabe B. 11. S. 3 ff.

bloß als die Einleitung zu der Alexias, sondern auch zu mehreren folgenden Memoires zu betrachten.

Der Herausgeber hätte gewünscht, das Werk mit einem allgemein interessanten Stücke eröffnen zu können, als die Alexias der Prinzessin Anna seyn dürfte; aber dieß erlaubte sein Plan nicht. Der übrige große Werth dieses Denkmals muß seinen Mangel an Hauptinteresse, die Fehler der Schreibart und die noch größeren Fehler des Geistes, den die Verfasserin diesem Werke aufdrückte, und die man dem Zeitalter verzeihen wird, bei dem Leser durchbringen helfen.

Ich habe das französische Wort Memoires beibehalten, weil ich es durch kein deutsches zu ersetzen weiß. Denkwürdigkeiten (Memorabilia) drücken es nur unvollständig aus; beinahe noch lieber möchte man sie — weil sie aus der Erinnerung erlebter Begebenheiten niedergeschrieben werden — Erinnerungen, Erinnerungsblätter nennen.

Um die Gränzen des Werkes zu bestimmen, wird es nöthig seyn, den Begriff zu berichtigen, den man mit dem Namen Memoires verbindet. Ob wir gleich auch im Deutschen Memoires besitzen, so besitzen wir sie doch nicht unter diesem Namen, und auch einige französische Schriften, die diesen Namen führen, führen ihn mit Unrecht. Unter dem Namen Memoires scheinen alle historische Schriften begriffen zu seyn, welche

1) nur eine Begebenheit oder nur eine Person zum Gegenstande haben. Dieß schließt jede Chronik aus und jede vollständige Geschichte;

2) deren Verfasser entweder selbst an der beschriebenen Begebenheit Theil genommen hat, oder doch der handelnden Person nahe genug war, um aus der reinsten Quelle schöpfen zu können. Die Memoires über die Geschichte Brandenburgs sind keine, weil der Verfasser nicht als Zeitgenosse schrieb und

sich weder auf eine Begebenheit, noch eine Hauptperson einschränkt. Memoires schrieb der Kardinal von Retz, aber auch die Kammerfrau der Königin Anna konnte sie schreiben;

3) welche im bloßen Ton der Erzählung, aber einer zusammenhängenden Erzählung, und von Einem Verfasser geschrieben sind. Historische Briefe, Lob- oder Trauerreden können den Namen von Memoires nicht führen.

Schriften, in welchen sich die angegebenen Eigenschaften vereinigen, gehören in diese Klasse, auch wenn sie unter einem andern Namen erschienen sind, und werden einen Platz in dieser Sammlung erhalten. Friedrich Rothbarts Geschichte durch den Bischof von Freisingen wird daher, nicht mit Unrecht, unmittelbar auf die Alexias folgen.

In jedem Jahr verspricht man wenigstens sechs solche Bände zu liefern, und um die interessante und fruchtbare Epoche der Memoires, welche erst mit Heinrich IV. von Frankreich anfängt, nicht zu lange hinauszuschieben, wird gleich nach dem dritten Bande mit der zweiten Abtheilung oder den Memoires neuerer Zeiten angefangen und in gleichem Verhältniß mit den früheren darin fortgefahren werden.

Jena, den 25. Oktober 1789.

Schiller.

II.

Nachricht im zweiten Band der ersten Abtheilung.

(1790.)

Um den zweiten Band dieser Memoires nicht zu einer unproportionirten Größe anwachsen zu lassen, ist man genöthigt gewesen, die Fortsetzung der universalhistorischen

Uebersicht, so wie auch die zu allen drei Memoires erforderlichen Anmerkungen, für den dritten Band der ersten Abtheilung zurück zu behalten, der in der nächsten Michaelismesse nachfolgen wird.

Schiller.

III.

Vorerinnerung zu dem dritten Band der ersten Abtheilung.

(1790.)

Auf die Denkwürdigkeiten der Griechin Anna Komnena und des Lateiners Otto, Bischofs zu Freisingen, folgt in diesem dritten Bande ein arabischer Schriftsteller. Da diese drei Nationen in den heiligen Kriegen eine Rolle gespielt haben, so forderte es die Gerechtigkeit der Geschichte, aus jeglicher einen Zeugen abzuhören und — wenn auch nicht über dieselben Begebenheiten und denselben Zeitraum, doch über die Unternehmung der Kreuzzüge überhaupt und das Betragen der mithandelnden Nationen — drei verschiedene Stimmen einzusammeln. Alle tragen das sichtbare Gepräge ihrer Zeit und ihres Vaterlandes, und mit Beidem wird man ihre Mängel entschuldigen. Aber die Verhältnisse ihrer Verfasser geben diesen drei Werken einen hohen Grad von Glaubwürdigkeit, wo sie von Thatsachen handeln und jeder von seinem Volke spricht.

Ich habe kein Bedenken getragen, den Verfasser dieser Lebensbeschreibung Saladins als ganz ausgemacht anzunehmen, da die Beweisgründe, welche der lateinische Herausgeber, Albert Schultens (vita et res gestae sultani Almalich

Alnasir Saladini, auctore Bohadino, F. Sjeddadi etc. Lugduni Batavorum, 1732, fol.), aufgestellt hat, keinen Zweifel übrig lassen. Amadoddin von Jspahan, Verfasser eines weitläufigen Werkes über Saladin, erzählt in demselben, daß er selbst nebst dem Cadi Bohadin, Sjeddads Sohn, und mehreren Andern, die er alle namentlich anführt, von Aladil, Saladins Bruder, an letztern sey abgesandt worden, um wegen Aladils projektirter Heirath mit der Prinzessin von England die Meinung des Sultans zu vernehmen. Eben diese Gesandtschaft wird auch von dem Verfasser der vorliegenden Memoires auf dieselbe Art erzählt. Er meldet von sich, daß ihm von Saladins Bruder diese Gesandtschaft sey aufgetragen worden, und nennt dabei die nämlichen Begleiter, deren Amadoddin Erwähnung thut, indem er von sich selbst in der ersten Person spricht. Amadoddin nennt diesen Bohadin einen Cadi; der Verfasser dieser Memoires sagt gleichfalls von sich, daß er dieses Amt verwaltet habe. Abulfeda führt in seiner Universalgeschichte an, Saladin habe die Kirche der heiligen Anna zu Jerusalem in ein Gymnasium verwandelt und dem Cadi Bohadin, Sjeddads Sohn, die Aufsicht darüber anvertraut. Der Verfasser dieser Lebensgeschichte Saladins spricht gleichfalls von einem Auftrag, den ihm der Sultan gegeben, sich in Jerusalem aufzuhalten, um den angefangenen Bau eines Krankenhauses und Gymnasiums zu vollenden.

Aus diesen Denkwürdigkeiten selbst erhellt, daß Bohadin das ganze Vertrauen des Sultans genossen und ein sehr wichtiges Amt bekleidet haben muß. Schultens will ihn nicht für einen gebornen Araber gelten lassen, und ist mehr geneigt, seinen Geburtsort nach Mosul oder Assyrien zu verlegen. Anfänglich, wie Bohadin selbst erzählt, stand er in Diensten des Sultans von Mosul, der ihn mit einem Auftrag an den

Kalifen zu Bagdad abschickte. Auf einer Wallfahrt nach Mekka machte er Saladins Bekanntschaft, den er gleich auf den ersten Anblick so liebgewann, daß er dadurch bewogen wurde, ihm seine Dienste zu widmen.

In den Geschichtbüchern des Amadoddin und Abulfeda wird er Cadi (Richter) genannt, welchen Namen er sich auch selbst gibt. Diese Würde hat aber mehrere Klassen, und selbst der oberste Priester pflegt vorzugsweise den Namen Alcady zu führen. Welch' ein Mann dieser Alcady sey, kann man 'aus folgenden Benennungen abnehmen, unter welchen er bei den Gläubigen bekannt ist: „Der tiefsinnigsten Doktoren allertiefsinnigster, der Andächtigen allerandächtigster, der Born der Tugend und Weisheit, der Erbe der prophetischen Lehren, der Enträthsler schwieriger Religionsfragen, der unwidersprechlichste Entscheider, der Schlüssel zu den Schätzen der Wahrheit, die Lampe der dunkelsten Spitzfindigkeiten." Und eben diese hohe Person soll nach Schultens Meinung auch Bohadin vorgestellt haben, dessen Name schon (das arabische Wort für Preis der Religion) auf eine geistliche Würde hinzuweisen scheint.

Der Geist, in welchem das ganze erste Buch abgefaßt ist, verräth vielmehr den Mufti, als den politischen Geschäftsmann. Frömmigkeit ist die Tugend, welche er an seinem Helden in das hellste Licht stellt. Indem er mit einer kaum verzeihlichen Kürze über Begebenheiten aus Saladins Leben hinwegeilt, welche die Wißbegierde am meisten interessiren, verbreitet er sich über die Andachtsübungen seines Helden mit einer ermüdenden Umständlichkeit. So oft auch der Name des Sultans in dem Werke genannt wird, so geschieht es nie, ohne hinzuzusetzen: „Gott erbarme sich seiner!" — „Gottes Barmherzigkeit ruhe über ihm!" Ist von einer

muselmännischen Stadt oder Festung die Rede, so wird immer dabei ausgerufen: „Gott beschütze sie!“ und handelt er von den Christen, so unterläßt er nie, sie mit einem unfreundlichen: „Gott verfluche sie!“ abzufertigen — Unterbrechungen, welche man dem Leser in der Uebersetzung erspart hat. — Dergleichen Affektation eines heiligen Eifers würde in jedem andern Munde, als dem eines Mufti, abgeschmackt seyn. Auch nur einem über gottesdienstlichen Gebräuchen unerbittlich haltenden Mufti konnte es eingefallen seyn, den Sultan so zur Unzeit und so ungestüm an die Wallfahrt nach Mekka zu mahnen, wie in diesen Denkwürdigkeiten erzählt wird.

Daß dieser Bohadin überhaupt aus Saladins thatenreichem Leben beinahe nur den heiligen Krieg desselben gegen die Christen heraushebt, und die merkwürdigen Eroberungskriege, durch welche dieser Sultan seine Herrschaft gründete, entweder nur flüchtig berührt, oder höchstens in einem dürren, Chronik-ähnlichen Auszuge liefert, ließe sich vielleicht durch die Verlegenheit erklären, in welcher sich der Biograph befand, in einer getreuen Darstellung dieser Kriege den Tugendruhm seines Helden zu behaupten und das Andenken desselben vor dem Vorwurf der Ungerechtigkeit, ja der abscheulichsten Treulosigkeit zu befreien. Diese Epoche aus Saladins Leben ertrug vielleicht allein das Licht der Geschichte, und es war wohlgethan, die übrigen Partien in eine gefällige Nacht zu verhüllen. In dem Religionskriege hingegen, durch welchen Saladin das christliche Reich in Jerusalem zerstörte und überhaupt die Ausbreitung der Christen im Morgenlande hemmte, erscheint dieser Fürst in dem vollen Glanze eines muselmännischen Heiligen, und der Beschützer des Islamismus war unstreitig für die Feder eines Mufti der würdigste Gegenstand.

Uebrigens glaubte der Herausgeber dem Publikum durch

Mittheilung einer Schrift, welche zu dem verschönerten Bilde des ägyptischen Sultans in Lessing's Nathan das Urbild liefert, keinen unangenehmen Dienst zu erzeigen. Da unvorhergesehene gehäufte Geschäfte ihn verhindert haben, die Universalhistorische Uebersicht in der Ordnung, wie sie im ersten Bande angefangen worden, bei jedem Bande gleichförmig fortzusetzen, und es dem größern Theile der Leser wahrscheinlich lieber seyn dürfte, diese Materie auf einmal als ein Ganzes zu überschauen, so ist der vierte Band dieser ersten Abtheilung der historischen Memoires als ein Supplementband zur Fortsetzung dieser Uebersicht und zu einer Geschichte der Kreuzzüge bestimmt, und soll einstweilen, um nicht zu weit hinter dem Inhalt der Memoires zurückzubleiben, die mit Barbarossa und Saladin gleichzeitige Geschichte in der allgemeinen Uebersicht vorausgeschickt werden.

Jena, den 26. September 1790.

Schiller.

IV.

Vorbericht in dem ersten Band der zweiten Abtheilung.[1]

(1791.)

Der Werth dieser Denkwürdigkeiten des Herzogs von Sully ist zu allgemein bekannt, um hier noch einer Anpreisung zu bedürfen. Sie liefern uns die wichtigsten Aufschlüsse über

[1] Dieser erste Band der zweiten Abtheilung enthält den ersten Band von: „Denkwürdigkeiten Maximilians von Bethüne, Herzogs von Sully, nach der neuesten französischen Ausgabe,“ und Schiller schrieb als Einleitung dazu: Geschichte der Unruhen in Frankreich, welche der Regierung Heinrichs IV. vorangingen, bis zum Tode Karls IX. (Taschenausg. B. 11. S. 65.)

das geheime und öffentliche Leben eines Königs und seines nicht minder vortrefflichen Ministers, und verbreiten ein helles Licht über Frankreichs Geschichte von dem Jahre 1570 bis zur Regentschaft der Maria von Medicis, einen der wichtigsten Zeiträume in der französischen Geschichte.

Aber es bedarf vielleicht einer Entschuldigung, daß man diese Denkwürdigkeiten nicht nach dem Original, welches unter dem sonderbaren Titel: Oeconomies royales et Servitudes loyales bekannt ist, sondern nach der modernen Umarbeitung eines neuern französischen Schriftstellers liefert. Vielen dürfte der eigentliche Ton, der in dieser Urschrift herrschet, und sogar das antike und abenteuerliche Gewand, in welches sie gekleidet ist, ein größerer Verlust zu seyn dünken, als durch die Arbeit des neuen Herausgebers vergütet worden ist, und die Veränderungen, welcher sich derselbe mit seinem Texte erlaubte, viel zu gewaltsam scheinen. Und in der That würden sie so sehr Unrecht nicht haben, wenn irgend eine Wahrscheinlichkeit vorhanden wäre, daß jene Urschrift unmittelbar aus der Feder des Herzogs von Sully geflossen sey, denn auch in dem seltsamsten Aufzuge hat der große Mann Anspruch auf unsere Achtung. Aber da jene Urschrift nur zu sichtbare Spuren trägt, daß sie, obgleich aus der reinsten Quelle geflossen, doch ihre eigentliche Gestalt nur unter den Händen seiner Sekretäre empfangen habe, so ist der Verlust in der That so beträchtlich nicht, oder doch durch die angebrachten Verbesserungen unendlich vergütet. Der französische Herausgeber hat sich sowohl um die Anordnung der Materie, als um den Ausdruck ein großes Verdienst erworben. Die Verwirrung, in welcher alle Bestandtheile dieser Geschichte in der Urschrift durch einander geworfen sind, und die auch einen sehr warmen Verehrer der

Sully'schen Schrift ermüden müßte, veranlaßte den neuen Herausgeber, sein Original, obwohl mit möglichster Schonung des Eigenthümlichen, ganz und gar umzugießen, die einzelnen Partien interessanter und schicklicher zu verbinden, und alles Fremdartige davon zu scheiden. Er erlaubte sich dabei, den Erzähler in der ersten Person von sich sprechen zu lassen, da derselbe durch eine gar sonderbare Wendung in der Urschrift sich selbst anzureden scheint. Der Stil, der im Original alle Abwechslungen vom Niedrigen und Platten bis zum Hochtrabenden und Schwülstigen durchläuft, durch unübersehliche Periodenlänge oft dunkel und durch Weitschweifigkeit unerträglich ermüdend wird, hat unter der Feder des neuen Herausgebers eine Haltung und Einheit empfangen, welche der Würde seines Inhalts entspricht, und das Werk in seiner neuen Gestalt zu einer sehr anziehenden Lektüre macht. Von ebendemselben rühren auch die historischen Erläuterungen her, welche die in den Denkwürdigkeiten aufgeführten Personen betreffen; was hingegen eine zu ängstliche Rücksicht auf die Religion seines Vaterlandes den französischen Herausgeber in den Anmerkungen sprechen ließ, glaubte man einem deutschen Leser in der Uebersetzung ersparen zu dürfen.

Das ganze Werk wird in sechs Bänden erscheinen, welche rasch auf einander folgen und in der Michaelismesse vom Jahre 1792 geendigt seyn sollen. Die Einleitung, welche die ganze Geschichte der Ligue in einer kurzen Uebersicht umfaßt, wird jeden Band des Werks begleiten, und bis zum Untergang dieser Verbindung fortgeführt werden. Bei Abfassung derselben sind Brantome, Castelnau, de Thou und Andere, in der Anordnung der Materie besonders der Esprit de la Ligue von Herrn Anquetil meine Führer gewesen. Jena, in der Ostermesse 1791.

Friedrich Schiller.

V.

Zwei später unterdrückte Stellen.

(1789.)

Alle diese Nachträge der historischen Memoires sind nur Vorreden. Schiller's universalhistorische Einleitungen selbst sind beinahe ganz unverändert in seine Werke aufgenommen worden und ich habe aus diesen oben schon namhaft gemachten Uebersichten nur zwei später unterdrückte Stellen mitzutheilen. Nämlich die zwei Aufsätze, welche Schiller für die erste Abtheilung der Memoiren schrieb, haben ihre jetzigen Titel: „Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter" und „Uebersicht des Zustandes von Europa zur Zeit des ersten Kreuzzuges" erst später erhalten. Ursprünglich machten beide Darstellungen einen einzigen, ununterbrochen fortlaufenden Aufsatz aus, welcher im ersten Band der ersten Abtheilung der Memoiren zusammenstand, und den gemeinschaftlichen Titel hatte: „Universalhistorische Uebersicht der vornehmsten, an den Kreuzzügen theilnehmenden Nationen, ihrer Staatsverfassung, Religionsbegriffe, Sitten, Beschäftigungen, Meinungen und Gebräuche."

Da aber, wo sich jetzt der erste Aufsatz endigt und der zweite beginnt (Taschenausgabe B. 11. S. 17), machte folgende, jetzt ausgeworfene Passage den Uebergang:

Um richtig einsehen zu können, aus welchen Quellen diese Unternehmung entsprang, und wodurch sie wohlthätig ausschlug, ist es nöthig, den damaligen Zustand der europäischen Welt in einer kurzen Uebersicht zu durchlaufen, und die Stufe kennen zu lernen, auf der der menschliche Geist stand, als er sich diese seltsame Ausschweifung erlaubte. „Der europäische Occident, in so viele Staaten er auch getheilt war, gibt im eilften Jahrhundert" ꝛc.

„Es ist wohl bei den wenigsten Lesern nöthig zu erinnern, daß diese Ideen auf Veranlassung eines Kant'schen Aufsatzes in der Berliner Monatschrift entstanden sind."

Es ist hiermit der Kant'sche Aufsatz: „Muthmaßlicher Anfang der Menschengeschichte" gemeint, welcher in Kant's vermischten Schriften (Halle 1799) B. 3 wieder abgedruckt ist; s. Schiller's Leben Th. 2. S. 158 ff.

Taschenausg. B. 10. S. 398 lesen wir jetzt:

„Hier war reicher Vorrath für seine Schafe, und kein Gesetz war noch da, es ihm zu wehren. Alles, wornach er greifen konnte, war sein — so räsonnirte die kindische Menschheit."

Dafür stand ursprünglich in der Thalia:

„Hier war reicher Vorrath für seine Schafe, und kein Gesetz war noch da, es ihm zu wehren." Das natürliche Gefühl der Billigkeit hätte ihn zwar schon für sich allein davon abhalten sollen, aber auch dieses Gefühl hatte zu seiner Ausbildung in der Brust des Menschen Uebung und Anlässe nöthig, und seine Stimme war für den dringenden Ruf des Bedürfnisses noch zu leise. „Alles, wornach er greifen konnte, war sein — so räsonnirte die kindische Menschheit."

Und etwas weiter unten auf derselben Seite:

„So traurig endigte die erste Collision der Menschen." So geschah der erste Mord in der Gesellschaft.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marschalls Vieilleville.

(1797.)

Schiller bearbeitete die Denkwürdigkeiten des Marschalls Vieilleville für den dritten Jahrgang seiner Horen, Jahr 1797 (s. Schiller's Leben Th. 2. S. 195 ff.). Es ist hier ein Wortspiel des Vieilleville nachzutragen. Taschenausg. B. 11. S. 254 heißt es jetzt:

„Den Sonntag darauf, den 1. Januar 1553, erfuhr Vieilleville durch Deserteurs, daß der Kaiser die Belagerung von Metz aufgehoben."

Dafür stand ursprünglich in den Horen, Jahrgang 1797, Stück 7. S. 86 f.:

Den Sonntag darauf, den 1. Januar 1553, erfuhr Vieilleville durch Deserteurs, daß der Kaiser die Belagerung von Metz aufgehoben, worauf er zu dem Herzog von Nevers sagte: Ich dachte es immer, der Kaiser sey zu alt und zu podagrisch, um ein so schönes, junges Mädchen zu entjungfern. Der Herzog verstand dieß nicht. Ich mache Anspielung, sagte er, auf die Stadt M e t z, die im Deutschen eine Metze, auf Französisch pucelle bedeutet. Sie fanden diese Anspielung so artig und erfindungsreich, daß sie sie in der Depesche, die sie sogleich an den König abschickten, um die ersten zu seyn, die die Aufhebung der Belagerung meldeten, mit anführten.

Zerstreutes.

Anmerkung zu dem unvollendeten dramatischen Gedicht: „Das heimliche Gericht.“

(1788.)

Ich theile diese Anmerkung, die schon Boas in seine Nachträge aufnahm, nur mit, um nichts auszulassen. Sie findet sich in dem fünften Hefte der Thalia (Jahrgang 1788) auf der ersten Seite, unter dem Personenregister des Gedichtes: „Das heimliche Gericht. Einige Scenen.“

Zu einer Zeit, wo für und gegen geheime Verbindungen so viel gesagt, geschrieben und gethan wird, habe ich gegenwärtiges Fragment, das mir von unbekannter Hand eingesendet worden, für interessant genug halten, um es dem Publikum vorzulegen. Man setzt bei jedem Leser desselben voraus, daß ihm das heimliche Gericht aus dem „Götz von Berlichingen“ wenigstens bekannt ist. Eine kleine Nachricht von dieser geheimen Gesellschaft, die im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert fast ganz Deutschland überschwemmte, hat Herr von Möser in der Berliner Monatschrift gegeben.

Erklärung des Herausgebers der Thalia.

(1790.)

Den genannten und ungenannten Herrn Verfassern dramatischer und lyrischer Produkte, welche seit etlichen Jahren bei mir eingesandt worden sind, um einen Platz in der Thalia

einzunehmen, bezeige ich meinen Dank für das Vertrauen, das sie in mich haben setzen wollen, unter meinem Geleit sich bei dem Publikum einzuführen.

Unter diesen eingesandten Stücken befinden sich mehrere, welche mir die Erstlinge ihrer Autoren zu seyn scheinen, und über deren Werth oder Unwerth ich aufgefordert werde, ein entscheidendes Urtheil zu fällen. Diesen also erkläre ich hier mit der Aufrichtigkeit, die ihr Vertrauen mir zur Pflicht macht und zum Theil die völlige Unwissenheit ihrer Namen und Personen mir erleichtert, daß die Nichterscheinung ihrer Aufsätze in meiner Thalia dieses entscheidende Urtheil nicht ist, und daß selbst die Achtung, die das Talent ihrer Verfasser mir einflößte, mit der Unterdrückung ihrer ersten Versuche sehr gut bestehen kann. So gern ich denselben durch Aufnahme ihrer Produkte in meine Thalia Gelegenheit zu geben gewünscht hätte, ein öffentliches Urtheil über sich zu hören, so wenig konnte dieses mit den Rücksichten bestehen, die ich den Lesern der Thalia schuldig zu seyn glaube. Mein Urtheil in kurzen Worten und ohne Beweis hingeworfen, würde die Absicht, wegen welcher es verlangt und gesagt wird, sehr schlecht erfüllen, und zu vielen Worten fehlte es mir an Zeit. Von mehreren dieser Herrn Verfasser werde ich, wie ich vermuthe, jetzt schon losgesprochen seyn. Zwischen Einsendung Ihrer Beiträge und dieser meiner Erklärung ist bereits mehr als ein Jahr verflossen, und während eines Jahres pflegt sich bekanntlich in einem guten Kopfe gar Vieles zu verändern. Sollte mir übrigens begegnet seyn, durch meine stillschweigende Verwerfung ein wirkliches Talent beleidigt zu haben, so wird sich dieses Talent sicherlich einmal durch vortreffliche Werke an der Ungerechtigkeit meines Urtheils rächen; mir aber vergebe man, wenn ich glaube, daß

bei der kritischen Wahl, entweder das wahre Genie abzuschrecken oder das falsche zu ermuntern, in ersterm Falle am wenigsten gewagt werde. Das wahre Genie richtet sich zwar zuweilen an fremdem Urtheile auf, aber das entwickelte Gefühl seiner Kräfte macht ihm bald diese Krücke entbehrlich.

Schiller.

Diese Erklärung steht im 11. Heft der Rheinischen Thalia S. 143 f., und ist, wie es im Inhaltsverzeichniß bemerkt ist, den 14. Juni 1790 geschrieben.

In's Stammbuch.

Die Natur gab uns Daseyn; Leben gibt uns die Kunst, und Vollendung die Weisheit.

Erfurt, den 18. September 1791.

Fr. Schiller.

Diese Zeilen schrieb Schiller in das Stammbuch eines jungen Mannes, der zu Jena Geschichte der europäischen Staaten und der Kreuzzüge aus seinem Munde vernommen hatte. Es ist der ehrwürdige und gelehrte Creuzer in Heidelberg, welcher in dem Album diese Worte „Schiller's Andenken dankbar zurückgab."

Vorbericht zu den kleinern prosaischen Schriften.

(1792.)

Im Jahr 1792 erschien: Kleinere prosaische Schriften von Schiller. Aus mehreren Zeitschriften vom Verfasser selbst gesammelt und verbessert. 1. Th. Leipz. bei Siegf. Lebr. Crusius; der zweite Theil im Jahr 1800; der dritte 1801 und der vierte 1802. Die unten folgende Vorrede stand vor dem ersten Theil.

Um dem Nachdruck zuvorzukommen und zugleich meinen Freunden in der lesenden Welt eine Auswahl desjenigen in die Hände zu geben, was ich unter meinen kleineren prosaischen Versuchen der Vergessenheit zu entziehen wünsche, habe ich diese Sammlung veranstaltet, auf welche, wenn sie anders Leser und Käufer findet, in der Folge ein zweiter und dritter Theil nachgeliefert werden könnten, die verschiedene noch ungedruckte Aufsätze enthalten würden.

Bei den meisten der hier abgedruckten Aufsätze möchte, wie ich gar wohl einsehe, eine strengere Feile nicht überflüssig gewesen seyn, und es war auch Anfangs meine Absicht, Ton und Inhalt meiner gegenwärtigen Vorstellungsweise gemäßer zu machen. Aber ein veränderter Geschmack ist nicht immer ein besserer, und vielleicht hätte die zweite Hand ihnen gerade dasjenige genommen, wodurch sie bei ihrer ersten Erscheinung Beifall gefunden haben. Sie tragen also auch jetzt noch das jugendliche Gepräge ihrer ersten zufälligen Entstehung, und bitten dieser Ursache wegen um die Nachsicht des Lesers.

Nicht immer ist es der innere Gehalt einer Schrift, der den Leser fesselt; zuweilen gewinnt sie ihn bloß durch charakteristische Züge, in denen sich die Individualität ihres Urhebers offenbart — eine Eigenschaft, die oft gerade die vollendetsten Werke eines Autors verläugnen. Für Leser also, welche diese interessiren kann, die, wenn sie in dem Buche auch nicht mehr finden sollten, als den Verfasser selbst, mit diesem kleinen Gewinn sich begnügen, sind diese Rhapsodien bestimmt, und eine flüchtige, für ernsthafte Zwecke nicht ganz verlorene Unterhaltung ist Alles, was ich ihnen davon versprechen kann.

Jena, in der Ostermesse 1792.

Vorerinnerung zur Gedichtsammlung.

(1803.)

Im Jahr 1800 gab Schiller bei Siegf. Lebr. Crusius in Leipzig den ersten Theil seiner Gedichte heraus. Er hatte schon am Ende des Musenalmanachs für das Jahr 1799 diese Ausgabe mit folgenden Worten angekündigt:

Bei Herrn Crusius in Leipzig erscheint auf Michaelis 1799 eine Sammlung meiner Gedichte, von mir selbst ausgewählt, verbessert und mit neuen vermehrt.

Schiller.

Im Jahr 1803 folgte der zweite Theil (s. oben Th. 1. S. 127). Diesen letztern Theil, der dem erstern an Werth nicht gleichstand, indem er viele Jugendgedichte enthielt, glaubte der Verfasser durch nachfolgende „Vorerinnerung“ bevorworten zu müssen:

Vielleicht hätte bei Sammlung dieser Gedichte eine strengere Auswahl getroffen werden sollen. Die wilden Produkte eines jugendlichen Dilettantism, die unsicheren Versuche einer anfangenden Kunst und eines mit sich selbst noch nicht einigen Geschmacks finden sich hier mit solchen zusammengestellt, die das Werk einer reifern Einsicht sind. Aber bei einer Sammlung von Gedichten, welche sich größtentheils schon in den Händen des Publikums befinden, konnte der poetische Werth nicht allein in Betracht kommen. Sie sind schon ein verjährtes Eigenthum des Lesers, der sich oft auch das Unvollkommene nicht gern entreißen läßt, weil es ihm durch irgend eine Beziehung oder Erinnerung lieb geworden ist, und selbst das Fehlerhafte bezeichnet wenigstens eine Stufe in der Geistesbildung des Dichters.

Der Verfasser dieser Gedichte hat sich, so wie alle seine übrigen Kunstgenossen, vor den Augen der Nation und mit derselben gebildet, er wüßte auch keinen, der schon vollendet aufgetreten wäre. Er trägt also kein Bedenken, sich dem Publikum auf einmal in der Gestalt darzustellen, in welcher er nach und nach vor demselben erschienen ist. Er freut sich, daß ihm das Vergangene vorüber ist, und in so fern er sie überwunden hat, mag er auch seine Schwächen nicht bereuen.

Möchte diese rechtmäßige, korrekte und ausgewählte Sammlung diejenige endlich verdrängen, welche vor einigen Jahren von den Gedichten des Verfassers in drei Bänden erschienen ist, und ungeachtet eines unverzeihlich fehlerhaften Drucks und eines schmutzigen Aeußern, zur Schande des guten Geschmacks und zum Schaden des rechtmäßigen Verlegers, dennoch Käufer findet.

Weimar, in der Ostermesse 1803.

Recension über Bürger's Gedichte.

(1790.)

Schiller's strenge Beurtheilung der Gedichte Bürger's (s. Taschenausg. B. 12. S. 341 ff.) ist jedem Leser bekannt. Sie erschien anonym in der allgemeinen Literaturzeitung im Jahr 1791, und Bürger konnte nicht glauben, daß sie von Schiller sey. Er schrieb an Schütz (siehe oben Th. 2. S. 129): „Verschiedene wollen aus unumstößlichen Gründen wissen, kein Anderer, als Herr Schiller,

sey der Verfasser. Ich habe dem noch immer widersprochen. Denn wie kann man so von Gott und von sich selbst verlassen seyn, allen seinen eigenen, sowohl gebornen als ungebornen Kindern Rattenpulver zu legen? Was für Lumpengesindel wollte ich nicht mit einer solchen Theorie aus allen Dichtern aller Nationen machen? Daher halte ich immer noch einen bloßen Metaphysiker für den Verfasser." Bürger ließ in die Allgem. Literaturzeitung eine „vorläufige Antikritik" einrücken, gegen welche denn Schiller wieder auftrat. Auch diese Schiller'sche Erwiederung hat schon Döring in seinem Leben Schiller's S. 156, und Boas ließ dieselbe in seinen Nachträgen (Th. 2. S 334 ff.) abdrucken. Bürger machte, wie Boas bemerkt, auf diese beißende Vertheidigung das Epigramm:

„Von mir wird sicherlich hinfort
Nicht wieder antikritisiret.
An einem wohlbekannten Ort
Wird man nur ärger dann schimpfiret.
Man lasse dem das letzte Wort,
Dem doch das erste nicht gebühret."

Welchen Werth man damals auf diese Erwiederung legte, geht aus einem Ausspruch Böttigers hervor (Literarische Zustände Th. 1. S. 17): „Durch seine antikritische Triplik in der Allgemeinen Literaturzeitung auf Bürger's Antikritik hat Schiller seinen Verdiensten den Kranz aufgesetzt." Da aber diese Triplik ohne Bürger's Antikritik unverständlich ist oder wenigstens nicht gehörig und unparteiisch gewürdigt werden kann, so lasse ich auch Bürger's Aufsatz hier abdrucken, wie beide im Intelligenzblatt der Allgemeinen Literaturzeitung 1791, Nr. 46 bei einander stehen. Ueber die Recension selbst habe ich mich in Schiller's Leben Th. 2. S. 294 ff. erklärt, und ich verweise nur noch auf das 345. Xenion (s. oben Th. 3. S. 191), in welchem Schiller dieselbe scherzend in's Gedächtniß zurückruft.

Vorläufige Antikritik und Anzeige.

Das Urtheil über mich und meine Gedichte in der A. L. Z. Nr. 13 u. 14 v. d. J. muß meine und meines Publikums Aufmerksamkeit ganz vorzüglich erwecken. Denn mit der ehrwürdigen Miene des gründlichsten Tiefsinns, der geübtesten Urtheilskraft, des raffinirtesten Geschmacks, kurz, mit der ganzen Herrn- und Meistergeberde, vor welcher selbst der kühnste Geist des Widerspruchs andachtsvoll verstummen möchte, strebt sein Verf. darzuthun, daß wir uns seit 20 Jahren sehr übel geirrt haben.

Ich meines Theiles wußte nun zwar längst, und werde es in keinem Moment meines Lebens vergessen, daß weder ich selbst ein gereifter und vollendeter Geist bin, noch daß ich einen solchen in meinen Werken ausgeprägt habe. Denn wie könnte mir wohl die triviale Wahrheit entfallen, daß kein endlicher Geist jemals zur Vollendung ausreife? Dennoch glaubte ich, mein Geist und wenigstens einige seiner Früchte wären wohl so weit empor gediehen, um von dem reiferen Ausschusse absolut unreifer und unvollendeter Geister, wie unterm Monde wir alle sind, ohne Mundverziehung genossen werden zu können. Das aber war grober Irrthum. Man muß, möglich oder nicht möglich, man muß ein reifer und vollendeter Geist seyn, und nur reife, vollendete Produkte liefern. Ich aber — ach! selbst für die Unreifen bin ich noch lange nicht reif genug.

Weit ärger noch, als ich, war mein großgünstiges Publikum vom Irrthum befangen. Denn dieses hielt fast durchgehends meinen Genius für ein viel höheres Wesen, als ich selbst, sogar in den Stunden des jugendlichsten Dünkelrausches, ihn jemals zu halten vermochte; und wahrlich! an weit mehreren seiner Produkte, als mir lieb war, hatte es sein überaus großes Wohlgefallen. Mit Scham und Unzufriedenheit erfüllte mich öfters dieser Glaube, dieser Feiertanz um manche meiner Pagoden. Nicht ohne Besorgniß

dachte ich daher an die Miene, mit welcher es wohl aufgenommen werden dürfte, wenn ich ihm bei einer neuen, strengeren Musterung wenigstens seine unwürdigsten Lieblingspuppen entziehen müßte. Jetzt thäte es Noth, ich entzöge ihm sogar die wohlgerathensten Gestalten.

Denn siehe, aus einer höheren Sphäre ist ein reifer und vollkommener Kunstgeist auf die Allg. Lit. Zeitung herunter gestiegen; aus einer Sphäre, wo die Poesieströme lieblich flöten; aus einer Sphäre, wo die jugendlichen Blüthen des Geistes in der Fruchtzeit nicht absterben; das ist, wo das Vorhergehende und Nachfolgende als Eins und in Einem Zeitmoment gedacht, und im Bilde angeschaut werden kann; aus einer Sphäre, wo man nicht so genau und bestimmt, als hienieden, sich auszudrücken braucht, und die Redensarten, etwas mit einem einzigen Schönheitsgenuß — oder Schönheitsverlust erkaufen, als Synonyme verwechseln darf; aus einer Sphäre, wo ein verjüngendes Licht eben so gut, als eine verjüngende Wärme, der Erstarrung eines frühzeitigen Alters wehret; aus einer Sphäre, wo die menschlichen Geisteskräfte vereinzelt und getrennt wirken; wo die Poesie die Sitten, den Charakter und die ganze Weisheit ihrer Zeit, geläutert und veredelt, in ihren Spiegel sammelt; mit einem Wort, aus einer Sphäre, wo man nach ganz anderen Gesetzen denkt, anschaut, empfindet, kombinirt, tropisirt, bildert, bezeichnet, als wir unreifen, unvollendeten Geister hier unten zu thun uns für schuldig erachten. Diesem Herabgestiegenen geziemt es, kraft obiger statistischen Nachrichten, unverzagt zu behaupten, daß er unter allen Bürgerischen Gedichten, selbst den am reichlichsten ausgesteuerten, keines zu nennen wisse, das ihm einen durchaus reinen, durch gar kein Mißfallen erkauften Genuß gewährt habe. Ein langes Register von Ursachen ist unmittelbar hierauf dargelegt. Ich bitte, man vergleiche dieß doch mit der obigen Statistik. —

Zu unserer nicht geringen Verwunderung erfahren wir sammt und sonders, was bisher weder ich selbst mir, noch vollends mein ganzes verblendetes Publikum sich träumen ließ, daß ich nicht bloß — ein unreifer, unvollendeter Dichter? — o wenn es das nur wäre! — nein, daß ich ganz und gar kein Dichter bin, daß ich diesen Namen gar nicht verdiene. — Man glaubt doch hier nicht etwa, daß ich den Kunstgeist nur schikanire? Bewahre! Hier ist der Beweis: Eins der ersten Erfordernisse des Dichters ist Idealisirung, Veredlung (ob dieß wohl Synonyme seyn sollen? —), ohne welche er aufhört, seinen Namen zu verdienen. Nun aber vermißt man bei mir diese Idealisirkunst. Also! —

Vermöge dieses Mangels bin ich nun freilich schon so viel als gar nichts. Aber wie noch weit weniger, als nichts, müsset nicht vollends ihr seyn, meine geliebten und hochverehrten Brüder in Apollo, die ihr mit mir um den lyrischen Lorbeerkranz ringet! Ihr, Asmus, Blumauer, Gleim, Göckingk, Goethe, [1] Herder, Jacobi, Langbein, Matthison, Ramler, C. Schmidt, Schiller, [2] Schubart; Städlin, Stolberg, Voß und — o verzeihet, oder vielmehr dankt mir, daß ich nicht euch allen das Herzeleid anthue, euch hier zu nennen! Denn euch alle erblickt der reife und vollkommene Astralgeist so tief unter mir, als ich selbst seiner Meinung nach bisher noch unter dem höchsten Schönen geblieben bin. Welchen Erdensohn muß nicht Schwindel befallen, bei solcher höchsten Höhe der Schönheit, und des neben ihr schwebenden Kunstgeistes! —

Meine Elegie, als Molly sich losreißen wollte, so werden wir weiter belehrt, gehört zu meinen mattesten Produkten. Ganz einleuchtend thun dieß schon die kaum zur Hälfte ausgezogenen dicta probantia dar, ohne daß es nöthig gewesen wäre, nur noch ein Wort darüber zu verlieren. Merkt es euch,

[1] Im 8. Bande seiner Schriften.
[2] In seinen lyrischen Produkten.

ihr vielen rohen, unreifen und unvollendeten Männer- und Weiberseelen, die ihr euch von den Naturtönen dieses Liedes so innig durchdringen, so tief rühren ließet! Ihr steht betäubt, und wißt nicht, wie euch geschieht? O glaubt mir, ich weiß es noch weniger. Aber tilgen aus dem künftigen Buche der Lebendigen werde ich ja nun wohl auch dieß Lied müssen. —

Kunstrichter auf anderen Stühlen, die ihr doch, meinem eigenen Wunsche gemäß, mir ebenfalls nichts geschenkt habt, vernehmt es von meinem und euerem Oberrichter, daß euer so hoch gepriesenes Blümchen Wunderhold, frei heraus gesagt, Tändelei ist! Und was alsdann anders, als alberne Tändelei? —

Priester und Laien, durch Horazens: Si vis me flere — verführt, glaubten bisher immer, die Empfindungen, welche der Dichter darstellt, müßten wahr, natürlich, menschlich seyn. Sie glaubten, alsdann gelänge die Darstellung am besten, wenn der Dichter sie nicht sowohl erkünstelte, als vielmehr wirklich im Busen hegte. Der reife, vollkommene Kunstgeist aber weiß es besser. Idealisirt — ja, idealisirt! — müssen sie seyn. O Engel, Garve, Herder, Wieland, ich bitte euch, kommt doch herbei, diesen wundersamen, aus Ariost's Monde heruntergefallenen Fund mit mir zu betrachten! — Ha, daß nicht die Lessing, die Mendelssohn, die Sulzer in ihren Gräbern sich noch umwenden! Meine neueren Gedichte, sonderlich die an Molly, taugen nichts. Denn so unnachahmlich schön in den meisten Diction und Versbau ist, so poetisch sie gesungen sind, so unpoetisch sind sie empfunden! Das nenne ich mir doch eine scharf- und tiefsinnige Antithese! Sicherlich hat sich der Kunstgeist darin weit mehr, als ich mir in der Erfindung des Blümchens Wunderhold gefallen. Deß hatte er aber auch Ursache. Denn man denke nur den herrlichen Sinn, der daraus hervorgeht. Nicht meine, nicht irgend eines sublunarischen Menschen wahre, natürliche, eigenthümliche, sondern idealisirte, das ist, keines sterblichen Menschen Empfindungen

— Abstractionen — man denke! — Abstractionen von Empfindungen müßten jene Gedichte enthalten, wenn sie etwas werth seyn sollten. — O Petrarca, Petrarca, der du eigenthümlicher, als je Einer, sangest, was du eigenthümlicher, als je Einer, für deine Laura empfandest, Sonne der lyrischen Dichtkunst, die du Jahrhunderte durchstrahltest, wo bleibst du vor dem höheren Glanze dieses ätherischen Kunstgeistes? — Bei dem Allem findet es der tiefsinnige Richter seiner Theorie nicht widersprechend, wenn er behauptet, daß Alles, was der Dichter uns geben könne, nur seine Individualität sey. — —

Solche und noch mehr ähnliche Merkwürdigkeiten sind mir und unstreitig dem ganzen ästhetischen Publikum zu — merkwürdig, als daß ich nicht von einer sonst immer beobachteten Weise abgehen sollte. Noch verlor ich in meinem ganzen Leben auch nicht das kleinste gedruckte Wort über irgend eine Recension meiner Werke. Aber bei dieser muß es mir selbst von dem stolzesten und edelsten Taciturn gut geheißen werden, wenn ich den Verfasser laut und dringend auffordere, uns seine unbegreifliche Weisheit irgend wo ausführlicher, als hier geschehen konnte, mitzutheilen, und so eine Menge Widersprüche aufzulösen, mit denen wir Andern durchaus nicht fertig werden können. Besonders wünschte ich dem Begriffe einer idealisirten Empfindung, diesem mirabili dictu, nur eine einzige interessante Anschauung aus irgend einem alten oder neuen, einheimischen oder fremden Dichter, der das mirabile so recht getroffen hätte, untergelegt zu sehen. Mit Vergnügen biete ich zu dieser Ausführung meine Akademie der schönen Redekünste an. Denn da ich ohnehin schon so sehr mit Wunden bedeckt bin, so mag der zürnende Kunstgenius nur vollends, sogar auf eigenem Grund und Boden, mich zum Ecce homo machen, wenn ich wirklich und überall, auch in den gelungensten meiner Produkte, mich so schwer an der Kunst des Schönen versündigt habe, als es aus dieser Recension das Ansehen gewinnt.

Ich übrigens, wenn ich einmal Beruf und Muth genug in mir gefühlt hätte, einem alten Günstlinge des Publikums so, wie der Verfasser mir, mitzuspielen, ich — ja, ich würde auch Tapferkeit genug besitzen, mein Visir aufzuziehen, wenn ich darum gebeten würde. Wohlan denn! Gestrenge und vermuthlich eben so tapfere Maske, ich bitte dich, wer bist du? Ich frage nicht deßwegen, um nur meine und des Publikums eitle Neugier zu befriedigen. Auch dürfte ich nicht etwa nach vergeltender Rache an dem Beurtheiler und seinen vermuthlich ebenfalls, wenn auch nur wie der große, der göttliche Achill an der Ferse, verwundbaren und sterblichen Geisteskindern. Denn vielleicht hat er, wie Macbeth, keine Kinder. — Vielleicht, sag ich? Nein, er hat zuverlässig keine! Er ist kein Künstler, er ist ein Metaphysikus. Kein ausübender Meister erträumt sich so nichtige Fantome, als idealisirte Empfindungen sind. Hätte er aber dennoch, wider allen meinen Glauben, jemals ein Kind mit einer Muse erzeugt, so hätte er ihm zuverlässig schon ohne mein Zuthun in einer solchen Recension das Todesurtheil gesprochen. Daher muß ich auch nur lachen, wenn ich sie ein Meisterstück nennen und keinem Geringeren, als einem Engel oder Schiller beilegen höre. Wenn Männer, die Phöbus Apollo mit Geisteskindern gesegnet hat, fremder Leute Kindern Gift zubereiten wollen, so würden sie es so thun, daß wenigstens ihre eigenen nicht mit bis zum Tode daran erkrankten. Vielmehr darum wünschte ich, daß mein Richter sein Angesicht enthüllte, damit Jedermann gleich beim ersten Anblick wüßte, wornach er sich in seiner ferneren Geschmackskultur zu richten hätte. Denn man sage, was man wolle, in Geschmackssachen, wo nicht, wie bei Gegenständen der Verstandeserkenntniß, feste Begriffe und Formeln, sondern so manche ἄῤῥητα des Gefühles das Urtheil leiten, muß auch nicht selten das bloße Ansehen eines erkannten und erklärten höheren Genies gelten, und durch sein Beispiel Geschmacksnorm festzustellen befugt seyn. Wäre nun mein Beurtheiler kein höheres, sondern ein Kunstgenie, bloß

meinesgleichen, so würden unsere einander entgegenstehenden Autoritäten, wie zwei gleiche, unabhängige Kräfte, sich wenigstens die Wage halten, und sein Geschmack müßte von dem meinigen, wie ein Souverän von dem andern, wo nicht mit schüchterner, doch mit bescheidener Achtung sprechen. Zeigte sich's aber gar, daß er an Kunsttalent und Kultur noch unter mir wäre — o so dürfte ja sein Geschmacksurtheil sich's noch weit weniger anmaßen, dem meinigen, und dem Urtheile des mir gleich gebildeten und gestimmten Publikums zum herrschenden Kanon dienen zu wollen. Dann müßte er vielmehr seinen abweichenden Geschmack, den ich einen Verschmack nennen möchte, wornach er das Blümchen Wunderhold für ein unwürdiges und geistloses Symbol der Bescheidenheit erklärt, an dem Urtheile seines Erfinders und der andern gebildeten Geister, denen es nicht also vorkommt, bescheiden und demuthsvoll zu berichtigen, und also seinen Verschmack in Geschmack umzubilden suchen. So viel kommt also darauf an, zu wissen, wessen die Stimme sey, die so anmaßend hinter dem Vorhange hervor tönet! —

Ich muß hier, wiewohl ungern, abbrechen; hoffe aber sowohl diesen, als auch andere Recensenten nächstens in der Akademie, wo es wohlfeiler zehren für mich ist, als hier, reichlicher zu bewirthen. Denn ich bin Willens, etwas über mich selbst und meine Werke, nicht mir, sondern der Kunst zu Liebe, zu schreiben.

* * *

(Es folgt nun noch die Anzeige, daß nicht der vierte Theil der ohnehin so wenigen Subscribenten auf die neue Ausgabe der Gedichte den Pränumerationspreis eingesandt habe; zum letztenmal wird der Termin verlängert; findet B. sich dann nicht wenigstens einigermaßen gedeckt, so will er den geringen, wiewohl für ihn auch nicht unerheblichen Verlust an Insertions- und Portokosten tragen, und Jedem sein Geld zurückschicken. „Das Schicksal meiner Gedichte sey hernach, welches es wolle. Mich gehen sie weiter nichts an.") —

Göttingen, den 5. März 1791.

G. A. Bürger.



Vertheidigung des Recensenten.

Nach der ausführlichen Darlegung der Gründe, wornach Recensent sein Urtheil über die Bürger'schen Gedichte bestimmte, erwartete er, durch etwas Gedachteres, als durch Autorität, durch Exklamationen, Wortklaubereien, vorsätzliche Mißdeutung, pathetische Apostrophen und lustige Tiraden widerlegt zu werden; auch schien ihm Hrn. Bürger's Sache in der That nicht so schlimm, um nicht eine bessere Vertheidigung zu verdienen. Sehr gerne läßt er sich gefallen, seine Kunsttheorie, wo es auch geschehe, an der Bürger'schen zu versuchen, wie er denn auch sein über Hrn. Bürger gefälltes Urtheil nicht gerne für etwas Anderes ausgegeben haben möchte, als für die Ueberzeugung eines einzelnen Lesers, welche er ohne Bedenken nach einer gründlichern Belehrung verlassen wird. Dann aber müßten billig, wie bei jedem Ehrenkampfe sich gebührt, die Waffen gleich seyn, und wenn der eine Theil Beweisgründe gebraucht, so müßte der andere nicht mit Fechterkünsten streiten. Es gilt hier kein historisches Faktum, das nur durch Würdigung der Autoritäten berichtigt und durch Entkräftung der Glaubwürdigkeit (eine Methode, von welcher Hr. Bürger gegen seinen Recensenten Gebrauch macht) verdächtig gemacht wird. Die Rede ist von Grundsätzen des Geschmacks und deren Anwendung auf Hrn. Bürger's Produkte. — Jene wie diese sind dem Publikum vor Augen gelegt, welches (nicht etwa nach dem berühmten oder unberühmten Namen des Kunstrichters, wie Hr. Bürger will, sondern nach eigenem Gefühl und nach eigener Vernunft) jene Behauptungen prüfen, und den Bericht, den Hr. Bürger davon abzustatten für gut gefunden hat, mit den eigenen Worten und dem ganzen Ideengange

des Recensenten zusammen halten kann. Dieses Publikum, welches sich seines Wieland's, Goethe's, Geßner's, Lessing's erinnert, dürfte schwerlich zu überreden seyn, daß die Reise und Ausbildung, welche Recensent von einem vortrefflichen Dichter fordert, die Schranken der Menschheit übersteige. Leser, welche sich der gefühlvollen Lieder eines Denis, Göckingk, Hölty, Kleist, Klopstock, v. Salis erinnern, welche einsehen, daß Empfindungen dadurch allein, daß sie sich zum allgemeinen Charakter der Menschheit erheben, einer allgemeinen Mittheilung fähig — und dadurch allein, daß sie jeden fremdartigen Zusatz ablegen, mit den Gesetzen der Sittlichkeit sich in Uebereinstimmung setzen und gleichsam aus dem Schooße veredelter Menschheit hervorströmen, zu schönen Naturtönen werden (denn rührende Naturtöne entrinnen auch dem gequälten Verbrecher, ohne hoffentlich auf Schönheit Anspruch zu machen), solche Leser dürften nun schwerlich dahin zu bringen seyn, idealisirte Empfindungen, wie Recensent sie der Kürze halber nennt, für nichtige Fantome oder gar mit erkünstelten, naturwidrigen Abstrakten für einerlei zu halten. Diese Leser wissen es sehr gut, daß die Wahrheit, Natürlichkeit, Menschlichkeit der Gefühle durch die Operation des idealisirenden Künstlers so wenig leidet, daß vielmehr durch jene drei Prädikate ihr Anspruch auf Jedermanns Mitgefühl, d. i. ihre Allgemeinheit bezeichnet wird. Menschlich heißt uns die Schilderung eines Affekts, nicht weil sie darstellt, was ein einzelner Mensch, wirklich so empfunden, sondern was alle Menschen ohne Unterschied mit empfinden müssen. Und kann dieß wohl anders geschehen, als daß gerade so viel Lokales und Individuales davon weggenommen wird, als jener allgemeinen Mittheilbarkeit Abbruch thun würde? Wenn sich Klopstock in die Seele seiner Cidli, Wieland in

die Seele seiner Psyche oder Amande, Goethe in den Charakter seines Werther, Rousseau in den Charakter seiner Julie, Richardson in den seiner Klarisse versetzt, und jeder dann die Liebe so empfindet, so uns schildert, wie sie in solchen Seelen erscheinen mußte, haben sie nicht unter der Bedingung einer idealischen Seelenstimmung empfunden, oder kürzer: ihre eigene Empfindung idealisirt? Hr. Bürger könnte vielleicht einwenden, daß der Fall sich verändere, wenn der Dichter in seiner eigenen Person empfindet und dichtet — dann aber müßte er ganz und gar nicht wissen, daß an der selbsteigenen Person des Dichters nur in so fern etwas liegen kann, als sie die Gattung vorstellig macht, und daß es schlecht um seine Dichtungen stehen möchte, wenn er das Geschäft der Idealisirung nicht zuvor an sich selbst vorgenommen hätte. Stellte er uns Affekte, wie er unter gewissen Umständen sie empfunden, bloß treu und natürlich dar, so kann er zwar einen historischen Zweck erreichen und das Publikum von Etwas unterrichten (woran freilich dem Publikum so besonders viel nicht gelegen ist), das in ihm selbst vorgegangen. Will er aber einen Kunstzweck erreichen, d. h. will er allgemein rühren, will er gar die Seelen, die er rührt, durch diese Rührung veredeln, so entschließe er sich, von seiner noch so sehr geliebten Individualität in einigen Stücken Abschied zu nehmen, das Schöne, das Edle, das Vortreffliche, was wirklich in ihm wohnt, weislich zu Rath zu halten und wo möglich in Einem Strahl zu concentriren; so bemühe er sich, Alles, was ausschließend nur an seinem einzelnen, umschränkten, befangenen Selbst haftet, und Alles, was der Empfindung, die er darstellt, ungleichartig ist, davon zu scheiden und ja vor allem Andern jeden groben Zusatz von Sinnlichkeit, Unsittlichkeit und dergleichen abzustoßen,

womit man es im handelnden Leben nicht immer so genau zu nehmen pflegt. Ehe ein gebildeter Leser an Liedern Gefallen fände, worin noch der ganze trübe Strudel einer ungebändigten Leidenschaft braust und wallt, und mit dem Affekt des begeisterten Dichters auch alle seine eigenthümlichen Geistesflecken sich abspiegeln, würde er lieber die Autorität eines Horaz verwerfen, wenn es dem unsterblichen Dichter wirklich hätte einfallen können, durch seinen wahren und goldenen Spruch: Weine erst selbst, wenn du weinen machen willst, jede wilde Geburt seines erhitzten Gehirnes in Schutz zu nehmen. So unentbehrlich ist eine gewisse Ruhe und Freiheit des Geistes zur schönen Darstellung selbst der feurigsten Leidenschaft, daß — sogar Antikritiken, wie man sieht, ihrer nicht entrathen können, ohne den besten Theil ihres Zweckes zu verfehlen! — Und von allem dem will Hr. Bürger nichts wissen? Alle diese Elemente der darstellenden Kunst klingen ihm wie neue Offenbarungen aus den Wolken. Nun wahrhaftig, ein Glück für ihn und seine Leser, daß sein poetischer Genius bisher für seine Führerin dachte und sich ohne Aesthetik noch ganz leidlich zu helfen wußte!

Der nachdenkende Leser entscheide, ob der Verfasser der Recension sich deßwegen eines groben Widerspruchs schuldig machte, weil er Individualität an einem Werke der Kunst nicht vermissen will und dennoch eine ungeschlachte, ungebildete, mit allen ihren Schlacken gegebene Individualität nicht schön finden kann. Oder sollte vielleicht nach Hrn. Bürger's Meinung gerade in dieser letztern die Originalität und Eigenthümlichkeit enthalten seyn, die man mit Recht jedem Kunstwerke zu einem hohen Vorzug anrechnet? Der Leser entscheide wieder, ob Hrn. Bürger die Kunst zu idealisiren abgesprochen wird, wenn Recensent ausdrücklich nur diese

Idealisirkunst bei ihm vermißt, wovon er redet, die nämlich, welche jede idealische Schöpfung des Dichters im Einzelnen auf ein inneres Ideal von höchster Vollkommenheit beziehet?

Hrn. Bürger's Sache wäre es gewesen, die Anwendung der vom Recensenten aufgestellten Grundsätze auf seine Gedichte, nicht aber diese Grundsätze selbst zu bestreiten, die er im Ernst nicht wohl läugnen, nicht mißverstehen kann, ohne Begriffe von der Kunst verdächtig zu machen. Wenn er sich gegen diese Forderungen so lebhaft wehrt, bestärkt oder erweckt er den Verdacht, daß er seine Gedichte wirklich nicht dagegen zu retten hoffe. Dasjenige seiner Geistesprodukte hätte er nennen sollen, welchem Recensent durch seinen allgemeinen Ausspruch Unrecht gethan hat. Wenn Hr. Bürger es für eine so unmögliche Sache hält, daß einer seiner poetischen Mitbrüder sich so sehr habe vergessen können, ein Ideal der Kunst aufzustellen, welches den selbsteigenen Produkten desselben das Urtheil spricht, so beweist Hr. Bürger dadurch bloß, wie sehr sein Kunstideal unter dem Einfluß seiner Eigenliebe stehe, wenn er es nicht gar selbst aus seinen eigenen Geistesgeburten abgezogen hat. Was der Moralphilosoph ohne Bedenken von jedem menschlichen Subjekt und zum Theil schon der Erzieher von seinem Zöglinge fordert, darf doch wohl die Kunst von ihren vorzüglichsten Seelen verlangen — und wenn in der Forderung des Moralisten keine Ungereimtheit liegt, wenn dort die Erhabenheit des Ideals die Bestrebungen, es zu erreichen, nicht niederschlagen darf, warum sollte mit der Kunst eine Ausnahme gemacht werden, die ihre Forderungen von jenen nur ableitet, deren Ideal unter jenem des Moralisten großentheils schon enthalten ist? — Immer könnte also auch ein Dichter jenes Urtheil über Hrn. Bürger niedergeschrieben haben, der aber freilich die

Klugheit nicht besaß, seine eigenen Geisteskinder vor der Strenge dieser seiner Theorie zuvörderst in Sicherheit zu bringen. Einen solchen könnte nur schwerlich die Furcht vor Repressalien abgehalten haben, offen und frei seine Meinung von Hrn. Bürger zu sagen, und eifersüchtiger auf die Hoheit seiner Kunst, als auf den Ruhm der Produkte, wodurch er sich in seinem Leben schon an ihr mag versündigt haben, ertheilt er ihm hiemit uneingeschränkte Vollmacht, bei künftiger Entdeckung seines Namens gegen seine Geistesgeburten so viel Vernünftiges vorzubringen, als er fähig ist. Um so mehr glaubt er sich aber auch befugt, das, was ihm Sache der Kunst schien, gegen das Bürger'sche Beispiel zu verfechten — gegen alle Elegien an Molly und alle Blümchen Wunderhold und alle hohen Lieder, in denen man vom Rabenstein und von der Folterkammer in das Flaumenbett der Wollust entrückt wird, zu verfechten — mit Bescheidenheit, wie er gethan zu haben hofft, aber freilich nicht mit Schüchternheit. Schüchtern trete der Künstler vor die Kritik und das Publikum, aber nicht die Kritik vor den Künstler, wenn es nicht einer ist, der ihr Gesetzbuch erweitert.

Geschah es etwa, um den Streit auf fremden Boden zu spielen, daß Hr. Bürger die ganze Schaar deutscher Liederdichter aufbietet, auf dem ganzen Musenberge „Feuer!" ruft und den Geist eines Wieland und seinesgleichen zu erscheinen und zu löschen beschwört? Er nehme sich ja in Acht, den Schatten Samuels zu wecken, sonst möchte ihm wie weiland Saul geantwortet werden. Recensent erinnert sich, Hrn. Bürger über alle erhoben zu haben, die mit ihm um den lyrischen Lorbeer ringen. Aber es ringen darum nicht Alle, welche irgend einmal die Fülle ihrer Begeisterung in einem Liede oder in einer Ode aushauchten, mit Hrn. Bürger um

den lyrischen Kranz, und die ihn schon längst ersiegt haben, ringen auch nicht mehr. Wie sehr auch endlich Hrn. Bürger's poetischer Genius über seine Mitkämpfer hervorragt, so könnte ihm doch mancher unter ihnen, der ihm an Dichtergaben weicht, in nicht unwesentlichen Stücken der poetischen Darstellung zum Muster dienen.

Wenn das großgünstige Publikum Hrn. Bürgers seinen Genius für ein noch höheres Wesen halten könnte, als er selbst, welches viel ist; wenn es weit mehr seiner Produkte, als ihm lieb war, mit überaus großem Wohlgefallen aufnahm und mit einem Glauben, der ihn selbst schamroth machte, den Feiertanz um seine Pagoden anstellte: so wäre das Unglück in der That so groß nicht, als Hr. Bürger es macht, mit dem Urtheile dieses Publikums über ihn sich einigermaßen im Widerspruch zu befinden. Auch ist es nicht nöthig, daß gerade die ganze schreibende und lesende Welt sich geirrt haben muß, wenn Hr. Bürger nicht als reifer und vollendeter Dichter befunden wird. Gerne verwechselt die Selbstzufriedenheit des Künstlers den lauten, brausenden Zuruf, der ihn gleich bei seiner ersten Erscheinung umtönt, mit dem Urtheil der Welt, und so entscheidet sich oft der Ruhm eines Schriftstellers, ehe noch die gewichtigsten Stimmen mit gesprochen haben. Hrn. Bürger's poetischer Genius hat diese Stimmen keineswegs zu fürchten, und es wird bloß auf etwas mehr Studium schöner Muster und etwas mehr Strenge gegen sich selbst ankommen, daß auch sie mit vollem Herzen das Prädikat unterschreiben, das ihm ohne sie ertheilt worden ist. So wenig Recensent sich bei Abfassung seiner Kritik einer andern Leitung als seines eigenen Gefühls bewußt war, so angenehm überraschte ihn, was er nachher in Erfahrung brachte, daß er in seinem Urtheile

über Hrn. Bürger die Meinung einiger der competentesten Geschmacksrichter von diesem Schriftsteller ausgesprochen habe.

Um übrigens einem beträchtlichen Theile des Publikums etwas Ueberflüssiges zu sagen und bei einem andern durch seinen unschuldigen Namen nicht den Beifall zu verwirken, den vielleicht seine Gründe fanden, sey es dem Recensenten erlaubt, einem Incognito getreu zu bleiben, welches seiner Ueberzeugung nach bei literarischen Kämpfen so lange gut und löblich bleibt, als es überhaupt noch Schriftsteller gibt, die dem Publikum auf ihre eigenen und ihres ganzen Standes Unkosten nicht sehr erbauliche Komödien zum Besten geben. Wo mit Vernunftgründen und aus lauterem Interesse an der Wahrheit gestritten wird, streitet man niemals im Dunkeln; das Dunkel tritt nur ein, wenn die Personen die Sache verdrängen. Der Recensent.

Zur Geschichte des dreißigjährigen Kriegs.

Der dreißigjährige Krieg.

(1790, 1791 und 1792.)

Die Geschichte des dreißigjährigen Kriegs erschien zuerst vom Jahr 1791 an in drei auf einander folgenden Jahrgängen im Historischen Kalender für Damen (Leipz. bei Göschen). Es wurden über siebentausend Exemplare verkauft, und Schiller schreibt, seit vielen Jahren habe keine Schrift nur die Hälfte so viel Abgang gehabt. Der Kalender für das Jahr 1791 enthält diese Geschichte bis zum Ende des zweiten Buches (Taschenausg.

B. 9. S. 232); und in diesem Theil ließ der Schriftsteller, als er im Jahr 1802 eine „neue verbesserte Auflage“ veranstaltete, viele Stellen weg, welche wir nachtragen werden. Für das Jahr 1792 konnte Schiller, weil er lebensgefährlich erkrankt war, nur einen Theil des dritten Buches liefern (bis zur Seite 266 der Taschenausgabe), so daß er erst im Kalender für das Jahr 1793 das Ganze vollendete. Da auf diese Weise seine Gabe für den zweiten Jahrgang wenig umfangreich war, so fügte er, gleichsam zum Ersatz, noch drei kurze Biographien von Personen des dreißigjährigen Krieges unter dem Namen **Bildnisse** bei, welche deren Abbildungen zur Begleitung dienten. Ich habe in meiner Lebensbeschreibung Schillers Th. 2. S. 183 f. zuerst den Beweis geliefert, daß diese drei Darstellungen von Schiller sind (eine vierte Lebensskizze, nämlich von Axel Grafen von Oxenstierna, ist nicht von seiner Hand). „Das Lebensgemälde der Landgräfin von Hessen-Kassel, Amalie Elisabeth, ist lebendig, anziehend und mit Neigung geschrieben; das Leben des Kurfürsten Maximilian von Baiern ist dann ins Allgemeine zusammengezogen und nur dem Verstande zugänglich. Die Lebensbeschreibung des Kardinals Richelieu endlich charakterisirt sich durch scharfe Hiebe gegen Priester und Höflinge — zum Zeichen, daß damals beide in der Gunst bei Schiller noch nicht gestiegen waren.“ [1]

[1] So charakterisirte ich diese drei Lebensabrisse in meiner Biographie Th. 2. S. 184. Hr. Boas nahm nicht nur diese Stücke in seine Nachträge auf, sondern war auch so gütig, meine Beweisgründe und meine Charakteristik (Th. 2. S. 505), nur mit etwas veränderten Ausdrücken, zu acceptiren, ohne meiner mit einem Worte zu erwähnen. So sehr liebt Herr Boas meine Quellen, und eine solche Scheu hat er vor meinem Namen, daß er, die Tabulae votivae nur als Ein Stück gerechnet, gegen vierzig Gedichte, Fragmente und Aufsätze, welche ich zuerst in meiner Biographie Schiller's nachwies und zum Theil aufnahm, recipirte, ohne irgend wo (außer Th. 1. S. 52, wo er eine hierbei von mir gemachte Bemerkung als die seinige anführt) den zu nennen, dem er doch Einiges verdankt.

Wir geben zuerst die ausgelassenen Stellen, und lassen dann die Bildnisse folgen.

Taschenausg. B. 9. S. 12:

„Der Haß der Protestanten gegen letzteres kehrte sich darum auch einstimmig gegen Oesterreich, und vermengte nach und nach den Beschützer mit der Sache, die er beschützte." Jede Kriegsrüstung des Königs von Spanien oder des Kaisers mußte nun zum Verderben der Protestanten abzielen, jeder Feldzug gegen eines dieser Häuser war ein Krieg gegen das Mönchthum, gegen die Inquisition.

Taschenausg. B. 9. S. 14:

„Der französische Calvinist hatte also mit dem reformirten Genfer, Engländer, Deutschen oder Holländer einen Berührungspunkt, den er mit seinem eigenen katholischen Mitbürger nicht hatte." Das Glück der niederländischen Waffen, welche für seine Religion geführt wurden, mußte ihn also näher angehen, als die Triumphe seines eigenen Landesherrn, welche zum Vortheil des Papstthums erfochten wurden.

Taschenausg. B. 9. S. 15:

„Der Däne geht über die Eider, der Schwede über den Belt, um die Ketten zu zerbrechen, die für Deutschland geschmiedet sind."

Das Religionsinteresse war es, was diese neue Sympathie der Staaten mit Staaten veranlaßte, aber die Wirkungen derselben wurden bald im Politischen gefühlt. Der nämliche Staatenbund, welcher streitfertig da stand, dem Religionszwang seiner Glieder zu steuern, sicherte sie eben

dadurch vor politischer Unterdrückung, denn ohne diese war jener nicht möglich. Die Regenten hatten also die Hülfsmittel zu ihrer Selbsterhaltung in Bereitschaft, ohne sie unter diesem Namen aufgeboten zu haben; sie hatten ihre Absicht erreicht, ohne sich mit ihren Völkern darüber verständigt zu haben. So lange eine gewaffnete Macht die Religionsfreiheit in Deutschland vertheidigte, so lange konnte kein deutscher Kaiser die Konstitution umstoßen und die Stände des Reichs unterdrücken; so lange eine gewaffnete Macht die Reichskonstitution bewachte, konnte die Religionsfreiheit nicht umgestürzt werden. Was den Regenten bloß zu ihrem Zwecke wichtig war, war der Zweck ihrer Unterthanen, was der Zweck der Regenten war, war den Unterthanen das Mittel, den ihrigen zu erreichen.

Taschenausg. B. 9. S. 55:

„Dem Herren- und Ritterstande gestattete endlich Maximilian die freie Ausübung ihrer Religion, doch nur auf ihren eigenen Territorien und Schlössern." Den Städten und Märkten eine ähnliche Freiheit bewilligen, wäre eben so viel gewesen, als die katholische Religion ganz und gar aufzuheben; auch waren diesem Kaiser durch Spanien und Rom die Hände allzusehr gebunden, um einen so entscheidenden Schritt zum Vortheil der Evangelischen zu thun. Dadurch, daß er seine landesherrliche Gewalt gegen die Communen behauptete, daß er sie von dem Adel isolirte; daß er die katholische Religion in den Städten und Märkten aufrecht erhielt, hoffte er den Fortschritten der andern hinlänglich begegnet zu haben. „Der unbescheidene Schwärmereifer der evangelischen Prediger überschritt dieses von der Weisheit gesteckte Ziel. Dem ausdrücklichen Verbot zuwider, ließen

sich mehrere derselben in den Landstädten und selbst zu Wien öffentlich hören, und das Volk drängte sich schaarenweise zu diesem neuen Evangelium, dessen beste Würze Anzüglichkeiten und Schimpfreden ausmachten." Die Herren und Ritter öffneten ihre Kirchen dem überall herzu strömenden Volk, ohne das Verbot Maximilians zu achten, der die Religionsfreiheit doch nur auf sie selbst und die Ihrigen eingeschränkt hatte. Durch diese polemischen Kanzelredner wurde dem Fanatismus eine immerwährende Nahrung gegeben, „und der Haß beider, einander so nahe stehenden Kirchen durch den Stachel ihres unreinen Eifers vergiftet."

Mitten unter diesen Mißbräuchen stand Maximilian, und so unter sich selbst entzweit, hinterließ er seinem Thronfolger die österreichischen Lande. Die evangelische Religion, obgleich durch die Gesetze unterdrückt, war in der That doch die herrschende, weil sie unter den Landständen herrschte, die dem Regenten Gesetze vorschrieben. Sie war auf dem Wege, immer weiter um sich zu greifen, und von den Protestanten im übrigen Deutschland unterstützt, die katholische endlich ganz zu verdrängen; der Untergang der letztern zog das ganze Haus Oesterreich in ihren Ruin. Dieser drohenden Gefahr nun setzte sich Rudolph entgegen und arbeitete durch List sowohl als durch Gewalt an einer Gegenreformation. Die von den Protestanten eigenmächtig in Besitz genommenen Kirchen wurden geschlossen, die Religionsfreiheit des Adels, wo man einen Mißbrauch davon gemacht hatte, eingeschränkt, die Evangelischen unvermerkt von den landschaftlichen Stellen entfernt, und Katholiken an ihre Stellen geschoben. Jetzt faßten auch die Prälaten wieder Herz, auf den Landtagen zu erscheinen, und das Uebergewicht neigte sich aufs Neue auf katholische Seite. Zugleich aber kehrte

nun auch das vorige Mißtrauen und die Furcht der Evangelischen zurück, und in der gewissen Voraussetzung, daß es auf ihren gänzlichen Untergang abgesehen sey, nahmen sie ihre ganze Wachsamkeit zusammen, und blickten schon von weitem nach auswärtigem Beistand umher. Der Zunder einer gefährlichen Empörung lag im Innern des Landes bereit, und erwartete nur den Funken, der ihn in Flammen setzte.

Taschenausg. B. 9. S. 54:

„Je unglücklicher beide Länder sich fühlten, zu Provinzen einer auswärtigen Monarchie herabgesetzt zu seyn, desto unüberwindlicher war ihr Bestreben, einem Herrn aus ihrer Mitte zu gehorchen; und so wurde es einem unternehmenden Edelmann nicht schwer, ihre Huldigung zu erhalten.“ Rebell gegen seinen gegenwärtigen Oberherrn, eilte nun dieser, durch eine staatskluge Unterwerfung sich ein Verdienst bei dem andern zu machen und von ihm die Belehnung zu empfangen. Gerne ertheilte man ihm diese, weil man als gewonnen ansah, was der Feind verloren hatte. „Voll Bereitwilligkeit“ ꝛc.

Auf derselben Seite unten:

„Verwüstet lag weit und breit das Land, und der gemißhandelte Unterthan führte gleich große Beschwerden über seinen Feind und seinen Beschützer.“ Der österreichische Soldat betrug sich als Herr in einem Lande, das er mit seinem Blute vertheidigte; den Lebensunterhalt, den man ihm gutwillig nicht reichte, mußte er sich gewaltthätig nehmen. Gering war die Hülfe, die er leistete, und unerträglich der Trotz, womit er sich dafür bezahlt machte. Die Nachlässigkeit des Kaisers, der das Land unvertheidigt, die wichtigsten Aemter

unbesetzt, die dringendsten Vorstellungen unbeantwortet ließ, veranlaßte auch in diesem, wie in seinen übrigen Ländern, die bittersten Klagen, und die Habsucht des Fiskus, der Trotz seiner Offiziere, die Ausgelassenheit seiner Truppen machte das Murren allgemein. „Auch in diese Länder“ rc.

Taschenausg. B. 9. S. 46 unten:

„Dem Namen Kaiser, einem Vermächtniß des despotischen Roms, klebte damals noch ein Begriff von Machtvollkommenheit an, der gegen das übrige Staatsrecht der Deutschen den lächerlichsten Abstich machte, aber nichts desto weniger von den Juristen in Schutz genommen, von den Beförderern des Despotismus verbreitet und von den Schwachen geglaubt wurde.“ Wie konnte es auch anders seyn, da sogar einer der ersten protestantischen Höfe Deutschlands verblendet genug war, eine Meinung zu unterhalten, welche die Grundverfassung des Reichs über den Haufen stürzte?

Taschenausg. B. 9. S. 55:

„Man vergrößerte die Macht der Katholischen; man übertrieb die Gefahr; zufällige Ereignisse wurden einem überdachten Plane zugeschrieben; unschuldige Vorfälle durch gehässige Auslegungen entstellt, und dem ganzen Betragen der Katholischen eine Uebereinstimmung und Planmäßigkeit geliehen, wovon sie wahrscheinlich weit entfernt gewesen sind.“ Kein Gerücht war so abentheuerlich, keine Beschuldigung so abscheulich, die man nicht bereitwillig aufgefangen und geltend gemacht hätte. Wäre bei den Katholiken der Wunsch noch so mächtig gewesen, den Religionsfrieden zu verletzen, wie er es auch wohl in der That war, so hatte man einen sichern Bürgen an ihrer Schwäche oder Erschöpfung, daß sie ihn



heilig halten würden. Aber die Protestanten, scheint es, fürchteten, was — sie verdienten.

Taschenausg. B. 9. S. 59 f.:

„Heinrich der Vierte hatte ein halbes Menschenalter lang das ununterbrochene Schauspiel von österreichischer Herrschbegierde und österreichischem Länderdurst vor Augen, den weder Widerwärtigkeit, noch selbst Geistesarmuth, die doch sonst alle Leidenschaften mäßigt, in einer Brust löschen konnte, worin nur ein Tropfen von dem Blute Ferdinands des Arragoniers floß." Selbst in den kleinsten Geistern aus Habsburgs Geschlechte war diese Leidenschaft groß, dieser Trieb gränzenlos in seinen beschränktesten Köpfen, dieser einzige Charakterzug schlimm in der kleinen Zahl seiner vortrefflichen. „Die österreichische Ländersucht" rc.

Taschenausg. B. 9. S. 60:

„Für Europa war kein Friede, für seine Staaten kein Gedeihen, kein Plan von Dauer für der Völker Glück, so lange es diesem gefährlichen Geschlechte überlassen blieb, nach Gefallen die Ruhe dieses Welttheils zu stören," und wie viel eher war zu erwarten, daß der Wille die Macht, als daß die Macht den Willen überlebte. Noch damals, in seiner tödtlich scheinenden Entkräftung, kostete dieses Haus der europäischen Staatengesellschaft Tausende von Menschen und Millionen an Gelde, um den Schrecken zu unterhalten, um das Gleichgewicht der Macht fortzusetzen, die seine Anmaßungen in Schranken hielt! Wie viel Großes und Treffliches könnte ausgeführt, wie viel Wohlstand verbreitet werden mit den Kräften, welche sich jetzt ruhmlos und unnütz verzehrten, um das Habsburgische Geschlecht zu bewachen!

Taschenausg. B. 9. S. 72 unten:

„Aber Matthias wurde das Opfer dieses Streits." Die Protestanten verweigerten ihm ihre Geldhülfe, und ließen es ihn, den Unschuldigen, entgelten, daß die Katholischen unbeweglich geblieben waren. Indessen neigte sich der Waffenstillstand mit den Türken zu seinem Ende, ihre Bewegungen wurden immer verdächtiger, eine Ausrüstung gegen sie immer dringender. Was der Kaiser von den Reichsständen nicht hatte erlangen können, mußte er nun seinen eigenen Landständen zu entlocken suchen. Unter diesen, weiß man, herrschte dieselbe Religionstrennung, derselbe Geist des Mißvergnügens, wie unter den Ständen des Reichs; dieselben Schwierigkeiten mußten sich also dem Kaiser entgegen setzen. Die einzelnen Provinzen der österreichischen Monarchie weigerten sich, ohne Zuziehung der andern etwas zu beschließen; ein allgemeiner Landtag aller dieser Stände aber konnte so leicht in eine gefährliche Conföderation gegen den Kaiser entarten. Dennoch gebot ihn jetzt die Noth, und die Stände von Oesterreich, Böhmen, Mähren u. s. w. wurden in Linz versammelt. Nichts unterließ der Kaiser, die Nothwendigkeit eines Türkenkrieges vorzustellen; und wie es dazu kam, einen Schluß zu fassen, hatten die Abgeordneten keine Vollmacht. Fruchtlos, wie der Reichstag, zerschlug sich dieser österreichische Landtag, und nur das Glück rettete den Kaiser aus seiner Bedrängniß. „Die Türken selbst zeigten sich geneigt" 2c.

Taschenausg. B. 9. S. 73 unten f.:

„Mit Schrecken sah das protestantische Deutschland die Spanier an dem Unterrhein festen Fuß gewinnen — mit noch größerem Rechte das katholische die Holländer über die Reichsgränzen hereinbrechen." Religionskriege haben

das Eigene, daß die Gränzen der Länder sie nicht beschränken, daß sie auf jedem neuen Boden sich erneuern, weil auf jedem neuen Boden Feind und Bundesgenosse wächst, und nur die Erschöpfung des ganzen Anhanges den einzelnen Theil entkräftet. „Im Westen sollte sich die Mine entzünden" ꝛc.

Taschenausg. Bd. 9. S. 81:

„Gegen die landesherrliche Gewalt seyen alle Schritte der Ketzer gerichtet, stufenweise seyen sie von Trotz zu Trotz bis zu diesem letzten Angriff hinaufgestiegen; in Kurzem würden sie auch an die noch einzig übrige Person des Kaisers greifen." Alles, was man bis hieher von ihnen erlitten, sey eine gerechte göttliche Züchtigung für die Schonung, die man gegen seine schlimmsten Feinde bewiesen; ihr neuester Aufruhr ein ganz unverkennbares Werk des Himmels, um das Maß ihrer Vergehungen voll zu machen, und die Geduld der Regierung zu erschöpfen. „In den Waffen allein sey Hülfe gegen einen solchen Feind" ꝛc.

Taschenausg. B. 9. S. 91:

„Ferdinand verließ seine Hauptstadt nicht, und wollte eben so wenig von Bedingungen hören." Die Jesuiten, muß man gestehen, hatten ihren Aberglauben in die Brust eines Helden gesät, und der gelehrige Zögling bestand die Probe.

Alle diese ausgelassenen Stellen gehören dem ersten Buch an. Auch das zweite Buch war noch ganz im Kalender für das Jahr 1791, und dieser Theil schloß mit folgenden Worten (s. Taschenausgabe B. 9. S. 282), welche ich schon in meiner Biographie Schillers (Thl. 2. S. 182) mitgetheilt habe:

„Er (Gustav Adolph) erwählte also für sich selbst den Weg nach Franken und dem Rhein, und überließ dem Kurfürsten von Sachsen die Eroberung Böhmens.“

Aber ihn auf diesem siegreichen Gange zu begleiten, verbieten mir die engen Gränzen dieser Erzählung, die vielleicht schon jetzt überschritten sind. Ungern verlasse ich einen Schauplatz, der an schimmernden Thaten immer reicher wird, immer reicher an unsterblichen Männern, überraschenden Wechseln des Glücks, verworrenen Schicksalen und wundervollen Krisen. War die Voraussetzung nicht zu kühn, die Aufmerksamkeit meiner Mitbürgerinnen für eine Geschichte zu erregen, die keinen Reiz hat, als ihre Wichtigkeit, und keinen Schmuck duldet, als die Würde ihres Inhalts, so wird Ihr Beifall mich ermuntern, den Faden dieser Geschichte im nächstfolgenden Jahre wieder aufzunehmen.

Taschenausg. B. 9. S. 235:

„Von diesem Augenblick an schöpfte er eine feste Zuversicht zu sich selbst, und die Zuversicht ist die Mutter großer Thaten.“ Hätte Alexander's Ungestüm nicht am Granikus gesiegt, nimmer hätte dieser Eroberer das persische Reich zertrümmert. „Man bemerkt fortan in allen Kriegsunternehmungen des schwedischen Königs einen kühnern und sicherern Schritt, mehr Entschlossenheit auch in den mißlichsten Lagen,“ mehr trotzige Verhöhnung der Gefahr, „eine stolzere Sprache gegen den Feind“ ꝛc.

Taschenausg. B. 9. S. 241:

„Der beleidigte Papst spottet mit geprängevollen Prozessionen und eitlen Anathemen der Verlegenheit Ferdinand's, und statt des geforderten Geldes zeigt man ihm Mantua's

verwüstete Fluren.“ Jetzt wird der hochfahrende Despot seine Menschlichkeit gewahr, und der Abfall seiner Freunde, der Ruin seiner Bundesgenossen, die immer wachsende Gefahr überzeugen ihn von der Nichtigkeit seiner stolzen Entwürfe. „Von allen Enden seiner weitläufigen Monarchie“ ꝛc.

Taschenausg. B. 9. S. 278:

„Mit schneller Fassung erhob sich der König wieder und beruhigte sein erschrockenes Volk, indem er sogleich auf einem andern Pferde seinen Weg fortsetzte.“ Verloren war dieser warnende Wink seines Genius, und unentrinnbar sollte ihn bei Lützen der Tod ereilen, dessen Schreckbild ihm an Ingolstadts Wällen entgegentrat.

Taschenausg. B. 9. S. 345:

„Man kannte den Feind vollkommen, dem man jetzt gegenüber stand, und die Bangigkeit, die man vergeblich bekämpfte, zeugte glorreich für seine Stärke.“

Finsterniß bedeckt noch die schweigende Ebene, und der zögernde Morgen gibt der Furcht eine grauenvolle Frist, alle Schrecken des vor ihr ausgebreiteten Grabes zu zergliedern und den vollen Kelch des Entsetzens auszuleeren. Schwer liegt über beiden Schlachtordnungen der Himmel, schwerer die Erwartung auf jeder einzelnen Brust. „Endlich erscheint der gefürchtete Morgen“ ꝛc.

Taschenausg. B. 9. S. 407:

„Und dieses entscheidenden Vortheils beraubte er sich selbst in dem Augenblicke, da er sich als einen Verbrecher entlarvte.“ Zerreißen mußten alle Bande der Treue zwischen ihm und seinen Truppen, sobald sich die gleich geheiligten

Bande zwischen ihm und dem Throne lösten, und die Pflicht, die er selbst verletzt, widerlegt und straft ihn durch den mächtigen Einfluß, den sie auf den rohen Schwarm seiner Krieger behauptet.

Taschenausgabe B. 9. S. 426 am Ende des vierten Buches nach den Worten: „daß ihn dieser Feind überlebte und seine Geschichte schrieb" fehlt folgende Stelle, welche Licht auf das fünfte Buch verbreitet (s. Schiller's Leben Th. 2. S. 184).

Gustav Adolph und Wallenstein, die Helden dieses kriegerischen Drama's, sind von der Bühne verschwunden, und mit ihnen verläßt uns die Einheit der Handlung, welche die Uebersicht der Begebenheiten bisher erleichterte. Von jetzt an theilt sich die Handlung unter mehrere Spieler, und die noch übrige Hälfte dieser Kriegsgeschichte, fruchtbarer an Schlachten und Negotiationen, an Staatsmännern und Helden, dürfte an Interesse und Reiz für meine Leserinnen desto ärmer seyn.

Da die engen Gränzen dieser Schrift mir keine ausführliche Darstellung mehr erlauben, und ich es nicht wagen darf, die Gefälligkeit meiner Leserinnen durch eine dritte Fortsetzung zu mißbrauchen, so mache ich hier der umständlichern Erzählung ein Ende, und behalte die Vollendung derselben einem schicklichern Platz und einer freiern Muße vor. Abwechselung ist das Gesetz der Mode, und ein Kalender darf, wenn ihm diese Göttin ihren Schutz nicht entziehen soll, keine Ausnahme davon machen. Nur noch einen flüchtigen Blick erlaube man mir über die zweite noch übrige Hälfte dieses Kriegs zu werfen, um wenigstens einen Umriß des Ganzen zu geben, und der Neugier zu halten, was ich der Wißbegierde schuldig bleiben muß.

Den Worten der Taschenausgabe B. 9. S 435: „Die Vernachlässigung der Felder, die Zerstörung der Saaten und die Vervielfältigung der Armeen, die durch die ausgesogenen Länder daher stürmten, hatten Hunger und Theurung zur unausbleiblichen Folge, und in den letzten Jahren vollendete noch Mißwachs das Elend" — ist im historischen Kalender für das Jahr 1793 unter dem Texte noch folgende Anmerkung beigefügt: Im Jahr 1634, demselben, wo die Unterhandlungen zu Pirna eröffnet wurden, waren die Lebensmittel zu einem so hohen Preise gestiegen, daß ein Ei sechs Kreuzer (damals eine weit größere Summe, als in unsern Tagen), ein Pfund Fleisch zehn und zwanzig Kreuzer, ein Simmer Haber sechszehn Reichsthaler, ein Simmer Gerste dreißig Reichsthaler galt. Ein Huhn wurde mit einem Gulden, ein Nürnbergischer Eimer Wein mit zwanzig Thalern bezahlt.

Drei Bildnisse.

(1792.)

Amalia Elisabeth, Landgräfin von Hessen-Kassel.

Nach Betrachtung der vielen furchtbaren Gemälde des dreißigjährigen Krieges weilt der Forscher mit stillem Vergnügen bei dem schönen Bilde Amaliens Elisabeth, der großen Tochter Philipp Ludwigs II., Grafen von Hanau. Durch eine liebenswürdige Bildung und durch die Grazie ihrer Sitten ist sie die Zierde ihres Geschlechts, durch häusliche Tugenden das Muster eines guten Weibes, durch Weisheit

und Standhaftigkeit, durch Verstand und Muth eine große Fürstin.

Mit den Reizen der Jugend geschmückt, wurde sie, im siebenzehnten Jahre ihres Alters, 1619 mit dem Landgrafen von Hessen-Kassel, Wilhelm V., vermählt, einem Fürsten, den die Geschichte einen Vater und Beschützer der Wissenschaften, einen Vertheidiger der Freiheit und einen Freund Gustav Adolphs nennt. Acht Prinzen und sechs Prinzessinnen waren die Pfänder ihrer Zärtlichkeit und Treue. Unterdessen der Landgraf, in den allgemeinen Krieg verwickelt, an der Spitze seines Heeres fechten mußte, sorgte sie unermüdet für die Erziehung ihrer Kinder, um noch nach ihrem Tode durch ihre Nachkommen den Unterthanen einen Segen zu hinterlassen. Sie hatte ihren Sohn, Wilhelm VI., zu einem vortrefflichen Regenten gebildet, nicht bloß durch Grundsätze, sondern auch durch ihr eigenes Beispiel. Im Jahr 1637, während der Belagerung des Schlosses Stückhausen in Ostfriesland, starb ihr Gemahl in Leer, nicht durch Wunden, sondern nach den Muthmaßungen des Arztes Laurelius durch Gift. In seinem Testamente legte er den Beweis nieder, wie sehr er den Werth Amaliens kannte: sie wurde darin zur Regentin des Landes und zur Vormünderin seiner Kinder bestimmt. Das Land war am Rande des Untergangs; Amalia und ihre Kinder standen auf dem Punkte, desselben beraubt zu werden. Der Kaiser hatte den verstorbenen Landgrafen in die Acht erklärt; sein Freund, Landgraf Georg II. von Hessen-Darmstadt, von einem kaiserlichen Heer unterstützt, sollte diese Achtserklärung in Ausübung bringen und Regent und Vormund werden. Aber Amaliens Klugheit war stärker als die Gewalt des Kaisers. Sie übernahm die Regierung des Landes, erklärte sich zur Vormünderin ihrer Kinder,

vertheidigte ihr Land, setzte den Krieg fort, rettete den Staat vom Untergang durch unerschütterliche Standhaftigkeit und regierte ihn dreizehn Jahre mit bewundernswürdiger Weisheit und mit unsterblichem Ruhm. Im Jahr 1650 übergab sie ihrem Sohn die Regierung des Landes, welches sie nicht nur in eine bessere Verfassung gesetzt, sondern auch durch ihre Staatsklugheit vermehrt und dessen Besitz im westphälischen Frieden für ihre Nachkommen befestigt hatte. Dann widmete sie ihr Leben der Stille und der Ausübung ihrer Religion. Sie starb 1651.

Wenn man alle Züge dieser großen und schönen Seele einzeln betrachtet hat und sich dann dem Eindruck des Ganzen überläßt, so fühlt man sich von Liebe und Bewunderung durchdrungen. So einnehmende und feine Sitten, deren Zauber selbst dem Korps diplomatique beim westphälischen Friedenskongreß unwiderstehlich war, sind selten mit so hohem Muthe und so heldenmüthigem Geiste vereinigt; die bescheidene häusliche Tugend kommt selten neben hohen Heldentugenden empor; das Band der Freundschaft löset die Staatspolitik auf; durch die Sorge der Regierung wird die Aufmerksamkeit der Regenten auf die Veredelung und das Glück ihres Herzens gewöhnlich erstickt. Amalia Elisabeth, an die Grazie des Lebens gewöhnt, übernimmt die Vertheidigung ihres Landes gegen mächtige Feinde, vermittelst des Schwerts und der Politik. Sie ist Mutter ihrer Unterthanen und Mutter ihrer Kinder. In den größten Bedrängnissen bleibt sie ihren Bundesgenossen, den Schweden, treu. Sie rettet ihre Länder von dem Untergange, wird, ungeachtet eines verwüstenden Krieges, Schöpferin des hessen-kasselischen Staates, wie er noch in unserm Zeitalter besteht, und beschützt aus Ueberzeugung ihres Werthes eine aufgeklärte Religion,

der ihr ganzes Herz gewidmet war. Von ihren Unterthanen angebetet, von ganz Europa bewundert, steigt sie, ohne von diesem Glanze geblendet, ohne von Eitelkeit und Ehrgeiz gefesselt zu seyn, sobald es die Umstände erlauben, von ihrem Fürstensitz hernieder, um mit gesammeltem Gemüth und mit ruhigem Geiste der Stille des Grabes entgegen zu gehen.

So war Amalia Elisabeth die größte Fürstin ihrer Zeit, von keiner Fürstin der Nachwelt übertroffen, vielleicht von wenigen erreicht.

Maximilian, Herzog von Bayern und Kurfürst.

Maximilian war einer von den wenigen Fürsten, die den Anfang und das Ende des dreißigjährigen Krieges erlebten. Drei Jahre vor seinem Tode war das Friedensgeschäft vollendet, und es hat etwas Rührendes, daß von allen kriegführenden Theilen er der erste war, der die Waffen niederlegte. Er hinterließ den glänzendsten Namen unter den deutschen Fürsten dieses verworrenen Zeitpunkts; er bereicherte sein Haus mit Ländern und Würden; sein Einfluß blieb die ganze Zeit des Krieges durch überwiegend; er wußte sein Ansehen gegen Freunde wie gegen Feinde zu behaupten, und wenn es darauf ankam, zu rächen; er war ein treuer und hülfreicher Bundesgenosse, seine Anhänglichkeit an die Partei, die er ergriffen hatte, war fest und gleich, ohne jemals zur Schwäche zu werden; er ließ keine Sünde auf Rechnung seiner Freundschaft hingehen. Fest, wie diese Grundsätze seines Lebens, kann das Urtheil der Geschichte über ihn seyn, denn in einer Regierung von sechsundfünfzig Jahren drückt der Geist eines Fürsten sich endlich ab.

Sein bis zur Erschöpfung thätiges Leben war ein ewiger Wechsel von wahrem und falschem Ruhm, von Vergrößerung, von beneidetem Glück und von tiefem, erbitterndem Elend. Seine Länder waren oft der Schauplatz des Kriegs; theils setzte sie Rachsucht gegen Maximilian besonderen und vorsätzlichen Mißhandlungen aus, theils vereitelten Neider und Nebenbuhler unter seiner eigenen Partei mehr als einmal seine Vorkehrungen zur Schonung seines Volks; wohlthätige Vorkehrungen, wenn seine und seiner Räthe Absicht auch nur gewesen wäre, sein Eigenthum zu schonen. Zwischen blutiger Gewalt und der steifen, scheuen Förmlichkeit im Rathe des Höhern, dem er diente, wurde sein Vortheil, ungeachtet all seines Aufwandes an Politik und Kriegskunst, oft unwürdig geopfert.

Er diente dem Fanatismus und der Eigenmacht in mancher Ungerechtigkeit zum Werkzeug. Er bewies bei mancher Gelegenheit mehr Eigennutz als Sorge für seine Ehre, die freilich oft durch die Geringfügigkeit der Gegenstände seiner Habsucht mehr ausgesetzt wurde, als durch diese Leidenschaft selbst, welche so leicht ihren Namen verändern und Ehrgeiz heißen kann. Sein Gewinn in dem fürchterlichen Spiele war ein Gegenstand des Neids, der Mißgunst, der Vorwürfe, und er hatte am Ende so viel verloren, als jeder Fürst in Deutschland. Die müßige, ruhige Spekulation kann nicht leicht eine Möglichkeit erdenken, wie ein weiser Fürst in der Epoche eines allgemeinen Krieges zu handeln hat, die damals nicht von einem oder dem andern in der Menge von schwachen und unwürdigen Streitern erschöpft worden wäre. Aber das Elend war so allgemein und so unvermeidlich, daß Ein abgewehrtes Unheil den Fürsten in jener Zeit so hoch anzurechnen war, als in ruhigeren ein beglücktes Land. Wer kann also

den Herzog von Bayern tadeln für das, was er that? Wer kann sagen, was er Besseres zu thun hatte?

Mäßigung und Standhaftigkeit, Liebe zum Frieden und Talent zum Krieg zeichneten im Ganzen Maximilians öffentliche Handlungen aus. Freilich hatten die deutschen Fürsten zu wenig selbstständige Macht, als daß ihre überlegtesten Plane nicht in steter Gefahr gewesen wären, von den Wechseln des Glücks zerstört zu werden. Wer mehr durch den Zufall, als durch eigene Thorheit litt, wessen Rathschläge am wenigsten verdarben, wer die Kabinette der größern Mächte gewöhnt hatte, ihn bei ihren Rechnungen nicht auszulassen, wenn auch ein gelungener Zug des einen oder des andern Heeres seinen Wohlstand auf eine unübersehliche Zeit zerrüttete: der war der Größte und Weiseste unter ihnen. Dieser Ruhm kann dem Herzog von Bayern vielleicht nicht streitig gemacht werden; aber an dem Elend jener Zeiten liegt es, daß der Anblick des Weisesten und Größten noch immer mehr traurig als erhebend bleibt. In dem allgemeinen Brand ward es dem, dessen Haus in Flammen aufging, selten vergönnt, bei sich zu löschen und mit Muße wieder aufzubauen; eine unvermeidliche Nothwendigkeit stieß ihn fort, seines Nachbars Haus anzuzünden. Die Rolle, die Maximilian erwählt hatte, warf dieses Loos auf ihn besonders. Betrachtet man aber dagegen die Verwüstung anderer deutschen Länder, deren Fürsten durch Unentschiedenheit sich zu schützen suchten, so neigt sich die Wage auf die Seite Dessen, der wenigstens einen Willen behielt und Kraft zum Widerstand oder zur Rache rettete.

Ueberhaupt war die Epoche des dreißigjährigen Krieges arm an eigentlicher Menschengröße. Fälschlich hat man hier die Stimme der Empfindung von der Sache der Vernunft

ausschließen wollen; Menschengröße und Menschenglück wandeln nicht so abgesondert, als es die Bewunderer jener Generationen zu glauben scheinen. Gustav Adolph allein fühlte den Krieg als Mensch, beschloß ihn als König und führte ihn als Held. Aber der Krieg zehrte seine kurze Laufbahn auf, und das Schicksal vergönnte der Menschheit den ganzen Anblick seiner Größe nicht. Einen desto unbegränzteren Wirkungskreis ließ es dafür einem Religionseifer, der, hinter bürgerliche Rechte und politische Konstitutionen, hinter wechselseitige Klagen über Eigenthumsverletzungen versteckt, nicht weniger gefährlich, nicht weniger wüthend war; einer Politik, die durch ihre Mittel selbst, Verwirrung und Zerstörung, ihrer Absichten nie sicher blieb; einer Sucht nach Vergrößerung und Unterjochung, die, seitdem sie mehr in den Kabinetten der Fürsten sich fortpflanzte, als in ihrem Geiste aufstieg, die Kennzeichen der Schwäche und der Hartnäckigkeit angenommen hatte. Durch diese unnatürlichen Triebfedern wurden freilich übermenschliche Kräfte in Bewegung gesetzt, um der tiefen Erschöpfung, dem allgemeinen Lechzen nach Ruhe und Frieden zu trotzen. Große Talente traten auf, um jenem bis zur Konvenienz herabgesunkenen Ehrgeiz zu fröhnen oder zu widerstehen, und in der langwierigen Uebung nahmen sie an Umfang und Stärke beträchtlich zu. Aber so gewiß der Vertrag zwischen den Fürsten und den Völkern nicht Selbstzerstörung zum Zweck hat, so gewiß gebührt der höchsten Anstrengung der Sklaverei mehr Mitleid als Bewunderung, und durch die Verkettung von entarteten Trieben und Leidenschaften, die diesen Krieg so unnatürlich verlängerten, ging in der Anstrengung selbst überhaupt, und meistens in dem Zweck derselben, die Größe verloren.

Die Geschichte gewinnt bei diesem Gesichtspunkt, was

ihre Helden einbüßen; daher wird eine gedrängte Uebersicht von Maximilians Leben unser Nachdenken und unsere Theilnehmung noch erwecken, wenn er selbst auch unserer Bewunderung weniger werth befunden worden ist.

Ein wichtiger Zug in diesem Fürsten ist, daß er den Gefahren einer so zweckwidrigen als sorgfältigen Erziehung entging. Pedanterie und Frömmelei bezeichneten alle Anstalten seines Vaters zur Bildung dieses Sohnes, den er sehr früh zur Regierung bestimmte; sein Panegyrist Adlzreiter führt mit der besten Meinung von der Welt lauter Details von seinen Kinderjahren an, die eine kleinliche, abergläubische und folglich tyrannische Regierung erwarten lassen. In ihm selbst mußte also eine andere Bildung vorgehen, welche ihn die Gewohnheiten der Frömmigkeit von seinen politischen Handlungen sehr wohl absondern lehrte, wo sie nicht gerade damit verbunden bleiben konnten. Der Erzherzog Ferdinand, nachmals Kaiser Ferdinand II., theilte zu Ingolstadt die väterliche Pflege Herzog Wilhelms von Bayern mit Maximilian: glücklich, wenn er seinen Geist von dem Fanatismus nicht mehr hätte unterjochen lassen, als sein Mitschüler. Indessen mögen diese zusammen verlebten Jugendjahre mit als ein Grund zu Maximilians thätiger Anhänglichkeit für das österreichische Haus anzusehen seyn, zumal da unter Ferdinands Nachfolger die Einigkeit zwischen dem Kaiser und seinem ersten Alliirten, Maximilian, zuerst zu wanken anfing.

Wilhelm hatte nun alle Mühe angewandt, seinen Sohn zu dem frömmsten, gelehrtesten und — weisesten Fürsten zu bilden; er hatte ihn verschiedene Reisen thun lassen, unter andern eine nach Rom, deren Absicht war, die Schwellen der Apostel zu begrüßen, auf welcher aber des Jünglings glücklicher Verstand vielleicht eben so viel zur Vermehrung

seiner Staatsklugheit, als zur Gründung seines Seelenheils geärntet haben mochte. Entschlossen, den Ueberrest seines Lebens einer frommen Abgeschiedenheit von allen weltlichen Geschäften zu weihen, trat Wilhelm 1596 dem dreiundzwanzigjährigen Maximilian die Regierung seiner Länder ab.

Die Uneinigkeiten und Neckereien zwischen den Religionsparteien, die natürliche Rivalität zwischen den bayerischen und pfälzischen Häusern, und die aus dem Vorwand der Glaubensverschiedenheit hinzukommende wechselseitige Erbitterung beschäftigte, wenigstens mittelbar, den jungen Herzog von Bayern schon in den ersten Jahren seiner Regierung. Aber die Exekution des einseitigen und parteiischen Urtheilsspruchs gegen die Reichsstadt Donauwörth, die ihm 1607 von dem Kaiser übertragen wurde, war der erste Auftritt, durch welchen Maximilian seine wichtige Rolle bei dem katholischen Religionstheil übernahm. Die Stadt blieb ihm für die Exekutionskosten verpfändet; zum großen Verdruß der Protestanten, aber in einer sehr natürlichen Folge der deutschen Reichsjustiz, welche die Mächtigeren als Schergen gegen die Schwachen aufruft, und die Besoldung für dieses ehrenvolle Amt zu den Prozeßkosten des verlierenden und geschlagenen Theils rechnet; einer Justiz, welche das Faustrecht der Handlanger der exekutiven Gewalt mit den Mitteln und dem Wesen einer souveränen Macht vereinigt.

Man würde vergebens hier einen hellen Punkt aufsuchen, wo Maximilians Entschlüsse und Thaten reiften und aufgingen, wo seine Motive sich entwickelten. Die protestantische Partei, hier unterdrückt, dort widerrechtlich an sich reißend, war in der That und im Herkommen die schwächere; auch war bei den Angriffen der Reformation mehr Verschiedenheit und Uneinigkeit, als bei dem Widerstand des

althergebrachten Glaubens, ihre Anhänger hielten weniger zusammen, als die Katholiken, denn der Gemeingeist stellt sich nur über verjährte Vorurtheile zur Wache. Formen und Verträge mußten also ersetzen, was dem Wesen der Sache abging; die Union der Protestanten ging der katholischen Ligue voran. Friedrich V., Kurfürst von der Pfalz, war an ihrer Spitze; die erste Stelle bei der katholischen Ligue wurde Maximilians natürlicher Platz.

Das Menschengeschlecht war nun doch so weit erwachsen, daß die politische, mäßigere Anhänglichkeit eines Fürsten wie Maximilian der Sache Roms weit wesentlichere Vortheile bringen konnte, als unbedingter Fanatismus. Wäre Ferdinand als Kaiser geblieben, was Maximilian als mächtiger Reichsstand war, so hätte das Reich schwerlich dreißig Jahre geblutet, und schwerlich wäre die Religionengleichheit aufgekommen. Die Geschichte und das Leben geben uns häufig Beispiele von dem Schicksal, das Friedrichs und Maximilians wechselseitiges Verhältniß bestimmte. Jener erlag zeitlebens einer gewissen negativen Superiorität des Herzogs von Bayern und verlor Glück und Ehre an einen Gegner, dessen Stärke hauptsächlich nur in Kälte und Eigennutz bestand. Maximilian hingegen wußte sich unverrückt in dem Vortheil zu erhalten, in welchen Friedrichs Unstern und Ungeschicklichkeit bei friedlichen Unterhandlungen wie bei offenbarem Krieg ihn setzte. So geschah es, daß Gewalt und Unbilden immer auf Friedrichs Seite blieben, und daß Maximilian, der seine Größe auf dem Verderben dieses unglücklichen Fürsten gründete, jeden Schein von Mäßigung, von Schonung, von redlicher Meinung mit den zweideutigen und darum sicheren Fortschritten seines Ehrgeizes verband.

1617 hatte Friedrich den Herzog von Bayern zu bereden

gesucht, dem Erzherzog Ferdinand die Nachfolge im Reiche streitig zu machen; aber Maximilian ließ sich von dem unreifen Vorschlag nicht blenden, er kannte den Kreis besser, in welchem er sich wirklich vergrößern und seine Macht erweitern konnte, und das Verdienst, nach einer Kaiserkrone nicht lüstern gewesen zu seyn, behielt er obendrein. Friedrich übernahm mit der böhmischen Krone ein Loos, dem er nicht gewachsen war; die meisten seiner Bundes- und Glaubensgenossen selbst waren wohl in dem Fall, einen glücklichen Ausgang seiner kühnen Unternehmung zu benutzen, aber nicht durch ihre Unterstützung ihn zu sichern, oder auch nur das Strafgericht des bevortheilten rechtmäßigen Eigenthümers abzuwehren, der die bayerische Hülfe mit den Ländern und Würden des treulosen Vasallen bezahlte. Auf diese Art wurde Friedrich V. von Maximilian erst wohlmeinend gewarnt, dann ohne Mühe geschlagen, und endlich durch Urtheil und Recht geplündert.

Die Kaiserlichen und die Bayern gewannen vereinigt die Schlacht am weißen Berge (1620); aber zur Ehre des Feindes gereicht es nicht, daß die beiden siegenden Theile sich nach der Schlacht einander Fehler vorwarfen, durch welche sie hätte verloren gehen sollen. Von dem kindischen Wagstück, sich zum Feind einer so entschieden überlegenen Macht aufgeworfen zu haben, trug Friedrich nichts als den entehrenden Namen des Winterkönigs davon. Aber Maximilian, dem Ferdinand nunmehr den Besitz seiner empörten ober- und unterösterreichischen und böhmischen Länder verdankte, hatte durch die Bedingungen, unter welchen er die Truppen der katholischen Ligue dem Dienst des Kaisers widmete, den Ruhm und den Vortheil erlangt, ein gefährlicher Freund eben dieser Macht zu werden.

Friedrich war so tief gesunken, und die kaiserliche Macht durch seinen Fall selbst so überwiegend geworden, daß die Fürsten, die es am besten mit ihm meinten, sich begnügen mußten, von dem Reichstag zu Regensburg wegzubleiben, wo (1623) seine Kurwürde auf den Herzog von Bayern übertragen wurde. Einigen seiner Verwandten und Mitstände lag es ohnehin näher, mit dem Herzog von Bayern um die schöne Beute zu wetteifern, als dem eigenmächtigen Verfahren des Kaisers zu widerstehen; und der Neid auf Maximilians Glück verschlang die Furcht vor den Gefahren, mit welchen Ferdinands feierlicher Despotismus dem Reiche drohte. Den Herzog von Bayern selbst trifft der Vorwurf dieser Blindheit nicht, denn seine Vergrößerung, die hier mit den Eingriffen der kaiserlichen Gewalt Hand in Hand ging, bildete zugleich ein Gegengewicht für diese Gewalt. Dieser Sinn lag bei seinem Verhältniß mit dem Kaiser stets sehr deutlich in der immer wachen Vorsicht auf seiner und der immer regen Eifersucht auf der österreichischen Seite.

Es war für Maximilian genug, daß er im Reiche selbst und von seinen Mitkurfürsten anerkannt wurde; die Drohungen fremder Mächte und ihre Bündnisse gegen den Unterdrücker Friedrichs konnten seinen Einfluß nur vergrößern und seine Person, als Anführer der katholischen Ligue, dem österreichischen Hause nothwendiger machen. Durch diese Verwendungen konnte der Krieg allgemeiner und langwieriger werden, aber Friedrichs Lage erleichterten sie nicht, da seine Feinde in Deutschland freies Feld behielten; und während daß sein Interesse zu dem Spiel auswärtiger Kabinette den Namen mit hergab, bot er vergebens zu den nachtheiligsten Friedensvorschlägen die Hände, die ein Kapuziner, Namens Franz de Rota, im Namen Ferdinands und Maximilians

im Haag ihm gethan hatte, und die jetzt, bei einer so günstigen Wendung der Dinge, zugleich mit dem zweideutigen Agenten von beiden Fürsten verläugnet wurden.

Maximilians Rechnung für die Kriegskosten bei der Unterwerfung von Ober- und Unteröſterreich betrug dreizehn Millionen Gulden, für welche der Kaiser ihm Oberösterreich verpfändet hatte: aber Friedrich hatte dem Kaiser nach der böhmischen Krone getrachtet; nichts war also natürlicher, als daß seine verfallenen Güter für kaiserliches Eigenthum gelten und die Hypothek einlösen mußten. Die Sache der kaiserlichen Machtvollkommenheit gewann für den Augenblick durch Maximilians Beistand, vorzüglich in einzelnen konstitutionsmäßigen Exekutionen, immer mehr; die Sache der Religion that ebenfalls in den pfälzischen Ländern, die Maximilian statt Oberösterreichs überkam, wunderbare Fortschritte; und Maximilian schlug in der allgemeinen Verwirrung das sicherste Mittel ein, um von einer Macht nicht verschlungen zu werden, die nur durch den von ihr selbst aufgerufenen Beistand aufgewogen werden konnte.

Maximilians Ehrgeiz hielt mit den Umständen immer so gleichen Schritt, daß es schwer seyn würde, zu bestimmen, wie weit sich jener ausgedehnt hätte, wenn diese noch mehrere und größere Versuchungen ihm dargeboten hätten. Er, ein geborner Fürst, spielte bloß die Rolle, welche die Politik ihm anwies; aber seinen gemessenen Gang störte ein Mann, bei welchem der Trieb des Ehrgeizes viel leidenschaftlicher und unbändiger war, ein Mann, der mit allen seinen Kräften aus seinem Kreise hinausstrebte, und auf den Gräueln seines Zeitalters seine ungeheuern Entwürfe gründete. Wallenstein war Maximilians böser Genius. Auf dem Kurfürstentage zu Regensburg (1630) wurde dieser gefährliche Nebenbuhler zwar

entfernt; aber die Gewalt, die er durch Gewalt erworben hatte, konnten keine Hof- und Reichskabalen ihm entreißen; seinen Ruhm vertilgte man nicht, der ihn laut zurückforderte, als Maximilians Feldherr, Tilly, in dem schwedischen Kriege des Sieges entwöhnt wurde, und Gustav Adolph auftrat, dem man nicht Helden genug entgegensetzen konnte. Maximilians Bemühungen, mit der Entlassung Wallensteins und seines Heeres zugleich den Frieden in Deutschland zu bewirken, mochten bei dem Ungewitter, das schon aus Norden herandrohte, die Besorgniß, daß der wachsende Krieg Wallensteins Dienste unentbehrlich machen würde, mit zum Grunde haben. So gelang ihm freilich der erste seiner Entwürfe nur auf eine kurze Zeit, da der andere an der hartnäckigen Rechtgläubigkeit, an dem ungeschickten Uebermuth des kaiserlichen Raths scheiterte; und Wallenstein erschien wieder, stolzer durch diesen Triumph, und furchtbarer, weil bestimmte Rachsucht ihn entflammte.

Die Entlassung der Wallenstein'schen Truppen und ihres Anführers war freilich durch ihre Art zu subsistiren zum Theil eine Sache der Nation geworden; dann hätte aber Deutschland an Tilly's erweiterter Macht mehr gewinnen müssen, und bei Maximilians eifrigem Antheil an den Klagen des Reichs über die Verwüstungen der Wallenstein'schen Armee, hätte Magdeburg und die sächsische Allianz mit Schweden nicht auf die Rechnung der seinigen und seines Feldherrn kommen müssen.

Wallensteins Art zu dienen war für die österreichischen Finanzen sehr einträglich, da seine Truppen im Namen des Kaisers fochten, ohne in seinem Sold zu stehen, sondern von dem Glück ihres Anführers lebten. Tilly's Unfälle und die Fortschritte der Schweden entkräfteten alle Mittel, die

Maximilian anwandte, um Wallensteins Wiedereinsetzung (1632) zu verhindern; und bis der Kaiser die Erfahrung machte, was ein so wohlfeiler Heerführer seinem Herrn doch kosten kann, trugen die bayerischen Erbländer die volle Strafe für den Haß und die Eifersucht ihres Fürsten.

Gustav Adolph selbst war in Deutschland oft als Feind willkommen, wo die deutschen Truppen und Feldherren als Freunde verflucht wurden; seine Menschlichkeit und sein Edelmuth verläugneten sich auch bei seiner persönlichen Erscheinung in Bayern nicht. Aber nachdem Tilly an seinen Wunden gestorben war, mußte Maximilian mit Wallenstein gemeinschaftlich handeln; und wenn auch jener alte Groll die kriegerischen Operationen des letztern nicht immer zu Maximilians persönlichem Nachtheil geleitet hätte, so fielen doch jetzt in dem Gange des Kriegs die Rücksichten weg, welche Tilly, selbst mit Hintansetzung der gemeinen oder der österreichischen Sache, auf den Vortheil des Fürsten, dem er unmittelbarer angehörte, vielleicht behalten hätte.

In dem System des kaiserlichen Hofes war es natürlicher Weise nicht, sich Maximilians gegen den übermüthigen Generalissimus anzunehmen; und Wallenstein, dessen glücklichem Stern man entweder folgen oder sich von demselben erdrücken lassen mußte, gefiel sich darin, ihn durch seine Anschläge offenbar aufzuopfern und durch sein Betragen ausgesucht zu demüthigen. Treuherzig genug sind die eigenen Worte des Kurfürsten, die Adlzreiter aus seinem Munde selbst gehört zu haben erzählt, als er von Nürnberg zurückkam, wo er mit Wallenstein den Schweden gegenüber gestanden hatte: Ego vero, erwiederte er auf die Glückwünsche zu seiner Rückkehr, ego vero a Friedlando bene mortificatus redeo!

Der völlige Untergang des Kurfürsten von Bayern und

der katholischen Ligue, auf welcher seine Macht und sein Einfluß gegründet waren, diente dem Herzog von Friedland zugleich als Mittel zu weit größeren Entwürfen. Noch zur rechten Zeit für Ferdinand wurden ihm die Augen geöffnet. Wallenstein fiel 1634, ein Opfer seiner Ehrsucht: aber seine Rache überlebte ihn; denn Maximilian bekam es nicht wieder in seine Gewalt, den Krieg von seinen Erbländern abzuleiten, und die Kräfte, mit welchen er sonst nach dem entschiedenen Uebergewicht in der Politik des deutschen Reichs gestrebt hatte, mußten nun größtentheils zu seiner Vertheidigung, und oft zu seiner Rettung verwandt werden.

Eine Seuche, die 1634 in Bayern so wüthete, daß sie in München allein fünfzehntausend Menschen hingerafft haben soll, nimmt freilich in der Geschichte dieses Fürsten wenig Raum ein; aber sie vollendet ein gewisses Bild von Zerrüttung, das mitten unter der Verwirrung von Kriegsgetümmel und unendlichen Negotiationen in der letzten Hälfte seiner Regierung den Geist beschäftigt.

Friedrich lebte nicht mehr; Ferdinand III. war seinem Vater nachgefolgt; achtzehn mühevolle Jahre waren seit dem berühmten Regensburger Reichstag verflossen, als 1641 für das pfälzische Haus die Unterhandlungen wieder lebhafter angeknüpft wurden und eben so fruchtlos, an eben den Hindernissen als vorher sich zerschlugen. Je mehr Aufwand aller Art jedem Theile sein besonderes Interesse gekostet hatte, desto hartnäckiger bestand er darauf; und das Blut, das darum geflossen war, bezahlte sich immer mit neuem Blute.

Die zwei letzten Jahre des Kriegs waren für Maximilian reich an Begebenheiten und unvermeidlichen Unglücksfällen. Zur Betreibung des Friedensgeschäfts schien ein vorläufiger Waffenstillstand nothwendig zu seyn; aber von Seiten

des Kaisers erhoben sich dabei immer neue Schwierigkeiten, auf deren Beendigung der kaiserliche Hof um so weniger ernstlich bedacht war, als es nur Maximilians Länder waren, die zunächst unter den Folgen der fruchtlos zerschlagenen Unterhandlung leiden mußten. Die fortwährenden Rücksichten der französischen Politik auf den bayerischen Hof boten in diesem Verhältniß dem Kurfürsten eine Stütze dar, die er dem Kaiser zum Trotz ergreifen konnte. Er that, was er sich und seinem Lande schuldig war, und schloß (1647), hauptsächlich durch französische Vermittelung, einen abgesonderten Waffenstillstand. Der Kaiser empfand es sehr übel, daß hiedurch der Krieg von Bayern ab in seine Lande geleitet wurde, und schlug alle Mittel ein, seinen Alliirten in ein solches Gedränge zu bringen, daß er wieder zu ihm zurückkehrte. Die kaiserliche Politik spann Verschwörungen unter Maximilians Offizieren an, reizte den Feind zum Mißtrauen und zu neuen Drohungen, ließ es selbst an oberherrlichen Verfügungen gegen den einseitigen Schritt des Kurfürsten nicht fehlen und untermischte dieses ganze Gewebe mit freundschaftlichen Unterhandlungen. Den Vorwürfen des Kaisers, seinen scheinbar rechtlichen Schritten, den Verbrechen seiner eigenen Offiziere, den argwöhnischen Schwierigkeiten der Feinde setzte Maximilian Muth und Würde entgegen; aber mit seinem mächtigen Bundesgenossen entzweit, und durch die Nothwendigkeit dem Feinde so verdächtig, daß er seines Angriffs immer gewärtig seyn mußte, blieb ihm nichts als die Wahl zwischen Uebeln, deren kleinstes doch war, was von dem Glück der Waffen abhing. Er kündigte den Stillstand auf und vereinigte seine Truppen wieder mit den kaiserlichen.

Die durch Wallenstein in der vereinigten kaiserlich-bayerischen Armee ausgestreuten Keime von Parteisucht, von

Uneinigkeit, von Verrätherei gehörten unter die schlimmsten Folgen, die aus dem ehemaligen Verhältniß zwischen diesem Feldherrn und dem Kurfürsten von Bayern fortdauerten. So wenig Maximilian sich jetzt abgesondert erhalten konnte, so gut wußte er, daß seine Truppen, mit den kaiserlichen verbunden, selten glücklich waren; und er selbst hatte diesen Grund mit angeführt, um den Schweden seine Aufrichtigkeit in der Trennung von dem Kaiser zu belegen.

Eine Versöhnung nach dem offenbaren Bruch war nicht dazu gemacht, mehr Harmonie in die Maßregeln der vereinigten Armee zu bringen. Aber es war der Druck der Nothwendigkeit, unter welchem Maximilian erlag: Bayern mußte dem Feinde preisgegeben werden, und der ausgehende Krieg (1648) schüttete noch vollends alle seine Schrecken auf das unglückliche Land und den alten Fürsten aus, der vor dem Brand und der Verwüstung mit seinem ganzen Hofe von Stadt zu Stadt flüchtete.

Die berühmten Aequivalente und Satisfactionen des westphälischen Friedens trösteten nunmehr alle Fürsten und Völker für die dreißig Jahre allgemeinen Elendes. Dem siebenundsiebenzigjährigen Maximilian ließ der Tod noch ein paar Jahre Frist, in der ungewohnten Ruhe des Friedens die öde Erschöpfung seines Landes zu betrachten.

Armand Jean du Plessis, Kardinal Herzog von Richelieu. [1]

„Richelieu's Geburt war glänzend; aus seiner Jugend schon blitzten Funken seines Verdienstes hervor. Er zeichnete

[1] Anmerkung Schiller's. Richelieu, einer von den seltenen Menschen, welche die Natur mit außerordentlichem Genie, und günstige

sich in der Sorbonne aus, und man ward die Kraft und die Lebhaftigkeit seines Geistes sehr früh gewahr. Er wußte sich gewöhnlich sehr gut zu entschließen. Er hielt auf sein Wort, wo ein großes Interesse ihn nicht zum Gegentheil zwang; und auch dann vergaß er nichts, um den Schein der Treue zu retten. Ohne freigebig zu seyn, gab er mehr als er versprach, und würzte seine Wohlthaten mit bewunderswürdiger Kunst. Den Ruhm liebte er mehr, als die Moral es erlaubt; aber gestehen muß man es, die Rechtmäßigkeit seiner innern Ansprüche ging bei diesem Manne gleichen Schritt mit der sündlichen Uebertreibung, die er sich in dem Ziel seines Ehrgeizes erlaubte. Herz und Geist waren an ihm der Gefahr nicht überlegen, hinter ihr zurück blieben aber beide auch nicht; und man kann sagen, daß er sie durch seine Klugheit öfter abwehrte, als durch seine Standhaftigkeit überwand. Freunde konnten auf ihn rechnen, und selbst beim Publikum wünschte er beliebt zu seyn; auch fehlte es ihm dazu weder an Höflichkeit, noch am Aeußerlichen, noch an andern Eigenschaften, die geschickt sind, diesen Zweck zu erreichen; nur ein gewisses unbestimmbares Etwas ging ihm ab, das hierin ganz vorzüglich erfordert wird. Durch seine Gewalt und seine fürstliche Pracht verdunkelte er die persönliche Majestät des Königs; aber er versah das königliche Amt mit so vieler Würde, daß ein mehr als gemeiner Sinn nöthig

Umstände mit vieler Macht begabt haben, setzte durch seine Politik zur Zeit des dreißigjährigen Krieges beinahe ganz Europa in Bewegung. Er wollte das Ansehen Frankreichs erheben und deßhalb das Haus Oesterreich schwächen. Aus diesem Grunde unterstützte er die Protestanten in Deutschland, ermunterte Gustav Adolph zum Kriege gegen den Kaiser und half dem Herzog Bernhard von Weimar mit Truppen und Geld. Wegen seines großen Einflusses hat man sein Bildniß der Geschichte dieses Krieges beigefügt.

war, um das Gute und das Schlimme in diesem Punkt nicht zu verwechseln. Niemand hat so richtig als er zwischen dem Guten und dem Bessern, dem Bösen und dem Schlimmern zu unterscheiden gewußt; und dieß ist eine große Eigenschaft an einem Minister. Er verlor bei den Kleinigkeiten, welche die Einleitung zu großen Dingen machen, zu leicht die Geduld; mit diesem Fehler aber, der von der Erhabenheit des Geistes herrührt, sind immer Kräfte verbunden, die demselben abhelfen. An Religion fehlte es ihm für diese Welt nicht; seine Neigung oder sein Verstand trieben ihn zum Guten, so oft ihn sein Vortheil nicht aufforderte, das Böse zu thun, das er vollkommen kannte, wenn er es that. Er betrachtete den Staat nur für seine Lebenszeit; doch hat nie ein Minister sich so eifrig bemüht, die Menschen glauben zu machen, daß er auf die Zukunft des Staats Bedacht nehme. Kurz, wir müssen bekennen, daß seine Laster durch seine erhabene Stelle leicht ein glänzendes Gepräge erhalten konnten, weil sie so beschaffen waren, daß sie großer Tugenden zu Werkzeugen bedurften.

„Ein Mann, der solche Eigenschaften, und von denen selbst, die er nicht besaß, den Schein so täuschend hatte, mußte sich bei der Welt leicht in jener Art von Ehrfurcht erhalten, welche die Verachtung von dem Haß absondert, und in einem Staat, der keine Gesetze mehr hat, auf einige Zeit wenigstens ihren Mangel ersetzt." —

Diese kraftvolle und warme Schilderung des Kardinals Richelieu, die wir aus den Mémoires de Retz gezogen haben, überhebt uns um so mehr, von dem öffentlichen Leben dieses außerordentlichen Mannes und von dem Charakter seiner Staatsverwaltung zu sprechen, als unsere weiteren Betrachtungen über diesen Stoff, aus dem Zusammenhang der

Weltgeschichte gerissen und in den engen Raum, der uns hier vorgezeichnet ist, gedrängt, unzulänglich oder dunkel bleiben würden. Auch seine persönlichen Eigenschaften hat der Kardinal Retz hier nur in Verbindung mit seiner glänzenden Regierung aufgestellt; die Immoralität des Despotismus, der Anmaßung, der Selbstsucht, verschwindet bei diesem Gesichtspunkt in der Energie und der Würde, mit welcher der unumschränkte Minister den Scepter seines Herrn geführt hat. Frau von Motteville (Hofdame der Königin Anna von Oesterreich) vergleicht sehr christlich in ihren Memoiren den französischen Staat unter Richelieu's Ministerium mit jenen glücklichen Kindern, die auf Erden eines Wohlstands genießen, den ihre Väter mit ewiger Verdammniß bezahlen müssen. Dieser Vergleich ist schön, das Fromme darin auch bei Seite gesetzt. Der Edle kennt eine Hölle, die von dem Dogma der Religionen unabhängig ist. In den Zügen von Richelieu's Leben — denn sein Ministerium war nicht sein Leben — die wir hier sammeln werden, wird man den unedlen Mann, den tückischen, grausamen, heuchlerischen Priester, den kriechenden, furchtsamen Höfling, den übermüthigen Parvenü und den unglücklichen Menschen erkennen; man wird sich erinnern, daß er ein großer Staatsmann war, daß mit diesen Künsten Nationen und Könige in Fesseln geschlagen werden, und — einem Jeden sey es dann überlassen, seine Begriffe und Gefühle von Menschenliebe, von Größe und von Tugend, seine sittlichen und politischen Grundsätze zu vermählen und zu ordnen, wie er kann. Wenn es wahr ist, daß die Seele des Malers im treuesten Gemälde sich zugleich mit dem abgebildeten Gegenstand offenbart, so dürfen wir hoffen, daß kein Zweifel übrig bleiben wird, ob Richelieu nicht mehr gewesen seyn würde, wenn er besser gewesen wäre.

Ludwig XIII. war einer von den Fürsten, die durch Unfähigkeit, selbst zu herrschen, und durch die stete Furcht, beherrscht zu werden, welche die Folge dieser Unfähigkeit ist, zu einer beständigen und schimpflichen Knechtschaft bestimmt sind. Das große Mittel, über ihn und durch ihn Alles zu vermögen, war das einfache Hausmittel, das bei allen schwachen und eigenwilligen Menschen anschlägt: ihre Eifersucht auf ihre Gewalt und ihr Ansehen ohne Unterlaß zu reizen. Die nächsten Eingriffe hatte er von seinen nächsten Verwandten zu besorgen; um die Anmaßungen derselben abzuwenden, warf er sich in die Arme jedes Ehrgeizigen, der zu der gefährlichen Stelle seines Günstlings Lust hatte. Um nichts zu verlieren, gab er dann Alles weg, und behielt nur die Nothwendigkeit, das Geschöpf seiner eigenen Schwäche auch zu hassen.

Sein erster Herr war Concini, den er durch fünf bis sechs vornehme Meuchelmörder aus dem Wege räumen ließ. Jetzt bin ich König! rief er aus, nachdem die kühne That glücklich ausgeführt war. Aber selbst zu dieser Grausamkeit war er schon durch einen neuen Günstling verleitet, der bei der Beschäftigung, Vögel für ihn zur Jagd abzurichten, zu den Geheimnissen seiner Schwäche und der französischen Monarchie gekommen war. Concini hatte geglaubt, ihn durch Wohlthaten zu binden; aber Luines war des königlichen Vertrauens zu würdig, um auf halbem Wege stehen zu bleiben. Die Florentinische Partei, an deren Spitze die Königin Mutter, Maria von Medicis, stand, war nun durch Concini's Ermordung am französischen Hofe gestürzt; und es lag weder an Luines' Gewissenhaftigkeit, noch an des Königs Tugend, daß Ludwig, der Gerechte genannt, nicht in Nero's Fußstapfen trat.

Richelieu gehörte damals zu dem Anhang Concini's und der Königin: er war noch unwichtig genug, um sich bloß in der allgemeinen Ungnade, welche diese Partei traf, mit begriffen zu finden, und erhielt die Erlaubniß, der verwittweten Königin nach Blois zu folgen. Man fing aber bald an, seinen Einfluß und seine Rathschläge zu fürchten; er mußte daher auf Befehl des Hofs die Königin verlassen und eine Art von Exilium in Avignon aushalten, während dessen er sich damit beschäftigte, theologische Bücher zu schreiben, die nach dem Urtheil der Kenner und der Liebhaber ziemlich schlecht sind.

Er war indessen nicht dazu gemacht, das Opfer der Partei zu werden, in welche sein Vortheil ihn zuerst gezogen hatte. Als die Uneinigkeit zwischen Mutter und Sohn zum bürgerlichen Krieg erwuchs, bot er dem Hof seine Dienste zu Wiederherstellung des Friedens an. Das unbegränzte Vertrauen, welches die Königin auf ihn setzte, machte ihn dem König und dem Günstling zum willkommensten Werkzeug, um sich mit so wenig Nachtheil als möglich aus einem Handel zu ziehen, bei welchem nichts zu gewinnen war, als der Unwille aller gesitteten Nationen. Er begab sich, gleichsam aus eignem Antriebe, wieder zur Königin, und wußte sein Verständniß mit dem Hofe vor ihr so geheim zu halten, als es zum Besten seines Auftrags nöthig war. Auf diese Art stiftete er eine Versöhnung, die freilich nicht von langer Dauer seyn konnte, bei welcher er aber seine Absicht, einige Stufen höher zu steigen und festen Fuß am Hofe zu fassen, vollkommen erreichte. Die Königin glaubte ihm die größten Verbindlichkeiten zu haben, und, was noch mehr war, ihre eigene Sucht nach Einfluß trieb sie an, sich mit dem lebhaftesten Eifer für die Vergrößerung eines Menschen, der ihr besonders angehörte,

zu verwenden. So viel Verrätherei bei den verborgenen Diensten, die der Hof selbst an Richelieu zu belohnen hatte, mit untergelaufen war, so viel Falschheit und böser Wille mischte sich eine Zeit lang zu den Schritten, die man äußerlich that, um ihm den versprochenen Kardinalshut in Rom auszuwirken. Der Papst fand sich zwischen den öffentlichen Bewerbungen des französischen Ambassadeurs, und den heimlichen Winken, die er vom Hof erhielt, daß es dem König kein Ernst damit wäre, endlich in einem so seltsamen Gedränge, daß er mit der Verzögerung von Richelieu's Promotion die wahre Absicht des Königs noch immer zu erfüllen glaubte, als, nach einer Heirath zwischen einer Nichte von Richelieu und einem Neffen von Luines, letzterer schon die vorige Verstellung aufgegeben hatte.

Man sieht, daß Richelieu am Hofe Ludwigs XIII. und seiner Mutter in einer trefflichen Schule war, und er übertraf bald alle seine Meister. Der Priesterstand hüllt den unbändigsten Ehrgeiz in eine gewisse Sicherheit ein, die ihm einen großen Vortheil über jeden weltlichen Ehrgeiz verschafft. Es gibt eine Linie in den verworrenen und traurigen Verhältnissen der Höfe, über welche Furcht und Gewissensfeigheit sich nicht hinaus wagen, so wenig moralischen Werth eine solche Abstinenz von Verbrechen auch hat. Die Kühnheit und die hohe Menschenverachtung eines stärkeren Geistes scheut diese Gränze nicht, und wenn er im Kampfe mit gemeineren Menschen bis dahin getrieben ist, dann hat er meistens gewonnen, und lacht der unmächtigen Flüche. Diese besondere Art von Größe zeigt uns die Geschichte vorzüglich an Priestern; ein Priester mit der Seele eines Cäsars stellt die Schranken der sittlichen Welt zurück, um seine Eroberungssucht zu sättigen. Wir werden Richelieu's Leben reich finden

an diesen furchtbaren Triumphen, und der reine Vorwurf des Undanks, der Verrätherei, des Verbrechens, wird selten an den Großen verdient.

Die Königin erhielt nach Luines' Tod (1621) den Zutritt im Staatsrath; aber Richelieu hatte noch lange gegen die persönliche Abneigung des Königs zu kämpfen. Seine Galanterien machten ihn dem König verhaßt, der aus natürlicher Kälte und Kränklichkeit sehr keusch lebte. Außerdem gehört es mit zu dem ganzen Bilde, das man sich von Richelieu zu machen hat, daß die Kunst, in den Bedürfnissen der Sinne dem Lächerlichen und der Verachtung zu entgehen, seinem Geist überlegen war. Der König sah ihn für einen Verräther an, und ob er es gleich für ihn gewesen war, so hatte er dadurch doch sein Vertrauen verwirkt.

Aber der König war des Hasses zu gewöhnt, und seine Anhänglichkeit sogar war immer zu sehr mit bittern und feindseligen Empfindungen vermischt gewesen, als daß dieser Grund den Kardinal in seiner Laufbahn hätte aufhalten können. Von 1624, da er die lang gesuchte Stelle im Staatsrath einnahm und dabei keine der kleinen Heucheleien und Ziereieien unterließ, mit welchen ehrgeizige Priester nicht sowohl die Welt zu täuschen hoffen, als ihrem Stande den gebührenden Zoll abzutragen suchen, bis 1629, da ihn der König zum Prinzipal-Minister seines Staats erklärte, wußte er seine Macht so zu gründen, daß der Haß des Königs, der Großen und des ganzen Reichs sie nicht mehr zu erschüttern vermochte. Dem Mitleiden, der Schonung, der Furcht vor Menschenrechten unzugänglich, fand er sogar in der Feindschaft Aller seine größte Sicherheit, da Ein Gegner vielleicht ihn hätte stürzen können. Er trieb ganze Rotten von mächtigen Mißvergnügten durch seine Henker aus einander, und brauchte

die kleinlichen Ränke der Feigheit, um das Verderben abzuwenden, das ein Beichtvater, eine Hofdame, der unterste Hofbediente ihm im Stillen bereiten mochten. Hiebei muß man zugleich dem König die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er Einsichten genug hatte, um an Richelieu die hohen Talente des Staatsmanns zu erkennen, und von dieser Seite sich an ihn gebunden zu fühlen. Im Kabinet, im Felde sogar, machte Richelieu den Namen des Königs siegen, und unter Allen, die sich in die Gewalt eines schwachen Fürsten einzudrängen strebten, war er doch der Einzige, der ihm wesentliche Vortheile für den Thron dafür zu bieten hatte: Vortheile, gegen welche Ludwigs Verstand doch nicht unempfindlich war.

Dankbarkeit gegen seine Wohlthäterin fand in seinen großen Entwürfen keinen Platz, und die Vergangenheit bewies, daß es ihm nicht schwer werden konnte, dem Vortheil sowohl als der Nothwendigkeit, Ludwigs einziger Herr zu seyn, alle Rücksichten gegen die Königin nachzusetzen. Auch war Maria zu stolz und zu unruhig, um den Mann, der seinen eignen erhabenen Gang ging, ungeneckt zu lassen, und sie war viel zu sehr unter ihm, um seinen Weg aufzuhalten, der nun über sie hin mußte. Sie hatte alle Ansprüche einer Königin, aber um sie geltend zu machen, die Seele des gemeinsten Weibes. Sie durfte den gewaltigen Beherrscher der französischen Monarchie, der einst zu ihren Hausbedienten gehört hatte, in dem Unmuth ihres Herzens mißhandeln; sie hatte die bittere Freude, ihn vor sich kriechen zu sehen, aber als ihr Hochmuth sich vor allen Friedensvorschlägen sträubte, als sie es wagte, ihn an den Rand des Verderbens zu bringen, da mußte seine Rache sie erdrücken.

Wir finden in einem Tagebuch des Kardinals über die

Uneinigkeiten zwischen ihm und der Königin Mutter manche Umstände, die uns belehren, daß in den inneren Verhältnissen der Großen viele Dinge wieder vorkommen, von denen wir uns im gemeinen Leben mit Ekel und Verachtung wegwenden. Die Königin ließ einen Wahrsager nach dem andern kommen, um sich das Ende des Kardinals prophezeihen zu lassen; und das Gewicht, das er selbst auf diesen Umstand legt, macht es nicht unwahrscheinlich, was einige Geschichtschreiber von ihm erzählen, daß er sich über das Schicksal seiner Feinde bei Sterndeutern und Wahrsagern auch Raths erholte. Es fällt in das Niedrigkomische, daß die Königin sich zu wiederholten Malen gegen den ganzen Hof und mit der größten Heftigkeit beklagte, der Kardinal suche ihr ihren Leib-Apotheker zu nehmen, um ihr nach dem Leben zu trachten; aber man wird uns verzeihen, daß wir diese Beschwerde einer Königin gegen einen großen Mann nicht mit Stillschweigen übergangen haben.

Der ganze Hof trat in ein Bündniß gegen den harten und grausamen Despoten, der im Namen des Königs regierte; zwei Königinnen, Maria von Medicis, und Ludwigs Gemahlin, Anna von Oesterreich, führten das Komplott an; Gaston, des Königs Bruder, unterstützte es; der kranke König war von den Thränen und dem Geschrei seiner Mutter unablässig bestürmt; der Kardinal selbst glaubte sich verloren. An dem Tage, wo sein Verderben für entschieden angesehen wurde, wagt er einen kühnen Schritt, drängt sich zu der Königin und ihrem Sohn, bittet, fleht, kniet vor ihr nieder; der König kniet mit ihm; entrüstet, durch diese Erniedrigung nichts ausgerichtet zu haben, entfernt er sich, der Kardinal folgt ihm, und in zwei Stunden ist er Herr über das Leben seiner Feinde und über die Freiheit der Königin. Dieser

Tag, der 11. November 1630, ist in der französischen Geschichte unter dem Namen la journée des dupes berühmt.

Wer es einmal mit dem Kardinal aufzunehmen wagte, der hätte es müssen auf das Aeußerste treiben; denn kaum dem Untergang entronnen, warf sich dieser rachsüchtige Mann mit gedoppelter Gewalt auf seine gestürzten Feinde. Aber die Gewißheit, verloren zu seyn, wenn er sich rettete, scheint den Geist seiner Gegner in den entscheidenden Augenblicken mehr verwirrt, als zum äußersten Widerstand aufgemuntert zu haben. Entfernte Beziehungen auf das Komplott, den Minister zu verjagen, wurden, wie bei einer Verschwörung gegen den Staat, als Verbrechen der beleidigten Majestät ausgespäht und blutig geahndet. Wenn die Absicht der Verbündeten gelungen wäre, würde man es freilich auch an der Regierung wahrgenommen haben, daß die Majestät des Throns mehr auf dem Kardinal als auf dem König und seinem ganzen Hause beruhte.

Maria von Medicis, die Mutter des Königs, die Wittwe Heinrichs des Großen, mußte nach einer kurzen Gefangenschaft in das Ausland wandern. Sie wandte sich als Supplikantin an das Parlament, sie unterhielt am Hofe Verständnisse gegen den Kardinal, und mehrere Werkzeuge ihrer unmächtigen Rache endeten am Galgen und auf dem Schaffot ihr Leben. Sie starb endlich 1641 zu Köln, wenige Monate vor dem Kardinal, in der äußersten Dürftigkeit, denn ihre Einkünfte waren kurz nach ihrer Flucht konfiscirt worden.

Anna von Oesterreich blieb als Sklavin des Ministers am Hof ihres Gemahls, da es vielleicht nur an ihr gelegen hättte, den Kardinal zu ihrem Sklaven zu machen. Die Kühnheit, seine Wünsche bis zu einer jungen und schönen Königin erhoben zu haben, würde an Richelieu allenfalls



noch zu verzeihen seyn, wenn sein Aeußerliches, mit seinem Stande verbunden, ihn bei einer solchen Unternehmung nicht dem schimpflichen Hohngelächter eines stolzen Weibes bloßgestellt hätte. Er hatte Liebesbriefe gewagt, die in die Hände der Königin Mutter geliefert worden waren; seine mündlichen Erklärungen hatte Anna mit dem ganzen Gewicht ihres Standes zurückgewiesen: hier schützte ihn nichts vor der entehrenden Rolle eines abgewiesenen alten Wollüstlings, eines nach Verdienst behandelten frechen Unterthans, und seine Macht, seine Würde, der Druck, in welchem er die Königin hielt, das Elend, das Blut sogar vieler Menschen, die sich bloß gegen diese Schwachheit versündigt hatten, machten den Schandfleck heller und unvergänglicher.

Der erste Prinz vom Geblüte, Gaston, irrte lange flüchtig im Reiche umher. Seine Sache war gerecht und glänzend, sein Ehrgeiz so natürlich, daß das Gegentheil an ihm verächtlich gewesen wäre. Auch fehlte es ihm nie an dem Anhange, den diese Umstände und der allgemeine Abscheu gegen Richelieu ihm verschaffen mußten. Aber eine unüberwindliche Feigheit des Geistes — (er hatte persönliche Tapferkeit) — vernichtete alle diese Vortheile. Es war sein beständiges Loos, von seinen Dienern verkauft zu werden und seine Freunde aufzuopfern. Auf keinen seiner Gegner konnte der Kardinal mehr Schmach häufen als auf diesen, denn er kam aus jedem Kampf mit dem Leben und einem neuen Verlust an seiner Ehre davon. Nach jeder Versöhnung floß das Blut seiner Anhänger in Strömen auf dem Schaffot. Gaston schloß einst nach einem kurzen bürgerlichen Krieg einen Frieden mit seinem Bruder, worin er durch einen besondern Artikel wörtlich versprach, den Kardinal Richelieu zu lieben.

Maria warf dem Kardinal oft vor, daß er weinen könnte,

wann er wollte. Aber er begnügte sich nicht, wie es der natürliche Zusammenhang scheinen möchte, durch äußerliche Erniedrigung sich das innere Wesen der Gewalt zu versichern. So tief er auch durch Heuchelei unterzutauchen wußte, so unmäßig war doch seine Sucht, mit den äußeren Zeichen der Gewalt zu prahlen. Man zweifelt hiebei, ob man seine kindische Eitelkeit verachten, oder seine kühne Geringschätzung der Menschen, gegen welche er Alles wagte, bewundern soll; aber der große Mann unterläßt um seinetwillen, was er um andrerwillen wagen zu können wüßte. Richelieu beraubte den König sogar seines Hofstaats. Verlassen und allein fing Ludwig XIII. in Saint-Germain Vögel, während daß Richelieu mit seinem Geist, seinem Arm und seiner Feder Schlachten gewann und Städte eroberte; und Ludwig hatte Verstand und Tapferkeit.

Sehr natürlich war es, daß ein so unglücklicher Fürst, und der es durch Schwachheit war, einen Trost darin suchte, Vertraute seines Unmuths und seiner Galle zu haben. Aber so viel Süßigkeit darf man einem König nicht zu Theil werden lassen. Mademoiselle de Hautefort, eine Hofdame der Königin, war lange Zeit seine Vertraute, und die Lästerung selbst sah nie etwas Anderes in ihr. Sie war so tugendhaft, daß sie mit der Königin des siechen Mannes spottete, der nach dem einfachen Mitleiden eines menschlichen Wesens rang. Der König wußte es und spann̄ sein düsteres Daseyn fort. Ein heller Augenblick erschien endlich für ihn; er fand an Mademoiselle de la Fayette, ebenfalls einer Hofdame der Königin, ein Geschöpf, das ihn anhörte, das ihn bedauerte, das rechtschaffen genug war, um ihn nicht zu verrathen, und eingeschränkt genug, um ihn am Ende vielleicht gar zu lieben. Er fing an, menschlich zu empfinden, seine Kälte zerrann mit

seiner Bitterkeit vor der stillen Güte, die, von einem Weibe an einem König ausgeübt, leicht zur Zärtlichkeit werden konnte. Sie widerstand dem ersten Schritt, den er je gegen ihr Geschlecht gethan hatte, sie glaubte Recht zu thun, sie glaubte zwei Seelen zu retten, und Ludwig versank wieder in sein königliches Elend. Mademoiselle de la Fayette war keine Heldin, aber Richelieu's Sicherheit beruhte so sehr auf der moralischen Gebrechlichkeit Aller, die ihn umgaben, daß ein braves Mädchen und Ludwigs Rückkehr zur Menschheit, die dieses Mädchen bewirkte, ihn mit Recht zittern machte. Ihr Umgang mit dem König, so unschuldig er auch war, so unschuldig, selbst nach ihren Begriffen, er bei Ludwigs scheuer Herzlosigkeit und bei ihrer schlichten Frömmigkeit wahrscheinlich geblieben wäre, wurde auf Anstiften des Kardinals ihrem eigenen Gewissen zum Verbrechen gemacht, sie entschloß sich, die Welt zu verlassen, sie ging in ein Kloster; der König weinte heftig, als sie von ihm Abschied nahm. Er besuchte sie nur Einmal in ihrem Kloster; er blieb lange am Gitter geheftet und weinte: Richelieu erfuhr es und bebte von Neuem; der König durfte sie nicht wieder sehen.

Ein neues Ungewitter bereitete er sich selbst, als er dieses abgewendet hatte; aber Gefahr für Gefahr, konnte er freilich diejenige vorziehen, wo kein Schatten von Tugend auf der Seite seiner Gegner war. Um den König über den Verlust der la Fayette zu trösten, und ihn zugleich von der gefährlichen Sehnsucht nach Empfindung zu entwöhnen, wies ihm der Kardinal einen jungen Menschen, Cinqmars, zum täglichen Umgang an, der die nöthigen Talente hatte, um Ludwig XIII. in seinen Kinderspielen Gesellschaft zu leisten. Cinqmars war im Ganzen zum Günstling eines Königs verdorben; er beklagte sich oft gegen seine Freunde, daß ihm der

Geruch von Ludwigs Athem so unerträglich wäre, daß er darum oft gegen ihn unartig würde, und das Herz abgerechnet, gehören für den Hofmann auch stumpfere Organe als für andere Menschen. Indessen war er dem steten Bedürfniß des Königs, seine Galle auszuschütten, so nothwendig, daß dieser sich Alles von ihm gefallen ließ. Der vornehmste Gegenstand seiner Klagen war Richelieu's Uebermuth, und Cinqmars mußte sich dem König durch einen Eid verbinden, daß er dem Kardinal nie etwas wiedersagen würde. Aber bei den Ansprüchen, die Richelieu an Cinqmars zu machen hatte, war diese Rolle für ihn gefährlich, und Niemand fand sich weniger im Stande, ihn zu sichern, als Ludwig. Diese kritische Lage wurde bald entschiedener, als der Kardinal sich dem Wunsch des Königs widersetzte, seinen Oberstallmeister — Cinqmars war zu dieser Stelle gelangt — im geheimen Conseil zuhören zu lassen. Cinqmars warf sich nun zum Feind des Kardinals auf; die Seele der Verschwörung war, so zu sagen, der König selbst, ungeachtet seine bekannte Schwäche einige andere Triebfedern nothwendig zu machen schien. Aber dieß eben war der Grund, warum sie mißlang. Die meisten Verschworenen glaubten sich bei dem Antheil, den der Monarch an ihren Planen nahm, der Verschwiegenheit überhoben; der Kardinal entdeckte Alles, unterschied sehr gut, was ihn retten konnte, und legte dem König die einzelnen Theile der Verschwörung vor, von denen er nicht unterrichtet war, und bei welchen seines Bruders Mitwirkung gegen seine kleine Masse von Regierungskunst anstieß. Richelieu kannte den König zu gut, um ihm auch nur die Beschämung zu ersparen, in einen Entwurf verwickelt gewesen zu seyn, dem geheime Traktaten mit den Feinden des Reichs, den Spaniern, vorhergegangen waren. Ludwig bot

zum Unterpfand seiner Treue dem Minister seine Kinder als Geißel an und erhielt seine Verzeihung. Das Schicksal seiner Mitverschwornen ward Richelieu's Henkern überlassen.

Cinqmars wurde enthauptet. Der König pflegte ihn cher ami zu nennen; als die Stunde seiner Hinrichtung schlug, zog Ludwig seine Uhr heraus und sagte: cher ami mag jetzt wohl eine trübselige Miene machen. Der Liebhaber der guten la Fayette hatte seine Natur früh wieder angenommen.

Der Kardinal lag in diesem Zeitpunkt an einer tödtlichen Krankheit nieder. Er reiste die Rhone hinauf von Tarascon nach Lyon, weil er die Bewegung des Wagens nicht mehr vertragen konnte, und nahm den Oberstallmeister nach Lyon, wo er hingerichtet wurde, in einem Fahrzeuge mit, das er an das seinige binden ließ. Auch den König hatte er zur Buße gezwungen, nach Tarascon zu ihm zu kommen; und an dem obigen Bonmot Ludwigs XIII. mochte vielleicht die Furcht und der Wunsch, sich dem Kardinal gefällig zu machen, einigen Antheil haben.

De Thou, ein Freund des Oberstallmeisters, dessen einziges Verbrechen war, ihn nicht verrathen zu haben, wurde mit ihm hingerichtet. Sein Leben und sein Tod machen den größten Schandfleck des Kardinals. Seine Rechtschaffenheit war allgemein geschätzt, und seine Unschuld war so sonnenklar, daß sie die Rachsucht des Kardinals bis zur Dummheit herabsetzt.

Wir finden in einer Geschichte des Kardinals Richelieu ein Kapitel, welches überschrieben ist: Milde des Herrn Kardinals gegen seine Feinde, und zum Beweis dient, daß die Niederträchtigkeit der Sklaverei auch den letzten Grad des Unverstandes nicht scheut.

Richelieu und der König fühlten beide den Tod herannahen, aber Jeder weidete sich unterdessen an den Planen, die er auf das frühere Ende des Andern entwarf. Ludwig XIII. wollte — wie er es in seinem siebenzehnten Jahre, nach Concini's Ermordung, schon gewollt hatte — endlich einmal regieren. Der Kardinal brütete darüber, nach dem Tod des Königs Regent des Reichs zu werden. Aber er starb (den 4. December 1642) einige Monate vor dem König.

Sein Tod war im Ganzen sehr erbaulich. Aber als sein Beichtvater ihm die Pflicht vorstellte, seinen Feinden zu verzeihen, antwortete er, daß er keine andern gehabt hätte, als die Feinde des Staats. Diese riesenmäßige Verwechselung war von einer Seite nicht unwahr, und außerdem war die Rede davon, Feinden zu verzeihen, an denen er sich schon gerächt hatte. Zu diesen frommen Versöhnungen auf dem Todtenbette versteht man sich leichter gegen glückliche Feinde.

Der Papst Urban VIII. sagte bei Richelieu's Tode: Wenn ein Gott ist, so wird er's entgelten, ist aber keiner, so war es wahrlich ein tüchtiger Mann! Für einen niedrigern Geistlichen wäre der Einfall freilich etwas stark gewesen.

Der Kardinal Richelieu war auch nebenher ein schlechter Dichter, und er wurde Minister, wenn man seine Verse schlecht fand. Er beschützte daher seine Brüder in Apollo und verfolgte das Genie.

Als der Czar Peter der Große in Paris war, umarmte er die Bildsäule des Kardinals Richelieu und sagte diese Worte: „Lebtest du noch, ich würde dir eine Hälfte meines Reiches geben, daß du mir die andere regieren hälfest." Es würde dann wahrscheinlich sehr darauf angekommen seyn, welcher von beiden sein Leben und das ganze Reich behalten hätte.

Die Horen.

I.

Herausgabe der Horen.

(1794.)

Unter diesem Titel wird mit dem Anfang des Jahres 1795 eine Monatschrift erscheinen, zu deren Verfertigung eine Gesellschaft bekannter Gelehrten sich vereinigt hat. Sie wird sich über Alles verbreiten, was mit Geschmack und philosophischem Geiste behandelt werden kann, und also sowohl philosophischen Untersuchungen als poetischen und historischen Darstellungen offen stehen. Alles, was entweder bloß den gelehrten Leser interessiren oder was bloß den nicht gelehrten befriedigen kann, wird davon ausgeschlossen seyn. Vorzüglich aber und unbedingt wird sie sich Alles verbieten, was sich auf Staatsreligion und politische Verfassung bezieht. Man widmet sie der schönen Welt zum Unterricht und zur Bildung, und der gelehrten zu einer freien Forschung der Wahrheit und zu einem fruchtbaren Umtausch der Ideen; und indem man bemüht seyn wird, die Wissenschaft selbst durch den innern Gehalt zu bereichern, hofft man zugleich, den Kreis der Leser durch die Form zu erweitern.

Unter der großen Menge von Zeitschriften ähnlichen Inhalts dürfte es vielleicht schwer seyn, Gehör zu finden, und, nach so vielen verunglückten Versuchen dieser Art, noch schwerer, sich Glauben zu verschaffen. Ob die Herausgeber der gegenwärtigen Monatschrift gegründetere Hoffnung haben,

wird sich am besten aus den Mitteln abnehmen lassen, die man zu Erreichung jenes Zweckes eingeschlagen hat.

Nur der innere Werth einer literarischen Unternehmung ist es, der ihr ein dauerndes Glück bei dem Publikum versichern kann. Auf der andern Seite aber ist es nur dieses Glück, welches ihrem Urheber den Muth und die Kräfte gibt, etwas Beträchtliches auf ihren Werth zu verwenden. Die große Schwierigkeit also ist, daß der Erfolg gewissermaßen schon realisirt seyn muß, um den Aufwand, durch den allein er zu realisiren ist, möglich zu machen. Aus diesem Cirkel ist kein anderer Ausweg, als daß ein unternehmender Mann an jenen problematischen Erfolg so viel wage, als etwa nöthig seyn dürfte, ihn gewiß zu machen.

Für Zeitschriften dieses Inhalts fehlt es gar nicht an einem zahlreichen Publikum, aber in dieses Publikum theilen sich zu viele einzelne Journale. Würde man die Käufer aller hieher gehörigen Journale zusammen zählen, so würde sich eine Anzahl entdecken lassen, welche hinreichend wäre, auch die kostbarste Unternehmung im Gange zu erhalten. Diese ganze Anzahl nun steht derjenigen Zeitschrift zu Gebot, die alle die Vortheile in sich vereinigt, wodurch jene Schriften im Einzelnen bestehen, ohne den Kaufpreis einer einzelnen unter denselben beträchtlich zu übersteigen.

Jeder Schriftsteller von Verdienst hat in der lesenden Welt seinen eigenen Kreis, und selbst der am meisten gelesene hat nur einen Kreis in derselben. So weit ist es noch nicht mit der Kultur der Deutschen gekommen, daß sich das, was den Besten gefällt, in Jedermanns Händen finden sollte. Treten nun die vorzüglichsten Schriftsteller der Nation in eine literarische Association zusammen, so vereinigen sie eben dadurch das vorher getheilt gewesene Publikum, und

das Werk, an welchem Alle Antheil nehmen, wird die ganze lesende Welt zu seinem Publikum haben. Dadurch aber ist man im Stande, jedem Einzelnen alle die Vortheile anzubieten, die der allerweiteste Kreis der Leser und Käufer einem Autor nur immer verschaffen kann.

Ein Verleger, der dieser Unternehmung in jeder Hinsicht gewachsen ist, hat sich bereits in dem Buchhändler Cotta von Tübingen gefunden, und ist bereit, sie in's Werk zu richten, sobald die erforderliche Anzahl von Mitarbeitern sich zusammengefunden haben wird. Jeder Schriftsteller, an den man diese Anzeige sendet, wird also zum Beitritt an dieser Societät eingeladen, und man hofft dafür gesorgt zu haben, daß er in keiner Gesellschaft, die seiner unwürdig wäre, vor dem Publikum auftreten soll. Da aber die ganze Unternehmung nur unter der Bedingung einer gehörigen Anzahl von Theilnehmern möglich ist, so kann man keinem der eingeladenen Schriftsteller zugestehen, seinen Beitritt bis nach Erscheinung des Journals aufzuschieben, weil man schon vorläufig wissen muß, auf wen man zu rechnen hat, um an die Ausführung auch nur denken zu können. Sobald aber die erforderliche Anzahl sich zusammengefunden hat, wird solches jedem Theilnehmer an der Zeitschrift unverzüglich bekannt gemacht werden.

Jeden Monat ist man übereingekommen, ein Stück von neun Bogen in Median zu liefern; der gedruckte Bogen wird mit * * * Louisdors in Gold bezahlt. Dafür verspricht der Verfasser, von diesen einmal abgedruckten Aufsätzen drei Jahre nach ihrer Erscheinung keinen andern öffentlichen Gebrauch zu machen, es sey denn, daß beträchtliche Veränderungen damit vorgenommen worden wären.

Obgleich von denjenigen Gelehrten, deren Beiträge man sich ausbittet, nichts, was ihrer selbst und einer solchen

Zeitschrift nicht ganz würdig wäre, zu befürchten ist, so hat man doch aus leicht begreiflichen Gründen die Verfügung getroffen, daß kein Manuscript eher dem Druck übergeben werde, als bis es einer dazu bestimmten Anzahl von Mitgliedern zur Beurtheilung vorgelegt worden ist. Dieser Convention werden sich die HH. Theilnehmer um so eher unterwerfen, als sie versichert seyn können, daß höchstens nur die relative Zweckmäßigkeit ihrer Beiträge in Rücksicht auf den Plan und das Interesse des Journals zur Frage kommen kann. Eigenmächtige Abänderungen wird weder der Redakteur noch der Ausschuß sich in den Manuscripten erlauben. Sollten welche nöthig seyn, so versteht es sich von selbst, daß man den Verfasser ersuchen wird, sie selbst vorzunehmen. Der Abdruck der Manuscripte wird sich nach der Ordnung richten, in der sie eingesandt werden, so weit dieses mit der nöthigen Mannigfaltigkeit des Inhalts in den einzelnen Monatsstücken bestehen kann. Eben diese Mannigfaltigkeit macht die Verfügung nothwendig, daß kein Beitrag durch mehr als drei Stücke fortgesetzt werde, und in keinem einzelnen Stück mehr als sechszig Seiten einnehme.

Briefe und Manuscripte sendet man an den Redakteur dieser Monatschrift, der den HH. Verfassern für ihre eingesandten Beiträge steht und bereit ist, Jedem, sobald es verlangt wird, Rechnung davon abzulegen.

Daß von dieser Anzeige kein öffentlicher Gebrauch zu machen sey, wird kaum nöthig seyn zu erinnern.

Jena, am 13. Juni 1794.

Friedrich Schiller,
Hofrath und Professor zu Jena.

II.

Die Horen,

eine Monatschrift, von einer Gesellschaft verfaßt und herausgegeben von Schiller.

(1794.)

Zu einer Zeit, wo das nahe Geräusch des Kriegs das Vaterland ängstigt, wo der Kampf politischer Meinungen und Interessen diesen Krieg beinahe in jedem Cirkel erneuert, und nur allzu oft Musen und Grazien daraus verscheucht, wo weder in den Gesprächen, noch in den Schriften des Tags vor diesem allverfolgenden Dämon der Staatskritik Rettung ist, möchte es eben so gewagt als verdienstlich seyn, den so sehr zerstreuten Leser zu einer Unterhaltung von ganz entgegengesetzter Art einzuladen. In der That scheinen die Zeitumstände einer Schrift wenig Glück zu versprechen, die sich über das Lieblingsthema des Tages ein strenges Stillschweigen auferlegen und ihren Ruhm darin suchen wird, durch etwas Anderes zu gefallen, als wodurch jetzt Alles gefällt. Aber je mehr das beschränkte Interesse der Gegenwart die Gemüther in Spannung setzt, einengt und unterjocht, desto dringender wird das Bedürfniß, durch ein allgemeines und höheres Interesse an dem, was rein menschlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben ist, sie wieder in Freiheit zu setzen und die politisch getheilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen.

Dies ist der Gesichtspunkt, aus welchem die Verfasser dieser Zeitschrift dieselbe betrachtet wissen möchten. Einer heitern und leidenschaftfreien Unterhaltung soll sie gewidmet

seyn, und dem Geist und Herzen des Lesers, den der Anblick der Zeitbegebenheiten bald entrüstet, bald niederschlägt, eine fröhliche Zerstreuung gewähren. Mitten in diesem politischen Tumult soll sie für Musen und Charitinnen einen engen, vertraulichen Cirkel schließen, aus welchem Alles verbannt seyn wird, was mit einem unreinen Parteigeiste gestempelt ist. Aber indem sie sich alle Beziehungen auf den jetzigen Weltlauf und auf die nächsten Erwartungen der Menschheit verbietet, wird sie über die vergangene Welt die Geschichte und über die kommende die Philosophie befragen, wird sie zu dem Ideal veredelter Menschheit, welches durch die Vernunft aufgegeben, in der Erfahrung aber so leicht aus den Augen gerückt wird, einzelne Züge sammeln, und an dem stillen Bau besserer Begriffe, reinerer Grundsätze und edlerer Sitten, von dem zuletzt alle wahre Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes abhängt, nach Vermögen geschäftig seyn. Sowohl spielend als ernsthaft wird man im Fortgange dieser Schrift dieses einzige Ziel verfolgen, und so verschieden auch die Wege seyn mögen, die man dazu einschlagen wird, so werden doch alle, näher oder entfernter, dahin gerichtet seyn, wahre Humanität zu befördern. Man wird streben, die Schönheit zur Vermittlerin der Wahrheit zu machen, und durch die Wahrheit der Schönheit ein dauerndes Fundament und eine höhere Würde zu geben. So weit es thunlich ist, wird man die Resultate der Wissenschaft von ihrer scholastischen Form zu befreien und in einer reizenden, wenigstens einfachen Hülle dem Gemeinsinn verständlich zu machen suchen. Zugleich aber wird man auf dem Schauplatze der Erfahrung nach neuen Erwerbungen für die Wissenschaft ausgehen und da nach Gesetzen forschen, wo bloß der Zufall zu spielen und die Willkür zu herrschen scheint. Auf diese Art glaubt man

zu Aufhebung der Scheidewand beizutragen, welche die schöne Welt von der gelehrten zum Nachtheil beider trennt, gründliche Kenntnisse in das gesellschaftliche Leben und Geschmack in die Wissenschaft einzuführen.

Man wird sich, so weit kein edlerer Zweck darunter leidet, Mannigfaltigkeit und Neuheit zum Ziele setzen, aber dem frivolen Geschmack, der das Neue bloß um der Neuheit willen sucht, keineswegs nachgeben. Uebrigens wird man sich jede Freiheit erlauben, die mit guten und schönen Sitten verträglich ist.

Wohlanständigkeit und Ordnung, Gerechtigkeit und Friede werden also der Geist und die Regel dieser Zeitschrift seyn; die drei schwesterlichen Horen, Eunomia, Dike und Irene, werden sie regieren. In diesen Göttergestalten verehrte der Grieche die welterhaltende Ordnung, aus der alles Gute fließt, und die in dem gleichförmigen Rhythmus des Sonnenlaufs ihr treffendstes Sinnbild findet. Die Fabel macht sie zu Töchtern der Themis und des Zeus, des Gesetzes und der Macht, des nämlichen Gesetzes, das in der Körperwelt über den Wechsel der Jahreszeiten waltet und die Harmonie in der Geisterwelt erhält.

Die Horen waren es, welche die neugeborne Venus bei ihrer ersten Erscheinung in Cypern empfingen, sie mit göttlichen Gewanden bekleideten, und so von ihren Händen geschmückt in den Kreis der Unsterblichen führten: eine reizende Dichtung, durch welche angedeutet wird, daß das Schöne schon in seiner Geburt sich unter Regeln fügen muß, und nur durch Gesetzmäßigkeit würdig werden kann, einen Platz im Olymp, Unsterblichkeit und einen moralischen Werth zu erhalten. In leichten Tänzen umkreisen diese Göttinnen die Welt, öffnen und schließen den Olymp, und schirren die

Sonnenpferde an, das belebende Licht durch die Schöpfung zu versenden. Man sieht sie im Gefolge der Huldgöttinnen und in dem Dienst der Königin des Himmels, weil Anmuth und Ordnung, Wohlanständigkeit und Würde unzertrennlich sind.

Daß die gegenwärtige Zeitschrift des ehrenvollen Namens, den sie an ihrer Stirn führt, sich würdig zeigen werde, dafür glaubt der Herausgeber sich mit Zuversicht verbürgen zu können. Was ihm in seiner eigenen Person nicht geziemen würde, zu versichern, das erlaubt er sich als Sprecher der achtungswürdigen Gesellschaft, die zu Herausgabe dieser Schrift sich vereinigt hat. Mit patriotischem Vergnügen sieht er einen Entwurf in Erfüllung gehen, der ihn und seine Freunde schon seit Jahren beschäftigte, aber nicht eher als jetzt gegen die vielen Hindernisse, die seiner Ausführung im Wege standen, hat behauptet werden können. Endlich ist es ihm gelungen, mehrere der verdienstvollsten Schriftsteller Deutschlands zu einem fortlaufenden Werke zu verbinden, an welchem es der Nation, trotz aller Versuche, die von Einzelnen bisher angestellt wurden, noch immer gemangelt hat und nothwendig mangeln mußte, weil gerade eine solche Anzahl und Auswahl von Theilnehmern nöthig seyn mochte, um bei einem Werk, das in festgesetzten Zeiten zu erscheinen bestimmt ist, Vortrefflichkeit im Einzelnen mit Abwechslung im Ganzen zu verbinden.

Folgende Schriftsteller werden an dieser Monatschrift Antheil nehmen:

Hr. Hauptmann von Archenholz in Hamburg.
Seine erzbischöfl. Gnaden, Hr. Coadjutor von Mainz, Freiherr von Dalberg in Erfurt.
Hr. Professor Engel aus Berlin.
„ Dr. Erhardt in Nürnberg.

Hr. Professor Fichte in Jena.
„ von Funk in Dresden.
„ Professor Garve in Breslau.
„ Kriegsrath Genz in Berlin.
„ Kanonikus Gleim in Halberstadt.
„ Geheimer Rath von Goethe in Weimar.
„ Dr. Gros in Göttingen.
„ Vice-Konsistorial-Präsident Herder in Weimar.
„ Hirt in Rom.
„ Professor Hufeland in Jena.
„ Legationsrath Wilh. von Humboldt aus Berlin.
„ Oberbergmeister Alexander von Humboldt in Baireuth.
„ Geheimer Rath Jacobi in Düsseldorf.
„ Hofrath Matthisson in der Schweiz.
„ Professor Heinrich Meyer in Weimar.
„ Hofrath Pfeffel in Colmar.
„ Hofrath Schiller in Jena.
„ Schlegel (Aug. Wilhelm) in Amsterdam.
„ Hofrath Schütz in Jena.
„ Hofrath Schulz in Mietau.
„ Professor Woltmann in Jena.

Da sich übrigens die hier erwähnte Societät keineswegs als geschlossen betrachtet, so wird jedem deutschen Schriftsteller, der sich den nothwendig gefundenen Bedingungen des Instituts zu unterwerfen geneigt ist, zu jeder Zeit die Theilnahme daran offen stehen. Auch soll jedem, der es verlangt, verstattet seyn, anonym zu bleiben, weil man bei Aufnahme der Beiträge nur auf den Gehalt, und nicht auf den Stempel sehen wird. Aus diesem Grunde und um die Freiheit der Kritik zu befördern, wird man sich erlauben, von einer

allgemeinen Gewohnheit abzugehen, und bei den einzelnen Aufsätzen die Namen ihrer Verfasser, bis zum Ablauf eines jeden Jahrganges, verschweigen, welches der Leser um so eher sich gefallen lassen kann, da ihn diese Anzeige schon im Ganzen mit denselben bekannt macht.

Jena, den 10. December 1794.

Schiller.

Ueber die Herausgabe der berühmten Zeitschrift der Horen — sie erschien in den Jahren 1795, 1796 und 1797 — verweise ich auf Schillers Leben Th. 3. S. 6 ff. In Vorstehendem haben wir unter Nr. 1 die Einladung Schiller's an die bedeutendsten Schriftsteller Deutschlands zur Theilnahme, wie diese Anzeige im Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe Th. 1. S. 2 ff. abgedruckt ist. Die zweite Nummer ist die Benachrichtigung an das Publikum, wie sie unter andern vor dem ersten Stücke des ersten Jahrgangs der Horen abgedruckt steht. Schiller verwandte auf diese Anzeige großen Fleiß. „Das Avertissement," schreibt er am 9. December 1794 an Goethe, „habe ich heute zu meiner großen Erleichterung geendigt, und es wird dem Intelligenzblatt der Allg. Literatur-Zeitung beigeschlossen werden.

Philosophisch-Aesthetisches.

Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen.

(1792.)

Taschenausgabe B. 11. S. 434 nach den Worten: „die ganz verschiedenen Felder des Rührenden und des Schönen



Vom Erhabenen.

(Zur weitern Ausführung einiger Kant'schen Ideen.)

(1793.)

Die meisterhafte Abhandlung, welche Schiller zunächst nach dem Aufsatz über die tragische Kunst schrieb, nämlich die Schrift: **Ueber Anmuth und Würde** (s. Taschenausg. B. 11. S. 429 ff. und Schiller's Leben Th. 2. S. 311 ff.) bietet gar keine Varianten dar, und so werden wir denn sogleich zu dem nächsten Aufsatz im dritten und vierten Bande der Neuen Thalia: „Vom Erhabenen" hinübergeführt, von welcher unvollendet gebliebenen Darstellung (denn am Ende desselben in der Thalia steht: **die Fortsetzung folgt**) der Aufsatz in Schiller's Werken: **Ueber das Pathetische** (s. Taschenausg. B. 11. S. 596 ff.) nur der letzte Abschnitt ist. Den ganzen erstern Theil des Gesammtaufsatzes hat Schiller, als er im Jahre 1801 die Abhandlung in seine „**kleinern prosaischen Schriften**" aufnahm, weggelassen.

Dieser ganze erste Abschnitt, welchen zuerst Döring in seiner Nachlese abdrucken ließ, folgt hier unten. Er ist von der höchsten Wichtigkeit, und kann durch Schiller's spätern Aufsatz: **Ueber das Erhabene**, welcher einen ganz andern Zweck und Inhalt hat, durchaus nicht ersetzt werden (s. Schiller's Leben Th. 2. S. 325 ff. und Th. 5. S. 37 ff.).

Erhaben nennen wir ein Objekt, bei dessen Vorstellung unsere sinnliche Natur ihre Schranken, unsere vernünftige Natur aber ihre Ueberlegenheit, ihre Freiheit von Schranken fühlt; gegen das wir also physisch den Kürzern ziehen, über welches wir uns aber moralisch, d. i. durch Ideen, erheben.

Nur als Sinnenwesen sind wir abhängig, als Vernunftwesen sind wir frei.

Der erhabene Gegenstand gibt uns erstlich: als Naturwesen unsere Abhängigkeit zu empfinden, indem er uns zweitens mit der Unabhängigkeit bekannt macht, die wir als Vernunftwesen über die Natur sowohl in uns als außer uns behaupten.

Wir sind abhängig, in so fern etwas außer uns den Grund enthält, warum etwas in uns möglich wird.

So lange die Natur außer uns den Bedingungen conform ist, unter welchen etwas in uns möglich wird, so lange können wir unsere Abhängigkeit nicht fühlen. Sollen wir uns derselben bewußt werden, so muß die Natur mit dem, was uns Bedürfniß und doch nur durch ihre Mitwirkung möglich ist, als streitend vorgestellt werden, oder, was eben so viel sagt, sie muß sich mit unsern Trieben im Widerspruch befinden.

Nun lassen sich alle Triebe, die in uns als Sinnenwesen wirksam sind, auf zwei Grundtriebe zurückführen. Erstlich besitzen wir einen Trieb, unsern Zustand zu verändern, unsere Existenz zu äußern, wirksam zu seyn, welches Alles darauf hinausläuft, uns Vorstellungen zu erwerben, also Vorstellungstrieb, Erkenntnißtrieb heißen kann. Zweitens besitzen wir einen Trieb, unsern Zustand zu erhalten, unsere Existenz fortzusetzen, welches Trieb der Selbsterhaltung genannt wird.

Der Vorstellungstrieb geht auf Erkenntniß, der Selbsterhaltungstrieb auf Gefühle, also auf innere Wahrnehmungen der Existenz.

Wir stehen also durch diese zweierlei Triebe in zwiefacher Abhängigkeit von der Natur. Die erste wird uns fühlbar, wenn es die Natur an den Bedingungen fehlen läßt, unter welchen wir zu Erkenntnissen gelangen; die zweite wird uns fühlbar, wenn sie den Bedingungen widerspricht, unter welchen

es uns möglich ist, unsere Existenz fortzusetzen. Eben so behaupten wir durch unsere Vernunft eine zwiefache Unabhängigkeit von der Natur; erstlich: indem wir (im Theoretischen) über Naturbedingungen hinausgehen, und uns mehr denken können, als wir erkennen; zweitens: indem wir (im Praktischen) uns über Naturbedingungen hinwegsetzen und durch unsern Willen unsrer Begierde widersprechen können. Ein Gegenstand, bei dessen Wahrnehmung wir das Erste erfahren, ist theoretisch-groß, ein Erhabenes der Erkenntniß; ein Gegenstand, der uns die Unabhängigkeit unsers Willens zu empfinden gibt, ist praktisch-groß, ein Erhabenes der Gesinnung.

Bei dem Theoretisch-Erhabenen steht die Natur, als Objekt der Erkenntniß, im Widerspruch mit dem Vorstellungstriebe. Bei dem Praktisch-Erhabenen steht sie, als Objekt der Empfindung, im Widerspruch mit dem Erhaltungstriebe. Dort wurde sie bloß als ein Gegenstand betrachtet, der unsere Erkenntniß erweitern sollte; hier wird sie als eine Macht vorgestellt, die unsern eigenen Zustand bestimmen kann. Kant nennt daher das Praktisch-Erhabene das Erhabene der Macht, oder das Dynamisch-Erhabene, im Gegensatz von dem Mathematisch-Erhabenen. Weil aber aus den Begriffen dynamisch und mathematisch gar nicht erhellen kann, ob die Sphäre des Erhabenen durch diese Eintheilung erschöpft sey oder nicht, so habe ich die Eintheilung in das Theoretisch- und Praktisch-Erhabene vorgezogen.

Auf was Art wir in Erkenntnissen von Naturbedingungen abhängig sind, und dieser Abhängigkeit uns bewußt werden, wird bei Entwickelung des Theoretisch-Erhabenen hinreichend ausgeführt werden.

Daß unsere Existenz, als Sinnenwesen, von Naturbedingungen außer uns abhängig gemacht ist, wird wohl kaum eines eigenen Beweises bedürfen. Sobald die Natur außer uns das bestimmte Verhältniß zu uns ändert, auf welches unser physischer Wohlstand gegründet ist, so wird auch sogleich unsere Existenz in der Sinnenwelt, die an diesem physischen Wohlstande haftet, angefochten und in Gefahr gesetzt. Die Natur hat also die Bedingungen in ihrer Gewalt, unter denen wir existiren, und damit wir dieses zu unserm Daseyn so unentbehrliche Naturverhältniß in Acht nehmen sollten, so ist unserm physischen Leben an dem Selbsterhaltungstriebe ein wachsamer Hüter, diesem Triebe aber an dem Schmerze ein Warner gegeben worden. Sobald daher unser physischer Zustand eine Veränderung erleidet, die ihn zu seinem Gegentheil zu bestimmen droht, so erinnert der Schmerz an die Gefahr, und der Trieb der Selbsterhaltung wird durch ihn zum Widerstand aufgefordert.

Ist die Gefahr von der Art, daß unser Widerstand vergeblich seyn würde, so muß Furcht entstehen. Ein Objekt also, dessen Existenz den Bedingungen der unsrigen widerstreitet, ist, wenn wir uns ihm an Macht nicht gewachsen fühlen, ein Gegenstand der Furcht, furchtbar.

Aber es ist nur furchtbar für uns als Sinnenwesen, denn nur als solche hängen wir ab von der Natur. Dasjenige in uns, was nicht Natur, was dem Naturgesetz nicht unterworfen ist, hat von der Natur außer uns, als Macht betrachtet, nichts zu befahren. Die Natur, vorgestellt als eine Macht, die zwar unsern physischen Zustand bestimmen kann, aber auf unsern Willen keine Gewalt hat, ist dynamisch oder praktisch erhaben.

Das Praktisch-Erhabene unterscheidet sich also darin von dem Theoretisch-Erhabenen, daß es den Bedingungen unserer

Existenz, dieses nur den Bedingungen der Erkenntniß widerstreitet. Theoretisch-erhaben ist ein Gegenstand, in so ferner die Vorstellung der Unendlichkeit mit sich führt, deren Darstellung sich die Einbildungskraft nicht gewachsen fühlt. Praktisch-erhaben ist ein Gegenstand, in so fern er die Vorstellung einer Gefahr mit sich führt, welche zu besiegen sich unsere physische Kraft nicht vermögend fühlt. Wir erliegen an dem Versuch, uns von dem ersten eine Vorstellung zu machen. Wir erliegen an dem Versuch, uns der Gewalt des zweiten zu widersetzen. Ein Beispiel des ersten ist der Ocean in Ruhe, der Ocean im Sturm ein Beispiel des zweiten. Ein ungeheuer hoher Thurm oder Berg kann ein Erhabenes der Erkenntniß abgeben. Bückt er sich zu uns herab, so wird er sich in ein Erhabenes der Gesinnung verwandeln. Beide haben aber wieder das mit einander gemein, daß sie gerade durch ihren Widerspruch mit den Bedingungen unsers Daseyns und Wirkens diejenige Kraft in uns aufdecken, die an keine dieser Bedingungen sich gebunden fühlt; eine Kraft also, die einerseits sich mehr denken kann, als der Sinn faßt, und die andererseits für ihre Unabhängigkeit nichts fürchtet, und in ihren Aeußerungen keine Gewalt erleidet, wenn auch ihr sinnlicher Gefährte unter der furchtbaren Naturmacht erliegen sollte.

Ob aber gleich beide Arten des Erhabenen ein gleiches Verhältniß zu unserer Vernunftkraft haben, so stehen sie doch in einem ganz verschiedenen Verhältniß zu unserer Sinnlichkeit, welches einen wichtigen Unterschied sowohl der Stärke als des Interesses zwischen ihnen begründet.

Das Theoretisch-Erhabene widerspricht dem Vorstellungstrieb, das Praktisch-Erhabene dem Erhaltungstrieb. Bei dem Ersten wird nur eine einzelne Aeußerung der sinnlichen Vorstellungskraft, bei dem Zweiten aber wird der letzte

Grund aller möglichen Aeußerungen desselben, nämlich die Existenz, angefochten.

Nun ist zwar jedes mißlingende Bestreben nach Erkenntniß mit Unlust verbunden, weil einem thätigen Trieb dadurch widersprochen wird. Aber bis zum Schmerz kann diese Unlust nie steigen, so lange wir unsere Existenz von dem Gelingen oder Mißlingen einer solchen Erkenntniß unabhängig wissen, und unsere Selbstachtung nicht dabei leidet.

Ein Gegenstand aber, der den Bedingungen unseres Daseyns widerstreitet, der in der unmittelbaren Empfindung Schmerz erregen würde, erregt in der Vorstellung Schrecken; denn die Natur mußte zu Erhaltung der Kraft selbst ganz andere Anstalten treffen, als sie zu Unterhaltung der Thätigkeit nöthig fand. Unsere Sinnlichkeit ist also bei dem furchtbaren Gegenstand ganz anders interessirt als bei dem unendlichen; denn der Trieb der Selbsterhaltung erhebt eine viel lautere Stimme als der Vorstellungstrieb. Es ist etwas ganz Anderes, ob wir um den Besitz einer einzelnen Vorstellung, oder ob wir um den Grund aller möglichen Vorstellungen, unsere Existenz in der Sinnenwelt, ob wir für das Daseyn selbst oder für eine einzelne Aeußerung desselben zu fürchten haben.

Eben deßwegen aber, weil der furchtbare Gegenstand unsere sinnliche Natur gewaltsamer angreift als der unendliche, so wird auch der Abstand zwischen dem sinnlichen und übersinnlichen Vermögen dabei um so lebhafter gefühlt, so wird die Ueberlegenheit der Vernunft und die innere Freiheit des Gemüths desto hervorstechender. Da nun das ganze Wesen des Erhabenen auf dem Bewußtseyn dieser unserer Vernunftfreiheit beruht, und alle Lust am Erhabenen gerade nur auf dieses Bewußtseyn sich gründet, so folgt von

selbst (was auch die Erfahrung lehrt), daß das Furchtbare in der ästhetischen Vorstellung lebhafter und angenehmer rühren müsse, als das Unendliche, und daß also das Praktisch-Erhabene, der Stärke der Empfindung nach, einen sehr großen Vorzug vor dem Theoretischen voraus habe.

Das Theoretisch-Große erweitert eigentlich nur unsere Sphäre, das Praktisch-Große, das Dynamisch-Erhabene unsere Kraft. — Unsere wahre und vollkommene Unabhängigkeit von der Natur erfahren wir eigentlich nur durch das Letztere; denn es ist ganz etwas Anderes, in der bloßen Handlung des Vorstellens und in seinem ganzen innern Daseyn sich von Naturbedingungen unabhängig fühlen, als sich über das Schicksal, über alle Zufälle, über die ganze Naturnothwendigkeit hinweggesetzt und erhaben fühlen. Nichts liegt dem Menschen als Sinnenwesen näher an, als die Sorge für seine Existenz, und keine Abhängigkeit ist ihm drückender als diese, die Natur als diejenige Macht zu betrachten, die über sein Daseyn zu gebieten hat. Und von dieser Abhängigkeit fühlt er sich frei bei Betrachtung des Praktisch-Erhabenen.

„Die unwiderstehliche Macht der Natur," sagt Kant, „gibt uns, als Sinnenwesen betrachtet, zwar unsere Ohnmacht zu erkennen, aber entdeckt zugleich in uns ein Vermögen, uns als von ihr unabhängig zu beurtheilen, und eine Ueberlegenheit über die Natur, worauf sich eine Selbsterhaltung von ganz anderer Art gründet, als diejenige ist, die von der Natur außer uns angefochten und in Gefahr gebracht werden kann — dabei die Menschheit in unserer Person unerniedrigt bleibt, obgleich der Mensch jener Gewalt unterliegen müßte. Auf solche Weise — fährt er fort — wird die furchtbare Macht der Natur ästhetisch von uns als erhaben beurtheilt, weil sie unsere Kraft, die nicht Natur ist, in uns aufruft,

um alles dasjenige, wofür wir als Sinnenwesen besorgt sind, Güter, Gesundheit und Leben als klein anzusehen, und deßwegen auch jene Macht der Natur — der wir in Ansehung dieser Güter allerdings unterworfen sind — für uns und unsere Persönlichkeit dennoch als keine Gewalt zu betrachten, unter die wir uns zu beugen hätten, wenn es auf unsere höchsten Grundsätze und deren Behauptung oder Verlassung ankäme. Also — endigt er — heißt die Natur hier erhaben, weil sie die Einbildungskraft zu Darstellung derjenigen Fälle erhebt, in denen das Gemüth sich die eigene Erhabenheit seiner Bestimmung fühlbar machen kann.

Diese Erhabenheit unserer Vernunftbestimmung, diese unsere praktische Unabhängigkeit von der Natur, muß von derjenigen Ueberlegenheit wohl unterschieden werden, die wir entweder durch unsere körperlichen Kräfte oder durch unsern Verstand über sie, als Macht, in einzelnen Fällen zu behaupten wissen, und welche zwar auch etwas Großes, aber gar nichts Erhabenes an sich hat. Ein Mensch z. B., der mit einem wilden Thiere streitet und es durch die Stärke seines Armes oder auch durch List überwindet; ein reißender Strom, wie der Nil, dessen Macht durch Dämme gebrochen wird, und den der menschliche Verstand aus einem schädlichen Gegenstand sogar in einen nützlichen verwandelt, indem er seinen Ueberfluß in Kanälen auffängt und dürre Felder damit wässert; ein Schiff auf dem Meere, das durch seine künstliche Einrichtung im Stande ist, allem Ungestüm des wilden Elements zu trotzen: kurz, alle diejenigen Fälle, wo der Mensch durch seinen erfinderischen Verstand die Natur auch da, wo sie ihm als Macht überlegen und zu seinem Untergang gewaffnet ist, gezwungen hat, ihm zu gehorchen und seinen Zwecken zu dienen — alle diese Fälle, sage ich, erwecken kein



Gefühl des Erhabenen, ob sie gleich etwas Analoges damit haben, und deßwegen auch in der ästhetischen Beurtheilung gefallen. Warum sind sie aber nicht erhaben, da sie doch die Ueberlegenheit des Menschen über die Natur vorstellig machen?

Wir müssen hier zum Begriff des Erhabenen zurückgehen, worin sich der Grund leicht entdecken lassen wird. Zufolge dieses Begriffs ist nur derjenige Gegenstand, gegen den wir als Naturwesen erliegen, von dem wir uns aber als Vernunftwesen, als nicht zur Natur gehörige Wesen, absolut unabhängig fühlen, erhaben. Alle natürlichen Mittel also, die der Mensch anwendet, um der Naturmacht zu widerstehen, sind durch diesen Begriff des Erhabenen ausgeschlossen; denn dieser Begriff verlangt schlechterdings, daß wir dem Gegenstande als Naturwesen nicht gewachsen seyn sollen, daß wir uns aber durch das, was in uns nicht Natur ist (und dieß ist nichts anderes als reine Vernunft) als von ihm unabhängig fühlen sollen. Nun sind aber alle jene angeführten Mittel, durch welche der Mensch der Natur überlegen wird (Geschicklichkeit, List und physische Stärke), aus der Natur genommen, kommen ihm also als Naturwesen zu; er widersteht also diesen Gegenständen nicht als Intelligenz, sondern als Sinnenwesen, nicht moralisch durch seine innere Freiheit, sondern physisch durch Anwendung natürlicher Kräfte. Er unterliegt auch deßwegen diesen Gegenständen nicht, sondern er ist ihnen schon als Sinnenwesen überlegen. Wo er aber mit seinen physischen Kräften ausreicht, da ist nichts da, was ihn nöthigen könnte, zu seinem intelligenten Selbst, zu der innern Selbstthätigkeit seiner Vernunftkräfte, seine Zuflucht zu nehmen.

Zum Gefühl des Erhabenen wird also schlechterdings

erfordert, daß wir uns von jedem physischen Widerstehungsmittel völlig verlassen sehen, und in unserem nichtphysischen Selbst dagegen Hülfe suchen. Furchtbar muß also ein solcher Gegenstand für unsere Sinnlichkeit seyn, und das ist er nicht mehr, sobald wir uns ihm durch natürliche Kräfte gewachsen fühlen.

Auch wird dieses von der Erfahrung bestätigt. Die mächtigste Naturkraft ist in eben dem Grade weniger erhaben, als sie von dem Menschen gebändigt erscheint, und sie wird wieder schnell erhaben, sobald sie die Kunst des Menschen zu Schanden macht. Ein Pferd, das noch frei und ungebändigt in den Wäldern herum läuft, ist uns, als eine uns überlegene Naturkraft, furchtbar, und kann einen Gegenstand für eine erhabene Schilderung abgeben. Eben dieses Pferd, gezähmt, an das Joch oder vor den Wagen gespannt, verliert seine Furchtbarkeit, und mit ihr auch alles Erhabene. Zerreißt aber dieses gebändigte Pferd seine Zügel, bäumt es sich entrüstet unter seinem Reiter, gibt es sich seine Freiheit gewaltsam wieder, so ist seine Furchtbarkeit wieder da, und es wird aufs Neue erhaben.

Die physische Ueberlegenheit des Menschen über die Naturkräfte ist also so wenig ein Grund des Erhabenen, daß sie fast überall, wo sie angetroffen wird, die Erhabenheit des Gegenstandes schwächt und ganz vernichtet. Zwar können wir uns mit merklichem Vergnügen bei der Betrachtung der menschlichen Geschicklichkeit verweilen, die sich die wildesten Naturkräfte zu unterwerfen gewußt hat; aber die Quelle dieses Vergnügens ist logisch, und nicht ästhetisch; es ist eine Wirkung des Nachdenkens, und wird nicht durch unmittelbare Vorstellung eingeflößt.

Praktisch-erhaben ist also die Natur nirgends, als wo

sie furchtbar ist. Aber nun entsteht die Frage: Ist dieß auch umgekehrt so? Ist sie überall, wo sie furchtbar ist, auch praktisch-erhaben?

Hier müssen wir abermals zum Begriff des Erhabenen zurückgehen. So ein wesentliches Erforderniß es dazu ist, daß wir uns als Sinnenwesen von dem Gegenstande abhängig fühlen, so wesentlich gehört auf der andern Seite dazu, daß wir uns als Vernunftwesen von demselben unabhängig fühlen. Wo das Erste nicht ist, wo der Gegenstand gar nichts Furchtbares für unsere Sinnlichkeit hat, da ist keine Erhabenheit möglich. Wo das Zweite fehlt, wo er bloß furchtbar ist, wo wir uns ihm als Vernunftwesen nicht überlegen fühlen, da ist sie eben so wenig möglich.

Innere Gemüthsfreiheit gehört schlechterdings dazu, um das Furchtbare erhaben zu finden und Wohlgefallen daran zu haben; denn es kann ja bloß dadurch erhaben seyn, daß es unsere Unabhängigkeit, unsere Gemüthsfreiheit zu empfinden gibt. Nun hebt aber die wirkliche und ernstliche Furcht alle Gemüthsfreiheit auf.

Das erhabene Objekt muß also zwar furchtbar seyn, aber wirkliche Furcht darf es nicht erregen. Furcht ist ein Zustand des Leidens und der Gewalt; das Erhabene kann allein in der freien Betrachtung und durch das Gefühl innerer Thätigkeit gefallen. Entweder darf also das furchtbare Objekt seine Macht gar nicht gegen uns richten, oder, wenn dieß geschieht, so muß unser Geist frei bleiben, indem unsere Sinnlichkeit überwältigt wird. Dieser letztere Fall ist aber höchst selten und erfordert eine Erhebung der menschlichen Natur, die kaum in einem Subjekte als möglich gedacht werden kann. Denn da, wo wir uns wirklich in Gefahr befinden, wo wir selbst der Gegenstand einer

feindseligen Naturmacht sind, da ist es um die ästhetische Beurtheilung geschehen. So erhaben ein Meersturm, vom Ufer aus betrachtet, seyn mag, so wenig mögen die, welche auf dem Schiffe sich befinden, das von demselben zertrümmert wird, aufgelegt seyn, dieses ästhetische Urtheil darüber zu fällen.

Wir haben es also bloß mit dem ersten Fall zu thun, wo das furchtbare Objekt uns zwar seine Macht sehen läßt, aber sie nicht gegen uns richtet, wo wir uns vor demselben sicher wissen. Wir versetzen uns alsdann bloß in der Einbildung in den Fall, wo diese Macht uns selbst treffen könnte, und aller Widerstand vergeblich seyn würde. Das Schreckliche ist also bloß in der Vorstellung. Aber auch schon die bloße Vorstellung der Gefahr bringt, wenn sie einigermaßen lebhaft ist, den Erhaltungstrieb in Bewegung, und es erfolgt etwas dem Analoges, was die wirkliche Empfindung hervorbringen würde. Ein Schauer ergreift uns, ein Gefühl von Bangigkeit regt sich, unsere Sinnlichkeit wird empört. Und ohne diesen Anfang des wirklichen Leidens, ohne diesen ernstlichen Angriff auf unsere Existenz würden wir bloß mit dem Gegenstande spielen; und es muß Ernst seyn, wenigstens in der Empfindung, wenn die Vernunft zur Idee ihrer Freiheit ihre Zuflucht nehmen soll. Auch kann das Bewußtseyn unserer innern Freiheit nur in so fern einen Werth haben und Etwas gelten, als es damit Ernst ist; es kann aber nicht damit Ernst seyn, wenn wir mit der Vorstellung der Gefahr bloß spielen.

Ich habe gesagt, daß wir uns in Sicherheit befinden müssen, wenn das Furchtbare uns gefallen soll. Nun gibt es aber Unglücksfälle und Gefahren, vor denen sich der Mensch niemals sicher wissen kann, und die in der Vorstellung doch



erhaben seyn können, und es auch wirklich sind. Der Begriff der Sicherheit kann also nicht darauf eingeschränkt werden, daß man sich der Gefahr physisch entzogen weiß, wie z. B. wenn man von einem hohen und wohlbefestigten Geländer in eine große Tiefe, oder von einer Anhöhe auf die stürmende See hinab sieht. Hier freilich gründet sich die Furchtlosigkeit auf die Ueberzeugung von der Unmöglichkeit, daß man getroffen werden kann. Aber worauf wollte man seine Sicherheit vor dem Schicksal, vor der allgegenwärtigen Macht der Gottheit, vor schmerzhaften Krankheiten, vor empfindlichen Verlusten, vor dem Tode gründen? Hier ist gar kein physischer Grund der Beruhigung vorhanden; und wenn wir uns das Schicksal in seiner Furchtbarkeit denken, so müssen wir uns zugleich sagen, daß wir derselben nichts weniger als entzogen sind.

Es gibt also einen zwiefachen Grund der Sicherheit. Vor solchen Uebeln, denen zu entfliehen in unserem physischen Vermögen steht, können wir äußere physische Sicherheit haben; vor solchen Uebeln aber, denen wir auf natürlichem Wege nicht zu widerstehen, noch auszuweichen im Stande sind, können wir bloß innere oder moralische Sicherheit haben. Dieser Unterschied ist, besonders in Beziehung auf das Erhabene, wichtig.

Die physische Sicherheit ist ein unmittelbarer Beruhigungsgrund für unsere Sinnlichkeit ohne alle Beziehung auf unseren innern oder moralischen Zustand. Es wird daher auch gar nichts dazu erfordert, ein Objekt ohne Furcht zu betrachten, vor welchem man sich in dieser physischen Sicherheit befindet. Daher bemerkt man auch unter den Menschen eine bei weitem größere Einstimmigkeit der Urtheile über das Erhabene solcher Objekte, deren Anblick mit dieser physischen Sicherheit verbunden ist, als derjenigen, vor denen man nur moralische Sicherheit hat. Die Ursache ist in die Augen

fallend. Physische Sicherheit kommt Jedem auf gleiche Art zu gut; moralische hingegen setzt einen Gemüthszustand voraus, der nicht in allen Subjekten sich findet. Aber weil diese physische Sicherheit bloß für die Sinnlichkeit gilt, so hat sie für sich selbst nichts, was der Vernunft gefallen könnte, und ihr Einfluß ist bloß negativ, indem sie bloß verhindert, daß der Selbsterhaltungstrieb nicht aufgeschreckt und die Gemüthsfreiheit aufgehoben wird.

Ganz anders ist es mit der innern oder moralischen Sicherheit. Diese ist zwar auch ein Beruhigungsgrund für die Sinnlichkeit (sonst wäre sie selbst erhaben), aber sie ist es nur mittelbar durch Ideen der Vernunft.

Wir sehen das Furchtbare ohne Furcht an, weil wir uns der Macht desselben über uns, als Naturwesen, entweder durch das Bewußtseyn unserer Unschuld oder durch den Gedanken an die Unzerstörbarkeit unsers Wesens entzogen fühlen. Diese moralische Sicherheit postulirt also, wie wir sehen, Religionsideen, denn nur die Religion, nicht aber die Moral, stellt Beruhigungsgründe für unsere Sinnlichkeit auf. Die Moral verfolgt die Vorschrift der Vernunft unerbittlich und ohne alle Rücksicht auf das Interesse unserer Sinnlichkeit; die Religion aber ist es, die zwischen den Forderungen der Vernunft und dem Anliegen der Sinnlichkeit eine Aussöhnung, eine Uebereinkunft zu stiften sucht. Zur moralischen Sicherheit reicht es also gar nicht hin, daß wir eine moralische Gesinnung besitzen, sondern es wird noch dazu erfordert, daß wir die Natur in Einstimmung mit dem Moralgesetz, oder was hier einerlei ist, daß wir sie uns unter dem Einfluß eines reinen Vernunftwesens denken. Der Tod z. B. ist ein solcher Gegenstand, vor dem wir nur moralische Sicherheit haben.

Die lebhafte Vorstellung aller Schrecknisse des Todes, verbunden mit der Gewißheit, ihm nicht entfliehen zu können, würde es den meisten Menschen, weil die meisten doch weit mehr Sinnenwesen als Vernunftwesen sind, durchaus unmöglich machen, mit dieser Vorstellung so viel Ruhe zu verbinden, als zu einem ästhetischen Urtheil erfordert wird — wenn nicht der Vernunftglaube an eine Unsterblichkeit, auch noch selbst für die Sinnlichkeit, eine leidliche Auskunft wüßte.

Aber man muß dieß nicht so verstehen, als ob die Vorstellung des Todes, wenn sie mit Erhabenheit verbunden ist, diese Erhabenheit durch die Idee der Unsterblichkeit erhielte. — Nichts weniger! — Die Idee der Unsterblichkeit, so wie ich sie hier annehme, ist ein Beruhigungsgrund für unsern Trieb nach Fortdauer, also für unsere Sinnlichkeit, und ich muß einmal für allemal bemerken, daß bei Allem, was einen erhabenen Eindruck machen soll, die Sinnlichkeit mit ihren Forderungen schlechterdings abgewiesen worden seyn, und aller Beruhigungsgrund nur in der Vernunft zu suchen seyn müsse. Diejenige Idee der Unsterblichkeit also, wobei die Sinnlichkeit gewissermaßen noch ihre Rechnung findet (wie sie in allen positiven Religionen aufgestellt ist), kann gar nichts dazu beitragen, die Vorstellung des Todes zu einem erhabenen Gegenstand zu machen. Vielmehr muß diese Idee nur gleichsam im Hintergrunde stehen, um bloß der Sinnlichkeit zu Hülfe zu kommen, wenn diese sich allen Schrecknissen der Zernichtung trost- und wehrlos bloßgestellt fühlte, und unter diesem heftigen Angriff zu erliegen drohte. Wird diese Idee der Unsterblichkeit aber die herrschende im Gemüth, so verliert der Tod das Furchtbare, und das Erhabene verschwindet. Die Gottheit, vorgestellt in ihrer

Allwissenheit, die alle Krümmungen des menschlichen Herzens durchleuchtet, in ihrer Heiligkeit, die keine unreine Regung duldet, und in ihrer Macht, die unser physisches Schicksal in ihrer Gewalt hat, ist eine furchtbare Vorstellung und kann deßhalb zu einer erhabenen Vorstellung werden. Vor den Wirkungen dieser Macht können wir keine physische Sicherheit haben, weil es uns gleich unmöglich ist, derselben auszuweichen und Widerstand zu thun. Also bleibt uns nur moralische Sicherheit übrig, die wir auf die Gerechtigkeit dieses Wesens und auf unsere Unschuld gründen. Wir sehen die schreckhaften Erscheinungen, durch welche sie ihre Macht zu erkennen gibt, ohne Schrecken an, weil das Bewußtseyn unserer Schuldlosigkeit uns davor sicher stellt. Diese moralische Sicherheit macht es uns möglich, bei der Vorstellung dieser gränzenlosen, unwiderstehlichen und allgegenwärtigen Macht unsere Gemüthsfreiheit nicht völlig zu verlieren, denn wo diese dahin ist, da ist das Gemüth zu keiner ästhetischen Beurtheilung aufgelegt. Sie kann aber die Ursache des Erhabenen nicht seyn, weil dieses Gefühl der Sicherheit, ob es gleich auf moralischen Gründen beruht, doch zuletzt nur einen Beruhigungsgrund für die Sinnlichkeit abgibt, und den Trieb der Selbsterhaltung befriedigt, das Erhabene aber niemals auf Befriedigung unserer Triebe sich gründet. Soll die Vorstellung der Gottheit praktisch (dynamisch) erhaben werden, so dürfen wir das Gefühl unserer Sicherheit nicht auf unser Daseyn, sondern auf unsere Grundsätze beziehen. Es muß uns gleichgültig seyn, wie wir als Naturwesen dabei fahren, wenn wir uns nur als Intelligenzen von den Wirkungen ihrer Macht unabhängig fühlen. Wir fühlen uns aber als Vernunftwesen selbst von der Allmacht unabhängig, insofern selbst die Allmacht

unsere Autonomie nicht aufheben, unsern Willen nicht gegen unsere Grundsätze bestimmen kann. Nur insofern also, als wir der Gottheit allen Natureinfluß auf unsere Willensbestimmungen absprechen, ist die Vorstellung ihrer Macht dynamisch-erhaben.

In seinen Willensbestimmungen sich von der Gottheit unabhängig fühlen, heißt aber nichts Anderes, als sich bewußt seyn, daß die Gottheit nie als eine Macht auf unsern Willen wirken könne. Weil aber der reine Wille jederzeit mit dem Willen der Gottheit coincidiren muß, so kann der Fall nie eintreten, daß wir uns aus reiner Vernunft gegen den Willen der Gottheit bestimmen. Wir sprechen ihr also insofern bloß den Einfluß auf unsern Willen ab, als wir uns bewußt sind, daß sie durch nichts anderes, als durch ihre Einstimmigkeit mit dem reinen Vernunftgesetz in uns, also nicht durch Autorität, nicht durch Belohnung oder Strafe, nicht durch Hinsicht auf ihre Macht in unsere Willensbestimmungen einfließen könne. Unsere Vernunft verehrt in der Gottheit nichts als ihre Heiligkeit und fürchtet auch nichts von ihr als ihre Mißbilligung — und auch diese nur insofern, als sie in der göttlichen Vernunft ihre eigenen Gesetze erkennt. Es steht aber nicht in der göttlichen Willkür, unsere Gesinnungen zu mißbilligen oder zu billigen, sondern das wird durch unser Betragen bestimmt. In dem einzigen Falle also, wo die Gottheit für uns furchtbar werden könnte, nämlich in ihrer Mißbilligung, hängen wir nicht von ihr ab. Die Gottheit also, vorgestellt als eine Macht, die unsere Existenz zwar aufheben, aber so lange wir diese Existenz noch haben, auf die Handlungen unserer Vernunft keinen Einfluß äußern kann, ist dynamisch-erhaben — und auch nur diejenige

Religion, welche uns diese Vorstellung von der Gottheit gibt, trägt das Siegel der Erhabenheit in sich. [1]

Der Gegenstand des Praktisch-Erhabenen muß für die Sinnlichkeit furchtbar seyn; unserem physischen Zustand muß ein Uebel drohen, und die Vorstellung der Gefahr muß den Selbsterhaltungstrieb in Bewegung setzen.

Unser intelligibles Selbst, dasjenige in uns, was nicht Natur ist, muß sich bei jener Affektion des Erhaltungstriebs von dem sinnlichen Theil unsers Wesens unterscheiden,

[1] Anmerkung Schiller's. „Wider diese Auflösung des Begriffs vom Dynamisch-Erhabenen," sagt Kant, „scheint zu streiten, daß wir Gott im Ungewitter, Erdbeben u. s. f. als eine zürnende Macht und dennoch als erhaben vorzustellen pflegen, wobei es von unserer Seite Thorheit sowohl als Frevel seyn würde, uns eine Ueberlegenheit des Gemüths über die Wirkungen einer solchen Macht einzubilden. Hier scheint kein Gefühl der Erhabenheit unserer eigenen Natur, sondern vielmehr Niedergeschlagenheit und Unterwerfung die Gemüthsstimmung zu seyn, die sich für die Erscheinung eines solchen Gegenstandes schickt. In der Religion überhaupt scheint Niederwerfen, Anbetung mit zerknirschten angstvollen Gebärden das einzig schickliche Benehmen in Gegenwart der Gottheit zu seyn, welches daher auch die meisten Völker angenommen haben. Aber" — fährt er fort — „diese Gemüthsstimmung ist mit der Idee der Erhabenheit einer Religion bei weitem nicht so nothwendig verbunden. Der Mensch, der sich seiner Schuld bewußt ist, und also Ursache hat, sich zu fürchten, ist in gar keiner Gemüthsstimmung, um die göttliche Größe zu bewundern — nur alsdann, wenn sein Gewissen rein ist, dienen jene Wirkungen der göttlichen Macht dazu, ihm eine erhabene Idee von der Gottheit zu geben, sofern er durch das Gefühl seiner eigenen erhabenen Gesinnung über die Furcht vor den Wirkungen dieser Macht erhoben wird. Er hat Ehrfurcht, nicht Furcht, vor der Gottheit, da hingegen die Superstition bloße Furcht und Angst vor der Gottheit fühlt, ohne sie hochzuschätzen, woraus nie eine Religion des guten Wandels, bloß Gunstbewerbung und Einschmeichlung entstehen kann." (Kants Kritik der ästhetischen Urtheilskraft. Analytik des Erhabenen.)

und seiner Selbstständigkeit, seiner Unabhängigkeit von allem, was die physische Natur treffen kann, kurz seiner Freiheit sich bewußt werden.

Diese Freiheit ist aber schlechterdings nur moralisch, nicht physisch. Nicht durch unsere natürlichen Kräfte, nicht durch unsern Verstand, nicht als Sinnenwesen, dürfen wir uns dem furchtbaren Gegenstand überlegen fühlen; denn da würde unsere Sicherheit immer nur durch physische Ursachen, also empirisch, bedingt seyn, und also immer noch eine Abhängigkeit von der Natur übrig bleiben. Es muß uns vielmehr völlig gleichgültig seyn, wie wir als Sinnenwesen dabei fahren, und bloß darin muß unsere Freiheit bestehen, daß wir unsern physischen Zustand, der durch die Natur bestimmt werden kann, gar nicht zu unserm Selbst rechnen, sondern als etwas Auswärtiges und Fremdes betrachten, was auf unsere moralische Person keinen Einfluß hat.

Groß ist, wer das Furchtbare überwindet, erhaben ist, wer es, auch selbst unterliegend, nicht fürchtet.

Hannibal war theoretisch-groß, da er sich über die unwegsamen Alpen den Durchgang nach Italien bahnte; praktisch-groß oder erhaben war er nur im Unglück.

Groß war Herkules, da er seine zwölf Arbeiten unternahm und beendigte.

Erhaben war Prometheus, da er, am Kaukasus angeschmiedet, seine That nicht bereute, und sein Unrecht nicht eingestand.

Groß kann man sich im Glück, erhaben nur im Unglück zeigen.

Praktisch-erhaben ist also jeder Gegenstand, der uns zwar unsere Ohnmacht, als Naturwesen, zu bemerken gibt — zugleich aber ein Widerstehungsvermögen von ganz anderer

Art in uns aufdeckt, welches zwar von unserer physischen Existenz die Gefahr nicht entfernt, aber (was unendlich mehr ist) unsere physische Existenz selbst von unserer Persönlichkeit absondert. Es ist also keine materiale und bloß einen einzelnen Fall betreffende, sondern eine idealische, und über alle möglichen Fälle sich erstreckende Sicherheit, deren wir uns bei Vorstellung des Erhabenen bewußt werden. Dieses gründet sich also ganz und gar nicht auf Ueberwindung oder Aufhebung einer uns drohenden Gefahr, sondern auf Wegräumung der letztern Bedingung, unter der es allein Gefahr für uns geben kann, indem es uns den sinnlichen Theil unsers Wesens, der allein der Gefahr unterworfen ist, als ein auswärtiges Naturding betrachten lehrt, das unsere wahre Person, unser moralisches Selbst, gar nichts angeht.

Nach Festsetzung des Begriffs vom Praktisch-Erhabenen sind wir im Stande, es nach Verschiedenheit der Gegenstände, durch die es erregt wird, und nach Verschiedenheit der Verhältnisse, in welchen wir zu diesen Gegenständen stehen, unter Klassen zu bringen.

In der Vorstellung des Erhabenen unterscheiden wir dreierlei. Erstlich: einen Gegenstand der Natur, als Macht; zweitens: eine Beziehung dieser Macht auf unser physisches Widerstehungsvermögen; drittens: eine Beziehung derselben auf unsere moralische Person. Das Erhabene ist also die Wirkung dreier auf einander folgender Vorstellungen: 1) einer objektiven physischen Macht, 2) unserer subjektiven physischen Ohnmacht, 3) unserer subjektiven moralischen Uebermacht. Ob aber gleich bei jeder Vorstellung des Erhabenen diese drei Bestandtheile wesentlich und nothwendig sich vereinigen müssen, so ist es dennoch zufällig, wie wir zu der Vorstellung

derselben gelangen, und darauf gründet sich nun ein zwiefacher Hauptunterschied des Erhabenen der Macht.

1) Entweder wird bloß ein Gegenstand als Macht die objektive Ursache des Leidens, aber nicht das Leiden selbst in der Anschauung gegeben, und es ist das urtheilende Subjekt, welches die Vorstellung des Leidens in sich erzeugt und den gegebenen Gegenstand, durch Beziehung auf den Erhaltungstrieb, in ein Objekt der Furcht und durch Beziehung auf seine moralische Person in ein Erhabenes verwandelt.

2) Oder außer dem Gegenstand als Macht wird zugleich seine Furchtbarkeit für den Menschen das Leiden selbst objektiv vorgestellt, und dem beurtheilenden Subjekt bleibt nichts übrig, als die Anwendung davon auf seinen moralischen Zustand zu machen, und aus dem Furchtbaren das Erhabene zu erzeugen.

Ein Objekt der ersten Klasse ist kontemplativ, ein Objekt der zweiten pathetisch-erhaben.

I. Das Kontemplativ-Erhabene der Macht.

Gegenstände, welche uns weiter nichts als eine Macht der Natur zeigen, die der unserigen weit überlegen ist, im Uebrigen aber es uns selbst anheim stellen, ob wir eine Anwendung davon auf unsern physischen Zustand oder auf unsere moralische Person machen wollen, sind bloß kontemplativ-erhaben. Ich nenne sie deßwegen so, weil sie das Gemüth nicht so gewaltsam ergreifen, daß es nicht in einem Zustande ruhiger Betrachtung dabei verharren könnte. Bei dem Kontemplativ-Erhabenen kommt auf die Selbstthätigkeit des Gemüths das Meiste an, weil von Außen nur Eine Bedingung gegeben wird, die zwei andern aber von dem Subjekt

selbst erfüllt werden müssen. Aus diesem Grunde ist das Kontemplativ-Erhabene weder von so intensiv starker, noch von so ausgebreiteter Wirkung als das Pathetisch-Erhabene. Nicht von so ausgebreiteter: weil nicht alle Menschen Einbildungskraft genug haben, um eine lebhafte Vorstellung der Gefahr in sich hervorzubringen, nicht alle selbstständige moralische Kraft genug haben, um einer solchen Vorstellung nicht lieber auszuweichen. Nicht von so starker Wirkung, weil die Vorstellung der Gefahr, auch wenn sie noch so lebhaft erweckt wird, in diesem Falle doch immer freiwillig ist, und das Gemüth leichter über eine Vorstellung Meister bleibt, die es selbstthätig erzeugte. Das Kontemplativ-Erhabene verschafft daher einen geringern, aber auch weniger gemischten Genuß.

Die Natur gibt zum Kontemplativ-Erhabenen nichts her als einen Gegenstand als Macht, aus dem etwas Furchtbares für die Menschheit zu machen der Einbildungskraft überlassen bleibt. Je nachdem nun der Antheil groß oder klein ist, den die Phantasie an Hervorbringung dieses Furchtbaren hat, je nachdem sie ihr Geschäft aufrichtiger oder verdeckter verwaltet, muß auch das Erhabene verschieden ausfallen.

Ein Abgrund, der sich zu unsern Füßen aufthut, ein Gewitter, ein brennender Vulkan, eine Felsenmasse, die über uns herabhängt, als wenn sie eben niederstürzen wollte, ein Sturm auf dem Meer, ein rauher Winter der Polargegend, ein Sommer der heißen Zone, reißende oder giftige Thiere, eine Ueberschwemmung und dergleichen, sind solche Mächte der Natur, gegen welche unser widerstehendes Vermögen für nichts zu rechnen ist, und die mit unserer physischen Existenz doch im Widerspruche stehen. Selbst gewisse idealische Gegenstände, wie z. B. die Zeit, als eine Macht

betrachtet, die still, aber unerbittlich wirkt, die Nothwendigkeit, deren strengem Gesetze kein Naturwesen sich entziehen kann, selbst die moralische Idee der Pflicht, die sich nicht selten gegen unsere physische Existenz als eine feindliche Macht verhält, sind furchtbare Gegenstände, sobald die Einbildungskraft sie auf den Erhaltungstrieb bezieht; und sie werden erhaben, sobald die Vernunft sie auf ihre höchsten Gesetze anwendet. Weil aber in allen diesen Fällen die Phantasie erst das Furchtbare hinzuthut, und es ganz bei uns steht, eine Idee zu unterdrücken, die unser eigenes Werk ist, so gehören diese Gegenstände in die Klasse des Kontemplativ-Erhabenen.

Aber die Vorstellung der Gefahr hat hier doch einen realen Grund, und es bedarf bloß der einfachen Operation: die Existenz dieser Dinge mit unserer physischen Existenz in eine Vorstellung zu verknüpfen, so ist das Furchtbare da. Die Phantasie braucht aus ihren eigenen Mitteln nichts hineinzulegen, sondern sie hält sich nur an das, was ihr gegeben ist.

Aber nicht selten werden an sich gleichgültige Gegenstände der Natur, durch Dazwischenkunft der Phantasie, subjektiv in furchtbare Mächte verwandelt, und es ist die Phantasie selbst, die das Furchtbare nicht bloß durch Vergleichung entdeckt, sondern es, ohne einen hinreichenden objektiven Grund dazu zu haben, eigenmächtig erschafft. Dieß ist der Fall beim Außerordentlichen und beim Unbestimmten.

Dem Menschen, im Zustand der Kindheit, wo die Einbildungskraft am ungebundensten wirkt, ist Alles schreckhaft, was ungewöhnlich ist. In jeder unerwarteten Erscheinung der Natur glaubt er einen Feind zu erblicken, der gegen sein Daseyn gerüstet ist, und der Erhaltungstrieb ist sogleich geschäftig, dem Angriff zu begegnen. Der Erhaltungstrieb ist in dieser

Periode sein unumschränkter Gebieter, und weil dieser Trieb ängstlich und feig ist, so ist die Herrschaft desselben ein Reich des Schreckens und der Furcht. Der Aberglaube, der in dieser Epoche sich bildet, ist daher schwarz und fürchterlich, und auch die Sitten tragen diesen feindseligen, finstern Charakter. Man findet den Menschen früher bewaffnet als bekleidet, und sein erster Griff ist an das Schwert, wenn er einem Fremdling begegnet. Die Gewohnheit der alten Taurier, jeden Ankömmling, den das Unglück an ihre Küste führte, der Diana zu opfern, hat schwerlich einen andern Ursprung als die Furcht; denn so verwildert ist nur der schief gebildete, nicht der ungebildete Mensch, daß er gegen dasjenige wüthete, was ihm nicht schaden kann.

Diese Furcht vor allem, was außerordentlich ist, verliert sich nun zwar im Zustande der Kultur, aber nicht so ganz, daß in der ästhetischen Betrachtung der Natur, wo sich der Mensch dem Spiel der Phantasie freiwillig hingibt, nicht eine Spur davon übrig bleiben sollte. Das wissen die Dichter sehr gut, und unterlassen daher nicht, das Außerordentliche wenigstens als ein Ingredienz des Furchtbaren zu gebrauchen. Eine tiefe Stille, eine große Leere, eine plötzliche Erhellung der Dunkelheit sind an sich sehr gleichgültige Dinge, die sich durch nichts als das Außerordentliche und Ungewöhnliche auszeichnen. Dennoch erregen sie ein Gefühl des Schreckens, oder verstärken wenigstens den Eindruck desselben, und sind daher tauglich zum Erhabenen.

Wenn uns Virgil mit Grausen über das Höllenreich erfüllen will, so macht er uns vorzüglich auf die Leerheit und Stille desselben aufmerksam. — Er nennt es loca nocte late tacentia, weitschweigende Gefilde der Nacht, domos vacuas Ditis et inania regna, leere Behausungen und hohle Reiche des Pluto.



Bei den Einweihungen in die Mysterien der Alten wurde vorzüglich auf einen furchtbaren, feierlichen Eindruck gesehen, und dazu bediente man sich besonders auch des Stillschweigens. Eine tiefe Stille gibt der Einbildungskraft einen freien Spielraum und spannt die Erwartung auf etwas Furchtbares, welches kommen soll. Bei Uebungen der Andacht ist das Stillschweigen einer ganzen versammelten Gemeine ein sehr wirksames Mittel, der Phantasie einen Schwung zu geben und das Gemüth in eine feierliche Stimmung zu versetzen. Selbst der Volksaberglaube macht bei seinen Träumereien davon Gebrauch, denn bekanntlich muß eine tiefe Stille beobachtet werden, wenn man einen Schatz zu erheben hat. In den bezauberten Palästen, die in Feenmährchen vorkommen, herrscht ein todtes Schweigen, welches Grauen erweckt, und es gehört zur Naturgeschichte der bezauberten Wälder, daß nichts Lebendiges sich darin regt. Auch die Einsamkeit ist etwas Furchtbares, sobald sie anhaltend und unfreiwillig ist, wie z. B. die Verbannung auf eine unbewohnte Insel. Eine weit ausgebreitete Wüste, ein einsamer, viele Meilen langer Wald, das Herumirren auf der gränzenlosen See sind lauter Vorstellungen, welche Grauen erregen und in der Dichtkunst zum Erhabenen zu gebrauchen sind. Hier aber (bei der Einsamkeit) ist doch schon ein objektiver Grund der Furcht, weil die Idee einer großen Einsamkeit auch die Idee der Hülflosigkeit mit sich führt.

Noch weit geschäftiger beweist sich die Phantasie, aus dem Geheimen, Unbestimmten und Undurchdringlichen einen Gegenstand des Schreckens zu machen. Hier ist sie eigentlich in ihrem Elemente, denn da ihr die Wirklichkeit keine Gränze setzt und ihre Operationen auf keinen besonderen Fall eingeschränkt werden, so steht ihr das weite

Reich der Möglichkeiten offen. Daß sie sich aber gerade zum Schrecklichen hinneigt und von dem Unbekannten mehr fürchtet als hofft, liegt in der Natur des Erhaltungstriebs, der sie leitet. Die Verabscheuung wirkt unglich schneller und mächtiger als die Begierde, und daher kommt es, daß wir hinter dem Unbekannten mehr Schlimmes vermuthen, als Gutes erwarten.

Die Finsterniß ist schrecklich und eben darum zum Erhabenen tauglich. Sie ist aber nicht an sich selbst schrecklich, sondern weil sie uns die Gegenstände verbirgt und uns also der ganzen Gewalt der Einbildungskraft überliefert. Sobald die Gefahr deutlich ist, verschwindet ein großer Theil der Furcht. Der Sinn des Gesichts, der erste Wächter unsers Daseyns, versagt uns in der Dunkelheit seine Dienste, und wir fühlen uns der verborgenen Gefahr wehrlos bloßgestellt. Darum setzt der Aberglaube alle Geistererscheinungen in die Mitternachtsstunde, und das Reich des Todes wird vorgestellt als ein Reich der ewigen Nacht. In den Dichtungen Homers, wo die Menschheit noch ihre natürlichste Sprache redet, wird die Dunkelheit als eines der größten Uebel dargestellt:

Allda liegt das Land und die Stadt der cimmerischen Männer.
Diese tappen beständig in Nacht und Nebel, und niemals
Schauet strahlend auf sie der Gott der leuchtenden Sonne,
Sondern schreckliche Nacht umhüllt die elenden Menschen.

Odyssee, 11. Gesang.

„Jupiter,“ ruft der tapfere Ajar im Dunkel der Schlacht aus, „befreie die Griechen von dieser Finsterniß. Laß es Tag werden, laß diese Augen sehen, und dann, wenn du willst, laß mich im Lichte fallen.“ Ilias.



Auch das Unbestimmte ist ein Ingredienz des Schrecklichen, und aus keinem andern Grunde, als weil es der Einbildungskraft Freiheit gibt, das Bild nach ihrem eigenen Gutdünken auszumalen. Das Bestimmte hingegen führt zu deutlicher Erkenntniß und entzieht den Gegenstand dem willkürlichen Spiel der Phantasie, indem es ihn dem Verstande unterwirft.

Homers Darstellung der Unterwelt wird eben dadurch, daß sie gleichsam in einem Nebel schwimmt, desto furchtbarer, und die Geistergestalten im Ossian sind nichts als luftige Wolkengebilde, denen die Phantasie nach Willkür den Umriß gibt.

Alles, was verhüllt ist, alles Geheimnißvolle trägt zum Schrecklichen bei und ist deßwegen der Erhabenheit fähig. Von dieser Art ist die Aufschrift, welche man zu Sais in Egypten über dem Tempel der Isis las: „Ich bin Alles, was ist, was gewesen ist und was seyn wird. Kein sterblicher Mensch hat meinen Schleier aufgehoben.“ Eben dieses Ungewisse und Geheimnißvolle gibt den Vorstellungen der Menschen von der Zukunft nach dem Tode etwas Grauenvolles; diese Empfindungen sind in dem bekannten Selbstgespräch Hamlets sehr glücklich ausgedrückt.

Die Beschreibung, die uns Tacitus von dem feierlichen Aufzug der Göttin Hertha macht, wird durch das Dunkel, das er darüber verbreitet, furchtbar=erhaben. Der Wagen der Göttin verschwindet im Innersten des Waldes, und keiner von denen, die zu diesem geheimnißvollen Dienste gebraucht werden, kommt lebend zurück. Mit Schauder fragt man sich, was das wohl seyn möge, welches dem, der es sieht, das Leben kostet, quod tantum morituri vident.

Alle Religionen haben ihre Mysterien, welche ein heiliges

Grauen unterhalten, und so wie die Majestät der Gottheit hinter dem Vorhang im Allerheiligsten wohnet, so pflegt sich auch die Majestät der Könige mit Geheimniß zu umgeben, um die Ehrfurcht ihrer Unterthanen durch diese künstliche Unsichtbarkeit in fortdauernder Spannung zu erhalten.

Dieß sind die vorzüglichsten Unterarten des Kontemplativ-Erhabenen der Macht, und da sie in der moralischen Bestimmung des Menschen gegründet sind, welche allen Menschen gemein ist, so ist man berechtigt, eine Empfänglichkeit dafür bei allen menschlichen Subjekten vorauszusetzen, und der Mangel derselben kann nicht wie bei bloß sinnlichen Rührungen durch ein Spiel der Natur entschuldigt, sondern darf als eine Unvollkommenheit dem Subjekt zugerechnet werden. Zuweilen findet man das Erhabene der Erkenntniß mit dem Erhabenen der Macht verbunden, und die Wirkung ist um so größer, wenn nicht bloß das sinnliche Widerstehungsvermögen, sondern auch selbst das Darstellungsvermögen an einem Objekt seine Schranken findet und die Sinnlichkeit mit ihrer doppelten Forderung abgewiesen wird.

II. Das Pathetisch-Erhabene.

Wenn uns ein Gegenstand nicht bloß als Macht überhaupt, sondern zugleich als eine dem Menschen verderbliche Macht objektiv gegeben wird — wenn er also seine Gewalt nicht bloß *zeigt*, sondern sie wirklich feindlich *äußert*, so steht es der Einbildungskraft nicht mehr frei, ihn auf den Erhaltungstrieb zu beziehen, sondern sie *muß*, sie wird objektiv dazu genöthigt. Wirkliches Leiden aber gestattet kein ästhetisches Urtheil, weil es die Freiheit des Geistes aufhebt. Also darf es nicht das urtheilende Subjekt seyn, an welchem

der furchtbare Gegenstand seine zerstörende Macht beweist, d. h. wir dürfen nicht selbst, sondern bloß sympathetisch leiden. Aber auch das sympathetische Leiden ist für die Sinnlichkeit schon zu angreifend, wenn das Leiden außer uns Existenz hat. Der theilnehmende Schmerz überwiegt allen ästhetischen Genuß. Nur alsdann, wenn das Leiden entweder bloße Illusion und Erdichtung ist, oder (im Fall, daß es in der Wirklichkeit stattgefunden hätte) wenn es nicht unmittelbar den Sinnen, sondern der Einbildungskraft vorgestellt wird, kann es ästhetisch werden und ein Gefühl des Erhabenen erregen. Die Vorstellung eines fremden Leidens, verbunden mit Affekt und mit dem Bewußtseyn unserer innern moralischen Freiheit, ist pathetisch-erhaben.

Die Sympathie oder der theilnehmende (mitgetheilte) Affekt ist keine freie Aeußerung unseres Gemüths, die wir erst selbstthätig hervorbringen müßten, sondern eine unwillkürliche, durch das Naturgesetz bestimmte Affektion des Gefühlvermögens. Es kommt gar nicht auf unsern Willen an, ob wir das Leiden eines Geschöpfs mitempfinden wollen. Sobald wir eine Vorstellung davon haben, müssen wir es. Die Natur, nicht unsere Freiheit handelt, und die Gemüthsbewegung eilt dem Entschluß zuvor.

Sobald wir also objektiv die Vorstellung eines Leidens erhalten, so muß, vermöge des unveränderlichen Naturgesetzes der Sympathie, in uns selbst ein Nachgefühl dieses Leidens erfolgen. Dadurch machen wir es gleichsam zu dem unsrigen. Wir leiden mit. Nicht bloß die theilnehmende Betrübniß, das Gerührtseyn über fremdes Unglück, heißt Mitleiden, sondern jeder traurige Affekt ohne Unterschied, den wir einem Andern nachempfinden; also gibt es so viele Arten des Mitleidens, als es verschiedene Arten des

ursprünglichen Leidens gibt, mitleidende Furcht, mitleidender Schrecken, mitleidende Angst, mitleidende Entrüstung, mitleidende Verzweiflung.

Wenn aber das Affekt Erregende (oder Pathetische) einen Grund des Erhabenen abgeben soll, so darf es nicht bis zum wirklichen Selbstleiden getrieben werden. Auch mitten im heftigsten Affekt müssen wir uns von dem selbst leidenden Subjekt unterscheiden, denn es ist um die Freiheit des Geistes geschehen, sobald die Täuschung sich in völlige Wahrheit verwandelt.

Wird das Mitleiden zu einer solchen Lebhaftigkeit erhöht, daß wir uns mit dem Leidenden ernstlich verwechseln, so beherrschen wir den Affekt nicht mehr, sondern er beherrscht uns. Bleibt hingegen die Sympathie in ihren ästhetischen Gränzen, so vereinigt sie zwei Hauptbedingungen des Erhabenen: sinnlich-lebhafte Vorstellung des Leidens mit dem Gefühl eigener Sicherheit verbunden.

Aber dieses Gefühl der Sicherheit bei der Vorstellung fremder Leiden ist ganz und gar nicht der Grund des Erhabenen und überhaupt nicht die Quelle des Vergnügens, das wir aus dieser Vorstellung schöpfen. Erhaben wird das Pathetische allein durch das Bewußtseyn unserer moralischen, nicht unserer physischen Freiheit. Nicht weil wir uns durch unser gutes Geschick diesem Leiden entzogen sehen (denn da würden wir noch immer einen sehr schlechten Gewährsmann für unsere Sicherheit haben), sondern weil wir unser moralisches Selbst der Kausalität dieses Leidens, nämlich seinem Einfluß auf unsere Willensbestimmung entzogen fühlen, erhebt es unser Gemüth und wird pathetisch-erhaben.

Es ist nicht schlechterdings nöthig, daß man die Seelenstärke wirklich in sich fühle, bei ernstlich eintretender Gefahr

seine moralische Freiheit zu behaupten. Nicht von dem, was geschieht, sondern von dem, was geschehen soll und kann, ist hier die Rede; von unserer Bestimmung, nicht von unserm wirklichen Thun, von der Kraft, nicht von Anwendung derselben. Indem wir ein schwerbeladenes Frachtschiff im Sturm untergehen sehen, können wir uns an der Stelle des Kaufmanns, dessen ganzer Reichthum hier von dem Wasser verschlungen wird, recht sehr unglücklich fühlen. Aber zugleich fühlen wir doch auch, daß dieser Verlust nur zufällige Dinge betrifft, und daß es Pflicht ist, sich darüber zu erheben. Es kann aber nichts Pflicht seyn, was unerfüllbar ist, und was geschehen soll, muß nothwendig geschehen können. Daß wir uns aber über einen Verlust hinwegsetzen können, der uns als Sinnenwesen mit Recht so empfindlich ist, beweist ein Vermögen in uns, welches nach ganz anderen Gesetzen handelt, als das sinnliche, und mit dem Naturtrieb nichts gemein hat. Erhaben aber ist Alles, was dieses Vermögen in uns zum Bewußtseyn bringt.

Man kann sich also recht gut sagen, daß man den Verlust dieser Güter nichts weniger als gelassen ertragen werde, — dieß hindert das Gefühl des Erhabenen gar nicht — wenn man nur fühlt, daß man sich darüber hinwegsetzen sollte, und daß es Pflicht ist, ihnen keinen Einfluß auf die Selbstbestimmung der Vernunft zu gestatten. Wer freilich auch nicht einmal dafür Sinn hat, an dem ist alle ästhetische Kraft des Großen und Erhabenen verloren.

Es erfordert doch also wenigstens eine Fähigkeit des Gemüths, sich seiner Vernunftbestimmung bewußt zu werden, und eine Empfänglichkeit für die Idee der Pflicht, wenn man auch gleich die Schranken erkennt, welche die schwache Menschheit ihrer Ausübung setzen dürfte. Es würde überhaupt

um das Wohlgefallen am Guten sowohl als dem Erhabenen mißlich stehen, wenn man nur Sinn für das haben könnte, was man selber erreicht hat, oder zu erreichen sich zutraut.

Aber es ist ein achtungswerther Charakterzug der Menschheit, daß sie sich wenigstens in ästhetischen Urtheilen zu der guten Sache bekennt, auch wenn sie gegen sich selbst sprechen müßte, und daß sie den reinen Ideen der Vernunft, in der Empfindung wenigstens, huldigt, wenn sie gleich nicht immer Stärke genug hat, wirklich darnach zu handeln.

Zum Pathetisch-Erhabenen werden also zwei Hauptbedingungen erfordert; erstlich eine lebhafte Vorstellung des Leidens, um den mitleidenden Affekt in der gehörigen Stärke zu erregen; zweitens eine Vorstellung des Widerstandes gegen das Leiden, um die innere Gemüthsfreiheit ins Bewußtseyn zu rufen. Nur durch das Erste wird der Gegenstand pathetisch, nur durch das Zweite wird das Pathetische zugleich erhaben.

Aus diesem Grundsatz fließen die beiden Fundamentalgesetze aller tragischen Kunst. Diese sind erstlich: Darstellung der leidenden Natur; zweitens: Darstellung der moralischen Selbstständigkeit im Leiden.

„Darstellung des Leidens — als bloßen Leidens — ist niemals Zweck der Kunst" ꝛc. (s. Taschenausg. B. 11. S. 396 ff.)

Für den beibehaltenen Theil der Abhandlung, welcher jetzt: Ueber das Pathetische betitelt ist, haben wir noch eine ausgelassene Stelle aus der Neuen Thalia über Angelica Kaufmann nachzutragen. Sie war als Anmerkung den Worten beigefügt: — „zum deutlichen Beweise, daß die Sinne schwelgen, der Geist aber oder das Prinzip der Freiheit im Menschen der Gewalt des sinnlichen Eindrucks zum Raube wird," siehe Taschenausg. B. 11. S. 401, und heißt:

Ich kann hier nicht unbemerkt lassen (wie sehr ich es auch dadurch mit dem Modegeschmack verderben mag), daß die beliebten Zeichnungen unserer Angelica Kaufmann zu der nämlichen Klasse, d. i. zum bloß Angenehmen, zu rechnen sind, und sich selten oder nie zum Schönen erheben. Weit mehr hat es die Künstlerin auf unsern Sinn, als auf unsern Geschmack angelegt, und sie verfehlt lieber die Wahrheit, vernachlässigt lieber die Zeichnung, opfert lieber die Kraft auf, als daß sie dem weichlichen Sinne durch eine etwas harte oder auch nur kühne Andeutung wahrer Natur zu nahe treten sollte. Eben so ist die Magie des Colorits und der Schattirung oft bloß angenehme Kunst, und man darf sich daher nicht wundern, wenn der erste Blick und der große Haufe vorzüglich dadurch gewonnen werden; denn der Sinn urtheilt immer zuerst, auch bei dem Kenner, und er urtheilt allein bei dem Nichtkenner.

Zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände.

(1793.)

Diese Betrachtungen (s. Taschenausgabe B. 11. S. 475 ff.) standen ursprünglich im fünften Stück der Neuen Thalia des Jahrgangs 1793, und sind von mir in Schiller's Leben Th. 2. S. 337 ff. erläutert. Sie sind zunächst nach der Schrift: Vom Erhabenen, geschrieben, und sollten fortgesetzt werden (an dem jetzigen Ende steht in der Thalia: Die Fortsetzung folgt), was aber nicht geschah.

Zuerst ist ein ausgelassener Satz, Taschenausg. B. 11. S. 491, nachzutragen:

„Mit andern Worten: die Größenschätzung muß aufhören, logisch zu seyn, sie muß ästhetisch verrichtet werden." Die ganze Form dieses Geschäfts muß sich also verändern.

Dann aber haben wir für S. 492 der Taschenausgabe eine höchst wichtige längere Stelle aus der Thalia (Th. 4. Stück 5. S. 147 ff.) mitzutheilen, welche ich zuerst in meiner Biographie Schiller's Th. 2. S. 358 ff. wieder hervorgezogen und erläutert habe. Sie folgt nach den Worten: „Derjenige Gegenstand, der mich mir selbst zu einer unendlichen Größe macht, heißt erhaben."

Die Einbildungskraft, als Spontaneität des Gemüthes, verrichtet bei Vorstellung der Größen ein doppeltes Geschäft. Sie faßt erstlich jedweden Theil des gegebenen Quantums in einem empirischen Bewußtseyn auf, welches die Apprehension ist; zweitens faßt sie die nach einander aufgefaßten Theile in einem reinen Selbstbewußtseyn zusammen, in welchem letztern Geschäft, der Komprehension, sie ganz als reiner Verstand wirkt. Mit jedem Theile des Quantums nämlich verbindet sich die Vorstellung meines Ich (empirisches Bewußtseyn); und durch Reflexion über diese successiv angestellten Synthesen erkenne ich die Identität meines Ich in der ganzen Reihe derselben (reines Selbstbewußtseyn); dadurch erst wird das Quantum ein Gegenstand für mich. Ich reihe A an B und B an C und so fort, und indem ich diesem meinem Geschäft gleichsam zusehe, sage ich mir: Sowohl in A als in B und in C bin Ich das handelnde Subjekt.

Die Auffassung geschieht successiv und ich ergreife eine Theilvorstellung nach der andern. Da nun nach jedem Zeitmomente stets wieder ein anderes folgt und so fort bis ins Unendliche, so ist auf diesem Weg keine Gefahr, daß ich nicht auch das zahlreichste Quantum zu Ende bringen könnte. Man

gebe mir bloß Zeit, so soll keine Zahl für mich, in der Apprehension, überschwänglich seyn. Die Zusammenfassung hingegen geschieht simultan, und durch die Vorstellung der Identität meines Ichs in allen vorhergegangenen Synthesen hebe ich die Zeitbedingung wieder auf, unter welcher sie vor sich gegangen waren. Alle jene verschiedenen empirischen Vorstellungen meines Ichs verlieren sich in das einzige reine Selbstbewußtseyn: das Subjekt, welches in A und B und C u. s. f. gehandelt hat, bin Ich, das ewig identische Selbst.

Für diese zweite Handlung, nämlich für die Reduktion der verschiedenen empirischen Apperceptionen auf das reine Selbstbewußtseyn, ist es nun ganz und gar nicht gleichgültig, wie viele solcher empirischen Apperceptionen es sind, die in das reine Selbstbewußtseyn sich auflösen sollen. Die Erfahrung wenigstens lehrt, daß die Einbildungskraft hier eine Gränze hat, wie schwer auch der nothwendige Grund derselben sich möchte auffinden lassen. Diese Gränze kann in verschiedenen Subjekten verschieden und vielleicht durch Uebung und Anstrengung zu erweitern seyn, aber nie wird sie aufgehoben werden. Wenn das Reflexionsvermögen diese Gränze überschreitet und Vorstellungen, welche schon darüber hinaus liegen, in Ein Selbstbewußtseyn versammeln will, so verliert es eben so viel an Klarheit, als es an Ausbreitung gewinnt. Zwischen dem Umfang des Ganzen einer Vorstellung und der Deutlichkeit ihrer Theile ist ein ewig unüberschreitbares, bestimmtes Verhältniß, daher wir bei jeder Aufnehmung eines großen Quantums in die Einbildungskraft eben so viel rückwärts verlieren, als wir vorwärts gewinnen, und, wenn wir nun das Ende erreicht haben, den Anfang verschwunden sehen.

Diejenige Anzahl von Vorstellungen, mit welcher die

Deutlichkeit der einzelnen Theile noch vollkommen bestehen kann, wäre also das Maximum des menschlichen Komprehensionsvermögens. Es kann, und zwar sehr beträchtlich, von der Einbildungskraft überschritten werden, aber jederzeit auf Kosten der Deutlichkeit und zum Nachtheile des Verstandes, der sich streng darin halten muß. Weniger als Drei kann diese Zahl nicht wohl seyn, weil der unsprüngliche Akt des Entgegensetzens, auf dem doch alles bestimmte Denken ruht, diese Dreiheit nothwendig macht. Ob es über diese Dreiheit hinausgehe, läßt sich bezweifeln, und die Erfahrung liefert wenigstens nichts, woraus es bewiesen werden könnte. Und so könnte denn allerdings die Zahl Drei die heilige Zahl genannt werden, weil uns durch sie unser ganzer Denkkreis bestimmt seyn würde.

Nach diesem logischen Grundmaße richtet sich nun auch das ästhetische in Schätzung der Größen, welches zwar nicht ganz so eng kann angenommen werden. Es ist ausgemacht, daß wir wenigstens mehr als drei Einheiten zugleich übersehen und unterscheiden können, wenn gleich, je weiter wir die Zusammenfassung treiben, je mehr und mehr die Deutlichkeit abnimmt. Weil aber bei der Größenschätzung alle Theile als gleichartig angenommen werden, so ist hier die Forderung der Deutlichkeit auch schon etwas weniger strenge. Wir werden vielleicht mit Einem Blick zwanzig Personen übersehen können, aber mehr als drei darunter in Einem Zeitmoment zu erkennen, wird schwer seyn. Ueberhaupt müssen wir uns hier in Acht nehmen, daß wir das nicht für simultan halten, was bloß eine schnelle Succession ist. Die Rapidität, womit der Verstand aus dreimal drei neune machte, läßt uns nicht mehr unterscheiden, ob diese neun Einheiten auf Einmal oder in einer Folge von drei Momenten



vor unserer Seele schweben. Wir bilden uns oft ein, mit dem Sinn zu fassen, wo wir bloß mit dem Verstande begreifen. Aber wir dürfen nur das Experiment machen, ob das, was wir bei einer geschickten Anordnung auf Einmal übersehen, auch noch dann, wenn es in Unordnung ist, diese Wirkung thut. Eintheilung und Ordnung können nur den Verstand, aber nie die Einbildungskraft unterstützen; was wir also nur unter dieser Bedingung leicht übersehen, das haben wir nicht auf Einmal angeschaut, sondern gezählt oder gemessen.

Dieses durch die Schranken unsers Subjekts bestimmte Maximum der Komprehension ist es, was uns bei aller Größenschätzung, auch der mathematischen, als letztes Grundmaß leitet. Weil jede Größe nur komparativ zu bestimmen ist, so würde es dem Verstand ohne ein solches äußerstes Grundmaß an einem festen Punkte fehlen, auf welchem er zuletzt nothwendig ruhen muß, um nur irgend eine Größe bestimmen zu können. Nach diesem subjektiven Grundmaße nun wird jedes Quantum in der Natur geschätzt, und die Einerleiheit desselben in allen Menschen ist auch allein Ursache, daß in den Urtheilen der Menschen über Größe eine Uebereinstimmung stattfinden kann. Würde dieses Grundmaß erweitert, so würden alle Gegenstände, wenigstens ästhetisch, in ein anderes Größenverhältniß zu uns treten, Berechnungen, die jetzt nur diskursiv nach Begriffen von Statten gehen, würden das Werk eines Blickes seyn, und Objekte, die uns jetzt durch Erhabenheit rühren, würden ihren ganzen Zauber ablegen und in der gemeinen Klasse verschwinden.

Man nehme einstweilen an, daß dieses Maximum der sinnlichen Zusammenfassung zehn sey. Zehn Einheiten kann also die Einbildungskraft in Eine begreifen, ohne daß eine

einzige darunter fehlte. Nun sind aber in einer gegebenen Größe tausend solcher Einheiten enthalten, und das ganze Tausend soll in das Bewußtseyn aufgenommen werden. Das Quantum zu apprehendiren, d. h. jede dieser tausend Einheiten ins Bewußtseyn einzeln aufzunehmen, hat ganz und gar keine Schwierigkeit, weil dazu nichts als Zeit erfordert wird; aber es zu komprehendiren, d. h. das in allen diesen tausend vorgestellten Einheiten zerstreute Bewußtseyn als identisch zu erkennen, tausend verschiedene Apperceptionen in einer einzigen zu begreifen, das ist die schwere Aufgabe, die gelöst werden soll. Nun gibt es dazu keinen andern Ausweg, als diesen, diese tausend Einheiten auf zehn zu reduciren, weil Zehn das Höchste ist, was die Einbildungskraft zusammenfassen kann.

Wie können aber tausend Einheiten durch zehn repräsentirt werden. Nicht anders als durch Begriffe, welche die einzigen und beständigen Repräsentanten der Anschauungen sind. Die Einbildungskraft legt also ihr intuitives Geschäft nieder, und der Verstand fängt sein diskursives (hier eigentlich symbolisches) an. Die Zahl muß aushelfen, wo die Anschauung nicht mehr zureicht, und der Gedanke sich unterwerfen, worüber der Blick nicht mehr Meister werden kann.

Aus jenen zehn Einheiten, welche das Maximum sinnlicher Zusammenfassung sind, bildet der Verstand eine neue logische Einheit, den Zahlbegriff 10. Nun kann aber, wie wir annehmen, die Einbildungskraft zehn Einheiten zugleich zusammenfassen; jener Zahlbegriff 10, als Einheit gedacht, kann also, zehnmal genommen, in eine Intuition der Einbildungskraft zusammenfließen. Freilich werden jene logischen Einheiten, die der Verstand bildet, in dieser zweiten Komprehension nicht als Vielheiten, sondern als Einheiten

aufgenommen, und die zehn Einheiten, welche jede derselben in sich begreift, kommen einzeln nicht mehr in Betrachtung. Bloß der Begriff als Repräsentant gilt, und das Repräsentirte verliert sich in Dunkelheit oder verschwindet. Diese zehn logischen Einheiten faßt nun der Verstand in eine neue Einheit, die Zahl 100, zusammen, welche, zehnmal wiederholt, von der Einbildungskraft abermals zugleich vorgestellt werden kann und die Zahl 1000 gibt, die das gegebene Quantum vollständig ausmißt. Bei diesem dritten Akt der Komprehension müssen nun jene ursprünglichen Einheiten noch weit mehr erlöschen, weil selbst ihre unmittelbaren Repräsentanten, die Zahlbegriffe 10, durch andere repräsentirt worden sind und selbst in Dunkelheit verschwinden.

Bei dieser ganzen Operation hat die Einbildungskraft das Maß ihrer Zusammenfassung keineswegs erweitert, und es war immer nur dasselbe Quantum von zehn Einheiten, welches ihr in Einem Zeitmoment vorschwebte. Dadurch aber, daß der Verstand in drei successiven Operationen, jene sinnlichen Einheiten mit logischen austauschte, und diese immer wieder unter andere und höhere logische brachte, unterwarf er der Einbildungskraft das ganze Quantum jener 1000, und verbarg ihr auf diese Art ihre ästhetische Armuth in einem logischen Reichthum.

Um jedoch zu wissen, daß man nicht zehn, sondern tausend zählt, und daß jede der letzten zehn Einheiten hundert andere in sich faßt, muß das Gemüth sich mit Schnelligkeit der vorhergegangenen Synthesen erinnern, durch welche es diese Einheiten erzeugt. Wenigstens eine dunkle Intuition des Gehaltes, der in diesen Zahlbegriffen liegt, muß die fortschreitende Synthesis begleiten, wie auch Jeder, der sich beim Rechnen beobachtet, in sich wahrnehmen kann. Nun

kann es nicht fehlen, daß, je mehr die Zahlbegriffe wachsen, das Verfahren des Gemüths immer mehr logisch werden und die Anschaulichkeit abnehmen muß, daher es auch kommt, daß uns die höchsten Zahlbegriffe zuletzt weit weniger sagen als die niedrigern, weil wir mit diesen doch noch einen Gehalt verbinden. Um von dem Begriff einer Million Goldstücke gerührt zu werden, muß man sich wenigstens dunkel erinnern, was für ein großer Gehalt schon in der Zahl Tausend liegt, und wie viele Scheidemünzen schon ein einzelnes Goldstück enthalte.

Ein Regiment von 2000 Mann steht in langer Fronte drei Mann hoch da, und von der Größe desselben wollen wir uns schnell eine Vorstellung machen. Ich will zur Erleichterung der Uebersicht annehmen, daß Alles nach der Dekadik gestellt sey. Ein kleiner Abschnitt a soll also nach jedem 10, ein größerer aa nach jedem 100 angebracht seyn, und unser Auge soll durch die ganze Länge der Fronte tragen. Den ersten Abschnitt bis a werden wir also, der Annahme gemäß, in Einem simultanen Blick übersehen, worin noch jeder einzelne Mann unterschieden werden kann. Dieser Abschnitt nun ist zugleich eine Einheit für den reflektirenden Verstand; und wenn also der Blick an zehn solchen Abschnitten hinunter gegleitet ist, und die Einbildungskraft ihre Komprehension zehnmal nach einander verrichtet hat, so versucht der Verstand abermals sich die Identität des Bewußtseyns in diesen zehn Komprehensionen zu denken, d. h. aus diesen zehn logischen Einheiten eine neue zu machen. Es gelingt ihm auch, aber auf Kosten der ersten Intuition, welche in demselben Verhältniß ihre Theile verbirgt, als sie sich selbst in den Theil eines andern Ganzen verwandelt. So wie die successiven Zusammenfassungen durch den reflektirenden Verstand simultan

gemacht werden, so verlieren die simultanen Intuitionen der Einbildungskraft ihre Deutlichkeit, und schweben nun bloß noch als Massen vor der Seele. Wird nun diese Synthesis noch höher gesteigert und aus den erzeugten Einheiten wieder neue erzeugt, so verschwindet das Einzelne ganz, und die ganze Fronte verliert sich bloß in eine stetige Länge, worin sich nicht einmal mehr ein Abschnitt, viel weniger ein einzelner Kopf unterscheiden läßt. Es ergibt sich also daraus, daß die Deutlichkeit der Intuition immer nur in eine bestimmte Zahl eingeschlossen bleibt, daß bei allem diskursiven Fortschritt des Verstandes die Einbildungskraft ihren realen Reichthum (was die Simultaneität der Anschauung betrifft) niemals erweitert, und daß, wenn auch die Berechnung in Millionen geht, immer nur eine bestimmte Zahl darin die herrschende seyn wird, in welcher die übrigen gleichsam untergehen. Will man nun von einem großen Quantum einen ästhetischen Eindruck erhalten, so muß man die ursprünglichen Einheiten aus dem sie repräsentirenden Begriff schnell wieder herzustellen suchen, was in dem angeführten Fall z. B. dadurch geschehen wird, daß man immer den ersten Abschnitt in dem Auge zu behalten sucht, während man an der ganzen Fronte hinuntersieht.

Eben hier aber, bei diesem Versuche der Einbildungskraft, die Sinnlichkeit der Vorstellung aus der logischen Repräsentation durch Zahlbegriffe wieder herzustellen, und so die Länge mit der Breite, die Simultaneität mit der Succession in Eine Intuition zu begreifen, kommt die Gränze dieses Vermögens, zugleich aber auch die Stärke eines andern an das Licht, durch welche letztere Entdeckung uns jener Mangel überwiegend ersetzt wird.

Die Vernunft dringt, ihren nothwenigen Gesetzen nach, auf absolute Totalität der Anschauung, und ohne sich durch

die nothwendige Begränzung der Einbildungskraft abweisen zu lassen, fordert sie von ihr eine vollständige Komprehension aller Theile des gegebenen Quantums in eine simultane Vorstellung. Die Einbildungskraft wird also genöthigt, das ganze Maß ihres komprehensiven Vermögens auszubieten; aber weil sie mit dieser Aufgabe dennoch nicht zu Stande kommen, dennoch, aller Anstrengung ungeachtet, ihren Kreis nicht erweitern kann, sinkt sie erschöpft in sich selbst zurück, und der sinnliche Mensch empfindet mit peinlicher Unruhe seine Schranken.

Aber ist es eine äußere Gewalt, die ihm diese Erfahrung seiner Schranken gibt? Ist der unmeßbare Ocean oder der sternenbesäete, unendliche Himmel Schuld, daß ich mir meiner Ohnmacht bei Darstellung ihrer Größe bewußt werde? Woher weiß ich denn, daß sie für meine Darstellung überschwängliche Größen sind, und daß ich mir keine Totalität ihres Bildes verschaffen kann? Weiß ich es etwa von diesen Objekten, daß sie ein Ganzes der Vorstellung ausmachen sollten; ich könnte dieß ja nicht anders als durch meine Vorstellung von ihnen wissen, und doch wird vorausgesetzt, daß ich mir dieselbe nicht als ein Ganzes vorstellen kann? Sie sind mir also nicht gegeben als ein Ganzes, und ich selbst bin es, der den Begriff der Totalität zuerst in sie hineinlegt. Ich habe also diesen Begriff schon in mir, und ich selbst, das denkende Wesen, bin es, an dem ich, das darstellende Wesen, erliege. Ich erfahre zwar bei Betrachtung dieser großen Gegenstände meine Ohnmacht, aber ich erfahre sie durch meine Kraft. Ich bin nicht durch die Natur, ich bin durch mich selbst überwunden.

Indem ich alle einzelnen Theile eines aufgefaßten Quantums zumal zusammenfassen will, was will ich eigentlich

thun? Ich will die Identität meines Selbstbewußtseyns in allen diesen Theilvorstellungen erkennen, ich will in allen mich selbst finden. Ich will zu mir sagen: „Alle diese Theile sind vorgestellt worden durch mich, das immer einerlei bleibende Subjekt.“ Man muß sich wohl erinnern, daß die Vernunft immer nur Zusammenfassung derjenigen Theile fordert, die schon aufgefaßt, also schon im empirischen Bewußtseyn vorgestellt sind; denn nur alsdann fängt eine Größe, an mich zu rühren, wenn ich sie mit meiner Einbildungskraft durchlaufen, also ihre Theile aufgefaßt habe, aber sie nicht zusammenfassen kann.

Ich will also Vorstellungen, die ich schon gehabt, in eine einzige auflösen, und dieß kann ich nicht, und peinlich empfinde ich, daß ich es nicht kann. Um aber zu empfinden, daß ich eine Forderung nicht erfüllen kann, muß ich zugleich die Vorstellung dieser Forderung und die meines Unvermögens haben. Diese Forderung aber ist hier: Allheit der Theile in der Komprehension, oder Einheit meines Ichs in einer gewissen Reihe von Veränderungen meines Ichs. Ich muß mir also vorstellen, daß ich die Einheit meines Ichs in allen diesen Veränderungen nicht zur Vorstellung bringen kann; aber eben dadurch stelle ich mir ja dieselbe vor. Eben dadurch denke ich mir ja schon die Totalität der ganzen Reihe, daß ich sie denken will, da ich nichts wollen kann, als wovon ich schon eine Vorstellung habe. Ich trage also schon diese Allheit in mir, die ich darzustellen suche, eben weil ich sie darzustellen suche. Das Große also ist in mir, nicht außer mir. Es ist mein ewig identisches, in jedem Wechsel bestehendes, in jeder Verwandlung sich selbst wiederfindendes Subjekt. Ich kann die Auffassung ins Unendliche fortsetzen, heißt also nichts Anderes, als in unendlichen

Veränderungen meines Bewußtseyns ist mein Bewußtseyn identisch, die ganze Unendlichkeit liegt in der Einheit meines Ichs.

Diese Auflösung läßt sich noch in eine andere Formel fassen. Bei allen Vorstellungen von Objekten, mithin auch der Größe, ist das Gemüth nie bloß das, was bestimmt wird, sondern es ist immer zugleich das, was bestimmt. Es ist zwar das Objekt, welches mich verändert, aber ich, das vorstellende Subjekt, bin es, der das Objekt zum Objekte macht und durch sein Produkt also sich selbst verändert. In allen diesen Veränderungen aber muß etwas seyn, was sich nicht verändert, und dieses ewig unwandelbare Prinzipium ist eben das reine und identische Ich, der Grund der Möglichkeit aller Objekte, in so fern sie vorgestellt werden. Was also nur immer in den Vorstellungen Großes liegt, liegt in uns, die wir diese Vorstellungen erzeugen. Welches Gesetz uns auch für unser Denken oder Handeln gegeben werden mag, es wird uns gegeben durch uns; und auch wenn wir als sinnlich beschränkte Wesen es unerfüllt lassen müssen, wie hier im Theoretischen das Gesetz der Totalität in der Größendarstellung, oder wenn wir als freie Wesen mit Willen es brechen, wie das Gesetz der Sitten im Praktischen, so sind wir es doch immer, die es aufgestellt haben. Ich mag also in der schwindelnden Vorstellung des allgegenwärtigen Raums oder der nimmer endenden Zeit mich verlieren, oder ich mag in der Vorstellung der absoluten Vollkommenheit meine eigene Nichtigkeit fühlen — ich selbst bin es doch nur, der dem Raum seine unendliche Weite und der Zeit ihre ewige Länge gibt, ich selbst bin es, der die Idee des Allheiligen in sich trägt, weil ich sie aufstelle, und die Gottheit, die ich mir vorstelle, ist meine Schöpfung, so gewiß mein Gedanke der meinige ist.

„Das Erhabene der Größe ist also keine objektive Eigenschaft des Gegenstandes, dem es beigelegt wird" 2c. (siehe Taschenausg. B. 11. S. 492 oben.)

Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen, in einer Reihe von Briefen.

(1794 und 1795.)

Die nächste ästhetische Schrift nach den „Zerstreuten Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände" sind die Briefe über ästhetische Erziehung des Menschen, welche zuerst in dem ersten, zweiten und sechsten Stücke der Horen vom Jahr 1795 erschienen. Ich habe dieses unvergängliche Denkmal des Schiller'schen Geistes in Schiller's Biographie erläutert und seinen Zusammenhang mit dessen andern ästhetischen Werken nachgewiesen (Th. 3. S. 21 ff.). Hier habe ich die später ausgelassenen Stellen nachzutragen.

Das Motto unmittelbar unter der Ueberschrift hieß:

> Si c'est la raison, qui fait l'homme,
> c'est le sentiment, qui le conduit.
>
> Rousseau.

Im ersten Briefe, Taschenausg. B. 12. S. 1, fehlt die zu der Ueberschrift gehörige Anmerkung:

Diese Briefe sind wirklich geschrieben; an wen? thut hier nichts zur Sache, und wird dem Leser vielleicht zu seiner Zeit bekannt gemacht werden. Da man alles, was darin eine lokale Beziehung hatte, für nöthig fand zu unterdrücken, und doch nicht gern etwas Anderes an die Stelle setzen mochte, so haben sie von der epistolarischen Form fast nichts als die

äußere Abtheilung beibehalten; eine Unschicklichkeit, welche leicht zu vermeiden war, wenn man es mit ihrer Aechtheit weniger streng nehmen wollte.

Der zwölfte Brief, Taschenausg. B. 12. S. 47 beginnt: „Zur Erfüllung dieser doppelten Aufgabe, das Nothwendige in uns zur Wirklichkeit zu bringen und das Wirkliche außer uns dem Gesetze der Nothwendigkeit zu unterwerfen, werden wir durch zwei entgegengesetzte Kräfte gedrungen, die man, weil sie uns antreiben, ihr Objekt zu verwirklichen, ganz schicklich Triebe nennt." Diese Stelle erläuterte Schiller unter dem Texte durch folgende Anmerkung (siehe auch Schiller's Leben Th. 5. S. 29 f.):

Ich trage kein Bedenken, diesen Ausdruck sowohl von demjenigen, was nach Befolgung eines Gesetzes, als von dem, was nach Befriedigung eines Bedürfnisses strebt, gemeinschaftlich zu gebrauchen, wiewohl man ihn sonst nur auf das Letztere einzuschränken pflegt. So wie nämlich Vernunftideen zu Imperativen oder Pflichten werden, sobald man sie überhaupt in die Schranken der Zeit setzt, so werden aus diesen Pflichten Triebe, sobald sie auf etwas Bestimmtes und Wirkliches bezogen werden. Die Wahrhaftigkeit z. B. als ein Absolutes und Nothwendiges, welches die Vernunft allen Intelligenzen vorschreibt, ist in dem höchsten Wesen wirklich, weil sie möglich ist; denn dieß folgt aus dem Begriff eines nothwendigen Wesens. Eben diese Idee, in die Schranken der Menschheit gesetzt, ist zwar noch immer, aber nur moralischerweise nothwendig, und soll erst wirklich gemacht werden, weil bei einem zufälligen Wesen durch die Möglichkeit allein die Wirklichkeit noch nicht gesetzt ist. Liefert nun die Erfahrung einen Fall, auf den dieser Imperativ der

Wahrhaftigkeit sich beziehen läßt, so erweckt er einen Trieb, ein Streben nämlich, jenes Gesetz in Ausübung zu bringen, und die durch Vernunft vorgeschriebene Uebereinstimmung mit sich selbst zu bewirken. Dieser Trieb entsteht nothwendig und fehlt auch bei demjenigen nicht, der ihm gerade entgegen handelt. Ohne ihn würde es keinen moralisch bösen, folglich auch keinen moralisch guten Willen geben.

Im vierzehnten Briefe, Taschenausgabe B. 12. S. 60 am Ende:

„In demselben Maße, als er (der Spieltrieb) den Empfindungen und Affekten ihren dynamischen Einfluß nimmt, wird er sie mit Ideen der Vernunft in Uebereinstimmung bringen, und in demselben Maße, als er den Gesetzen der Vernunft ihre moralische Nöthigung benimmt, wird er sie mit dem Interesse der Sinne versöhnen."

Unter seiner Herrschaft wird das Angenehme zu einem Objekt, und das Gute zu einer Macht werden. Er wird in seinem Objekte die Materie mit der Form und die Form mit der Materie auswechseln, er wird in seinem Subjekte Nothwendigkeit in Freiheit und Freiheit in Nothwendigkeit verwandeln, und auf diese Art beide Naturen in dem Menschen in die innigste Gemeinschaft setzen.

Im fünfzehnten Briefe, Taschenausg. B. 12. S. 64, zu den Worten: „Mit dem Angenehmen, mit dem Guten, mit dem Vollkommenen ist es dem Menschen nur ernst; aber mit der Schönheit spielt er" machte Schiller folgende Anmerkung:

Es gibt ein Kartenspiel und es gibt ein Trauerspiel; aber offenbar ist das Kartenspiel viel zu ernsthaft für diesen Namen.

Auf derselben Seite weiter unten hieß es nach den Worten: „vor Augen haben soll“ rc. in den Horen:

Je nachdem sich der Spieltrieb entweder dem Sachtriebe oder dem Formtriebe nähert, wird auch das Schöne entweder mehr an das bloße Leben oder an die bloße Gestalt gränzen, und „man wird niemals irren, wenn man das Schönheitsideal eines Menschen auf dem nämlichen Wege sucht, auf dem er seinen Spieltrieb befriedigt.“

Auf der andern Seite (65) stand für: „Mithin thut sie auch den Ausspruch: der Mensch soll mit der Schönheit nur spielen, und er soll nur mit der Schönheit spielen,“ ursprünglich in den Horen:

„Mithin thut sie auch den Ausspruch: Der Spieltrieb soll nicht bloß Sachtrieb und nicht bloß Formtrieb, sondern beides zugleich, das ist, Spieltrieb seyn. Mit andern Worten: Der Mensch soll mit der Schönheit nur spielen, und er soll nur mit der Schönheit spielen.“

Vom siebenzehnten Briefe an (Taschenausg. B. 12. S. 71 ff.) ist in den Horen (Jahrg. 1795. Stück 6. S. 45) diese Schrift: Die schmelzende Schönheit überschrieben, worüber ich die Erläuterung in der Biographie Schiller's gegeben habe (Thl. 3. S. 31 ff.).

Hier fügt Schiller den Worten: „und den Menschen zu einem in sich vollendeten Ganzen macht“ (Taschenausg. B. 12. S. 72) die Anmerkung bei:

Der vortreffliche Verfasser der Schrift: „Grundsätze der Aesthetik u. s. f. Erfurt 1791“ unterscheidet in der Schönheit die zwei Grundprinzipien Anmuth und Kraft, und setzt die Schönheit in die vollkommenste Vereinigung beider, welches



mit der hier gegebenen Erklärung aufs genaueste zusammentrifft. Auch in seiner Definition liegt also schon der Grund der Eintheilung der Schönheit in eine schmelzende, worin die Anmuth und in eine energische, worin die Kraft überwiegt.

Im neunzehnten Brief, Taschenausg. B. 12. S. 82 oben:

„Es gibt in dem Menschen keine andere Macht, als seinen Willen, und nur, was den Menschen aufhebt, der Tod und jeder Raub des Bewußtseyns, kann die innere Freiheit aufheben."

Auf dem Willen beruht es also, ob der Sachtrieb, ob der Formtrieb befriedigt werden soll. Aber, was wohl zu bemerken ist, nicht daß wir empfinden, sondern daß die Empfindung bestimmend werde, — nicht daß wir zum Selbstbewußtseyn gelangen, sondern daß die reine Selbstheit bestimmend werde, hängt von dem Willen ab. Der Wille äußert sich nicht eher, als nachdem die Triebe gewirkt haben, und diese erwachen erst, wenn ihre beiden Objekte, Empfindung und Selbstbewußtseyn, gegeben sind. Diese müssen also nothwendig erst da seyn, bevor der Wille sich äußert, und können folglich nicht durch den Willen da seyn.

In demselben Briefe, Taschenausg. B. 12. S. 85, hieß es ursprünglich:

„Unentfliehbar, unverfälschbar, unbegreiflich," eine Theophanie, wenn es jemals eine gab, „stellen die Begriffe von Wahrheit und Recht schon im Alter der Sinnlichkeit sich dar" rc.

Im sechs und zwanzigsten Briefe fehlt jetzt zu den Worten, Taschenausg. B. 12. S. 116 oben: „— und die Bedingung der Menschheit ist" die Anmerkung:

Man lese über diesen Gegenstand, was Herder im dreizehnten Buche der Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit über die veranlassenden Ursachen der griechischen Geistesbildung sagt.

Im sieben und zwanzigsten (letzten) Briefe, Taschenausgabe B. 12. S. 130 unten:

„Freiheit zu geben durch Freiheit, ist das Grundgesetz dieses Reichs." Hier darf weder das Einzelne mit dem Ganzen, noch das Ganze mit dem Einzelnen streiten. Nicht weil das eine nachgibt, darf das andere mächtig seyn; hier darf es nur Sieger, aber keine Besiegte geben.

Endlich folgte ganz am Schluß dieser Briefe, nach den Worten: „um Anmuth zu zeigen," noch folgender merkwürdige Zusatz:

Da es einem guten Staat an einer Konstitution nicht fehlen darf, so kann man sie auch von dem ästhetischen fordern. Noch kenne ich keine dergleichen, und ich darf also hoffen, daß ein erster Versuch derselben, den ich dieser Zeitschrift bestimmt habe, mit Nachsicht werde aufgenommen werden.

Ueber naive und sentimentalische Dichtung.

(1795.)

Die Schrift über naive und sentimentalische Dichtung ist die letzte, deren wir in der Reihe der philosophisch-ästhetischen Abhandlungen noch zu erwähnen haben, denn die übrigen bieten keine Varianten dar. Ueber die Tendenz und die Komposition dieses Werkes habe ich mich in der Biographie Schiller's erklärt (Th. 3. S. 65 ff.). Der erste Abschnitt stand zuerst in dem eilften

Stück der Horen vom Jahr 1795 und führte den Titel: **Ueber das Naive.** Der Abschnitt ging bis zu S. 196 der Taschenausgabe (B. 12), bis zu den Worten: „**auch wird es ihnen sauer genug, ihre Regeln gegen sein Beispiel und sein Ansehen gegen ihre Regeln zu behaupten,**" und es folgte darauf noch der Satz: **Im nächsten Stück einige Worte über die sentimentalischen Dichter.** Diese Ueberschrift: **Die sentimentalischen Dichter,** hatte denn der zweite Abschnitt, welcher (vgl. Taschenausgabe B. 12. S. 196) mit den Worten begann: **Der Dichter, hieß es in dem vorhergehenden Versuch über das Naive, ist entweder Natur, oder er wird sie suchen.** Dieser Abschnitt hatte die besondern Ueberschriften: **Satyrische Dichtung** (siehe Taschenausg. B. 12. S. 204 oben, vor den Worten: „**Satyrisch ist der Dichter**" rc.), **Elegische Dichtung** (siehe Taschenausgabe B. 12. S. 212, vor den Worten: „**Setzt der Dichter die Natur**" rc.), welche beide durch ein Versehen wegfielen, so daß jetzt nur die dritte Ueberschrift: **Idylle** (s. Taschenausg. B. 12. S. 234) sonderbarer Weise allein noch übrig blieb. Der dritte Abschnitt dieser Abhandlung stand in dem ersten Stück der Horen vom Jahrgang 1796 (beginnend mit den Worten: „**Ueber das Verhältniß beider Dichtungsarten**" rc. s. Taschenausg. B. 12. S. 243) und hatte den Titel: **Beschluß der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichter, nebst einigen Bemerkungen, einen charakteristischen Unterschied unter den Menschen betreffend** (s. Schiller's Leben Th. 3. S. 75 f.).

Wir haben für diese Schrift eine einzige ausgelassene Stelle nachzuliefern, eine Anmerkung, welche zu den Worten: „— **was man in Kunstwerken Geist nennt, hinter sich lassen,**" siehe Taschenausg. B. 12. S. 202. Diese Anmerkung hat das wichtige Verhältniß der I n d i v i d u a l i t ä t und I d e a l i t ä t zum Inhalt (vergl. Schiller's Leben Th. 3. S. 82) und heißt:

Individualität mit Einem Wort ist der Charakter des Alten, und Idealität die Stärke des Modernen. Es ist also natürlich, daß in Allem, was zur unmittelbaren sinnlichen Anschauung gelangen und als Individuum wirken muß, der Erste über den Zweiten den Sieg davon tragen wird. Eben so natürlich ist es auf der andern Seite, daß da, wo es auf geistige Anschauungen ankommt und die Sinnenwelt überschritten werden soll und darf, der Erste nothwendig durch die Schranken der Materie leiden, und eben weil er sich streng an diese bindet, hinter dem Andern, der sich davon freispricht, wird zurückbleiben müssen.

Nun entsteht natürlicherweise die Frage (die wichtigste, die überhaupt in einer Philosophie der Kunst kann aufgeworfen werden), ob und in wie fern in demselben Kunstwerke Individualität und Idealität zu vereinigen sey — ob sich also (was auf Eins hinausläuft) eine Koalition des alten Dichtercharakters mit dem modernen gedenken lasse, welche, wenn sie wirklich stattfände, als der höchste Gipfel aller Kunst zu betrachten seyn würde. Sachverständige behaupten, daß dieses, in Rücksicht auf bildende Kunst, von den Antiken gewissermaßen geleistet sey, indem hier wirklich das Individuum ideal sey oder das Ideal in einem Individuum e r s c h e i n e. So viel ist indessen gewiß, daß in der Poesie dieser Gipfel noch keineswegs erreicht ist; denn hier fehlt noch sehr viel daran, daß das vollkommenste Werk, der Form nach, es auch dem Inhalte nach sey, daß es nicht bloß ein wahres und schönes G a n z e, sondern auch das möglichst r e i c h s t e Ganze sey. Es sey dieß aber nun erreichbar und erreicht oder nicht, so ist es wenigstens die Aufgabe auch in der Dichtkunst, das Ideale zu individualisiren und das Individuelle zu idealisiren.

Der moderne Dichter muß sich diese Aufgabe machen, wenn er sich überall nur ein höchstes und letztes Ziel seines Strebens gedenken soll. Denn, da er einerseits durch das Ideenvermögen über die Wirklichkeit hinausgetrieben, andererseits aber durch den Darstellungstrieb beständig wieder zu derselben zurück genöthigt wird, so geräth er in einen Zwiespalt mit sich selbst, der nicht anders als dadurch, daß er eine Darstellbarkeit des Ideals regulativ annimmt, beizulegen ist.

Schema über den Dilettantismus.

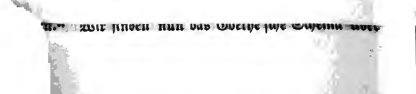
(1799.)

(Hieher die Tabelle.)

Goethe erzählt in seinen Tag- und Jahresheften (Goethe's Werke in Duodez B. 31. S. 84): „Erwarben nun auf diese Weise die Weimar'schen Kunstfreunde sich einiges Zutrauen in der Außenwelt, so war auch Schiller aufgeregt, unablässig die Betrachtung über Natur, Kunst und Sitten gemeinschaftlich anzustellen. Hier fühlten wir immer mehr die Nothwendigkeit von tabellarischer und symbolischer Behandlung. Wir zeichneten zusammen jene Temperamentsrose wiederholt, auch der nützliche und schädliche Einfluß des Dilettantismus auf alle Künste ward tabellarisch weiter ausgearbeitet, wovon die Blätter beidhandig noch vorliegen. Ueberhaupt wurden solche methodische Entwürfe durch Schiller's philosophischen Ordnungsgeist, zu welchem ich mich symbolisirend hinneigte, zur angenehmsten Unterhaltung. Man nahm sie von Zeit zu Zeit wieder auf, prüfte sie, stellte sie um, und so ist denn auch das Schema der Farbenlehre öfters bearbeitet worden." Wir finden nun das Goethe'sche Schema über

d in solchen Künsten, wo

lte Zeit	Neue Zeit	Ausland.
in Deutschland.		
)antismus.	Schöngeisterei.	Französische Ausbildung in eig= ner Sprache (?) Latein der Engländer (?)
	Zeichnen nach der Natur.	Frankreich Miniatur. England Landschaften und Skizzen.
ßerer Einfluß eidenschaftliche durch tragbare ıinstrumente. ım der Galan=	Klimpern	Besonderer Fall in Italien, wo die größere Vocalität der Nation der Pfuscherei mehr widerstrebt. Gilt auch von bildenden Künsten.



Dilettantismus in den Künsten in dem 44. Band seiner Werke (S. 264 ff.), und das Schiller'sche erscheint hier zum erstenmal gedruckt. Goethe's Entwurf ist (vielleicht durch die ausarbeitende Hand, welche in der Folgezeit an ihn gelegt wurde) weit ausgeführter und reicher an Thatsachen und treffenden Bemerkungen, wogegen sich Schiller's tabellarische Uebersicht durch begriffsmäßige Bestimmtheit entschieden auszeichnet (s. Schiller's Leben Th. 4. S. 116). Auch in das Schiller'sche Schema trug Goethe Einiges ein. So z. B. sind die Worte: Hervorbringung, Ausübung unter der Rubrik Musik von Goethe's Hand; auf der Rückseite des Foliobogens steht von Goethe geschrieben:

1. Aeußerungstrieb:
   Poesie.
2. Lusttrieb:
   Musik.
   Tanz.
3. Nachahmungstrieb:
   Zeichnung.
   Malerei.
   Skulptur.
4. Bildungstrieb:
   Architektur.
   Gartenkunst.
   Theater.

Poesie,
Zeichnung,
Malerei,
Skulptur,
Architektur,
Gartenkunst,

Musik,
Tanz,
Theater.

Alles Andere ist von Schiller geschrieben. Unten auf derselben Rückseite hat Schiller's Bedienter Rudolph das Datum angemerkt: Jena, den 3. Mai 1799.

Anhang,

den Wallenstein betreffend.

1. Weimar'scher neu decorirter Theater-Saal.

Dramatische Bearbeitung der Wallenstein'schen Geschichte durch Schiller.

Auszug eines Briefes aus Weimar.

Es kann nicht ohne Interesse für Sie seyn, daß Herr Professor Thouret aus Stuttgart, der mit gnädigstem Urlaub seines Landesherrn sich einige Zeit bei uns aufhält, eine neue innere Einrichtung unsers Theatersaals in kurzer Zeit vollenden wird. Die Anlage ist geschmackvoll, ernsthaft, ohne schwer, prächtig, ohne überladen zu seyn. Auf elliptisch gestellten Pfeilern, die das Parterre einschließen und wie Granit gemalt sind, sieht man einen Säulenkreis von dorischer Ordnung, unter welchem die Sitze für die Zuschauer hinter einer bronzirten Balustrade bestimmt sind. Die Säulen selbst stellen einen antiken gelben Marmor vor, die Kapitäler sind bronzirt, das Gesimse von einer Art graugrünlicher Cöppolön, über welchem lothrecht auf den Säulen verschiedene Masken aufgestellt sind, welche von der tragischen Würde an bis zur komischen Verzerrung nach alten Mustern mannigfaltige Charaktere zeigen. Hinter und über dem Gesims ist noch eine Gallerie angebracht. Der Vorhang ist dem Geschmack des

Uebrigen gemäß, und das Publikum erwartet mit Verlangen — sich selbst — so wie die beliebte Schauspielergesellschaft bald in diesem, zwar kleinen, aber nunmehr sehr gefälligen Bezirk wiederzusehen.

An dem Lobe, welches man dieser neuen Einrichtung gibt, die denn eigentlich wohl nur für uns und unsere Gäste erfreulich ist, nehmen Sie gewiß auch Antheil, da es einem Ihrer Landsleute ertheilt wird, der sich dadurch um unsere Stadt und Gegend berühmt macht.

Aber ein allgemeines Interesse wird die Nachricht erregen, daß wir diesen Winter die dramatischen Bemühungen, welche Herr Hofrath Schiller, auch Ihr Landsmann, einer wichtigen Epoche der deutschen Geschichte gewidmet hat, nach und nach auf unserer Bühne sehen werden.

Ich sage nach und nach; denn die große Breite des zu bearbeitenden Stoffes setzte den Verfasser gar bald in die Nothwendigkeit, seine Darstellung nicht als ein einziges Stück, sondern als einen Cyclus von Stücken zu denken. Hier war nicht von der Geschichte eines einzelnen Mannes, oder von Verflechtung einer beschränkten Begebenheit die Rede, sondern das Verhältniß großer Massen war auszuführen. Eine Armee, die von ihrem Heerführer begeistert ist, der sie zusammengebracht hat, sie erhält und belebt. Jener untergeordnete Zustand eines bedeutenden Generals unter höchste kaiserliche Befehle, der Widerspruch dieser Subordination mit der Selbstständigkeit seines Charakters, mit der Eigensichtigkeit seiner Plane, mit der Gewandtheit seiner Politik. Diese und andere Betrachtungen haben den Verfasser bewogen, das Ganze in drei Theile zu sondern.

Das erste Stück, welches den Titel: „Wallensteins Lager" führt, könnte man unter der Rubrik eines Lust- und

Lärmspiels ankündigen. Es zeigt den Soldaten, und zwar den Wallensteinischen. Man bemerkt den Unterschied der mannigfaltigen Regimenter, das Verhältniß des Militärs zu dem gedrückten Bauer, zum gedrängten Bürger, zu einer rohen Religion, zu einer unruhigen und verworrenen Zeit, zu einem nahen Feldherrn und einem entfernten Oberhaupte. Hier ist der übermächtige und übermüthige Zustand des Soldaten geschildert, der sich nun schon 16 Jahre in einem wüsten und unregelmäßigen Kreise herumtreibt und hinschleppt. Wir vernehmen aus dem Munde leichtsinniger, einen Dienst nach dem andern verlassender Soldaten, aus dem Munde der beredten Markedenterin die Schilderung Deutschlands, wie es sich, von unaufhörlichen Streifzügen durchkreuzt, von Schlachten, Belagerungen und Eroberungen verwundet, in einem zerstörten und traurigen Zustande befindet. Wir hören die vornehmsten Städte unsers Vaterlandes nennen, der größten Feldherren jenes Jahrhunderts wird gedacht, auf die merkwürdigsten Begebenheiten wird angespielt, so daß wir gar bald am Orte, in der Zeit und unter dieser Gesellschaft einheimisch werden. Das Stück ist nur in einem Akt und in kurzen, gereimten Versen geschrieben, die den guten, heitern und mitunter frechen Humor, der darin herrscht, besonders glücklich ausdrücken und durch Rhythmus und Reim uns schnell in jene Zeiten versetzen. Indem das Stück sich unruhig und ohne eigentliche Handlung hin und her bewegt, wird man belehrt, was für wichtige Angelegenheiten der Tag mit sich führe, was Bedeutendes zunächst bevorstehe.

Der Hof will einen Theil von der Wallenstein'schen Armee abtrennen und ihn nach den Niederlanden schicken. Der Soldat glaubt hier die Absicht zu sehen, die man hege, Wallensteins

Ansehen und Gewalt allmählig zu untergraben. Durch Neigung, Dankbarkeit, Umstände, Vorurtheil, Nothwendigkeit an ihren Führer gekettet, halten die Regimenter, deren Repräsentanten wir sehen, sich für berechtigt, gegen diese Ordre Vorstellungen zu thun, sie sind entschlossen, bei ihrem General beisammen und zusammen zu bleiben — zwar für den Kaiser zu siegen oder zu sterben, jedoch nur unter Wallenstein. In dieser bedenklichen Lage endigt das Stück, und das folgende ist vorbereitet. Nunmehr ist uns Wallensteins Element, auf welches er wirkt, sein Organ, wodurch er wirkt, bekannt. Man sah die Truppen zwischen Subordination und Insubordination schwanken — wohin sich die Wage zuletzt neigen wird — und auf welche nächste Veranlassung. Ob die Regimenter und ihre Chefs, wenn Wallenstein dereinst sich vom Kaiser lossagt, bei ihm verharren, oder ob ihre Treue gegen den ersten und eigentlichen Souverän unerschütterlich seyn werde? Das ist die Frage, die abgehandelt, deren Entscheidung dargestellt werden soll. Ein solcher Mann steht und fällt nicht als ein einzelner Mensch, die Umgebung, die er sich geschaffen hat, trägt und hält ihn, so lange sie beisammen bleibt, oder läßt ihn, indem sie sich trennt, zu Grunde sinken.

Das zweite Stück unter dem Titel: „Piccolomini" enthält vorzüglich die Wirkungen der Piccolomini, Vater und Sohn, für und gegen Wallenstein, indessen dieser noch ungewiß ist, was er thun könne und solle.

Das dritte Stück endlich stellt Wallensteins Abfall und Untergang dar. Beide sind in Jamben geschrieben, deren Wirkung durch das ungebildetere Silbenmaß des Vorspiels vorbereitet und erhöht wird.

Der Verfasser, mit Recht besorgt, wie diese, bei uns noch ungewöhnliche Behandlung dramatischer Gegenstände auf

das deutsche Theater überhaupt einzuleiten sey, will sich erst durch Erfahrung überzeugen, was man zu thun habe, um die Direktion, den Schauspieler, den Zuschauer mit einem solchen Wagestück zu versöhnen; es muß sich entscheiden, ob alle Parteien dabei so viel zu gewinnen glauben, um eine solche Neuerung zu unternehmen und zu genehmigen.

Da man in Weimar vor einer gebildeten und gleichsam geschlossenen Gesellschaft spielt, die nicht bloß von der Mode des Augenblicks bestimmt wird, die nicht allzu fest am Gewohnten hängt, sondern sich schon öfters an mannigfaltigen, originellen Darstellungen ergötzt hat, und durch die Bemühungen der eigenen Schauspieler sowohl, als durch die zweimalige Erscheinung Ifflands vorbereitet ist, auf das Künstliche und Absichtliche dramatischer Arbeiten zu achten: so wird ein solcher Versuch desto möglicher und für den Verfasser desto belehrender seyn.

Wenn das erste Stück, wozu schon alle Vorbereitungen getroffen werden, gegeben ist, erfahren Sie sogleich die Wirkung, um selbst beurtheilen zu können, was sich etwa im Allgemeinen für dieses Unternehmen prognosticiren lasse.

Weimar, am 29. September 1798.

---

2. Eröffnung des Weimar'schen Theaters.

Aus einem Briefe.

Freitag den 12. Oktober ist unser Theater eröffnet worden. Die architektonische Einrichtung des Saals hat ihre Wirkung nicht verfehlt. Der Zuschauer fand sich selbst auf einen

würdigen Schauplatz versetzt und fühlte sich berechtigt, auch vom Theater herab etwas Vorzügliches und Ungemeines zu erwarten.

Für diejenigen aber, die mit dieser neuen Anlage schon vertraut waren, und sie bei Proben erleuchtet gesehen hatten, machte sie noch einen neuen, zwar erwarteten, aber nicht völlig berechneten Eindruck. Ein Schauspielhaus nämlich kann leer nicht beurtheilt werden, es mag angelegt und verziert seyn, wie es will, so ist ein zahlreiches Publikum doch die beste Zierde. Und obgleich bei dem unsern die Architektur sehr mannigfaltig an Form, Farbe und Vergoldung ist, so bleibt es doch nur einfach gegen eine wohlgekleidete Menge. Die Säule verschwindet vor der menschlichen Gestalt, und die Malerei tritt vor der Wirklichkeit zurück.

So können wir uns jetzt eines anständigen Ortes erfreuen, an dem wir uns dann doch die Woche dreimal versammeln. Die Grundlage zu aller Bequemlichkeit ist auch gegeben — und wir können von denjenigen, denen dieses Geschäft überhaupt aufgetragen ist, hoffen und erwarten, daß sie die Wünsche der verschiedenen Zuschauer, welche freilich bei einer so allgemeinen Veränderung gar mannigfach seyn müssen, nach und nach zu befriedigen suchen werden.

Den Prolog habe ich Ihnen schon mitgetheilt. Herr Vohs hielt ihn in dem Kostüme, in welchem er künftig als jüngerer Piccolomini erscheinen wird — er war hier gleichsam ein geistiger Vorläufer von sich selbst, und ein Vorredner in doppeltem Sinne. Dieser vorzügliche Schauspieler entwickelte hier sein ganzes Talent; er sprach mit Besonnenheit, Würde, Erhebung, und dabei so vollkommen deutlich und präcis, daß in den letzten Winkeln des Hauses keine Silbe verloren ging. Die Art, wie er den Jamben behandelte, gab uns eine

gegründete Hoffnung auf die folgenden Stücke. Und welche Zufriedenheit wird es uns nicht gewähren, wenn wir unser Theater von der fast allgemeinen Rhythmophobie — von dieser Reim- und Taktscheu, an der so viele deutsche Schauspieler krank liegen, bald werden geheilt sehen!

In dieser Hoffnung haben uns die glücklichen Bemühungen der vorzüglichen Schauspieler bestärkt, welche die Hauptpersonen in Wallensteins Lager spielten. Nach dem Ausspruche mehrerer Kenner, deren Urtheil wir in dieser kurzen Zeit vernehmen konnten, erschienen Silbenmaß und Reim keineswegs als Hinderniß, sie kamen nicht in Anschlag, als in so fern sie zur Bedeutsamkeit und Anmuth das Ihrige beigetragen hatten.

Nach diesem allgemeinen Eingange glauben wir Ihnen mit einer näheren Schilderung des Einzelnen Vergnügen zu machen.

Nach geendigtem Prolog gab eine heitere militärische Musik das Zeichen, was zu erwarten seyn möchte, und noch ehe der Vorhang in die Höhe ging, hörte man ein wildes Lied singen. Bald ward das Theater aufgedeckt, und es erschien vor den Augen des Zuschauers das bunte Gewimmel eines Lagers. In einem Marketenderzelte und um dasselbe waren Soldaten von allen Zeichen und Farben versammelt. Dort standen Kram- und Trödelbuden aufgerichtet, hier leere Tische, die noch mehr Gäste zu erwarten schienen, an der Seite lagen Kroaten und Scharfschützen um ein Feuer, über welchem ein Kessel hing, und nicht weit davon würfelten einige Knaben auf einer Trommel, die Marketenderin mit ihrer Gehülfin lief hin und wieder, den Geringsten sowohl als den Besten mit gleicher Sorgfalt zu bedienen, indessen das rohe Soldatenlied aus dem Zelte immerfort erscholl,

und die Stimmung dieser Gesellschaft vollkommen ausdrückte.

Die Ruhe, welche vorne auf dem Theater herrscht, unterbricht die Ankunft eines Bauers, der mit seinem kleinen Sohne herbeigeschlichen kommt. Der Vater spricht dem furchtsamen Knaben zu, und wir vernehmen bald, daß er das erlittene Unrecht durch falsche Würfel wieder ins Gleiche zu bringen denke; er repräsentirt also zugleich das Elend des Bauers und sein Verderbniß.

Herr Beck sprach diese Rolle mit der vorzüglichen Deutlichkeit und Akkuratesse, die ein jeder Schauspieler, dem eine Exposition anvertraut ist, sich zur Pflicht machen soll. Dabei war sein Ton und Betragen ganz dem pfiffigen und versteckten Charakter der Rolle gemäß.

Aus dem Zelte tritt ein Wachtmeister und Trompeter von den Regimentern, welche Terzky, des Herzogs Schwager, kommandirt. Der Trompeter fährt den klagenden Bauer an, ein Uhlan, roh und gutmüthig, reicht ihm einen Trunk und nimmt ihn mit ins Zelt.

Indem die beiden Reiter den leeren Tisch in Besitz nehmen, vernehmen wir von ihnen, daß Wallensteinische Truppen aus fremden Landen sich zusammen gegen Pilsen ziehen, daß die Herzogin und ihre Tochter erwartet werden, daß die Generale und Kommandanten sich zusammen finden, daß ein Hofkriegsrath von Wien angekommen ist, daß es scheint, als wolle man das Ansehen des Herzogs untergraben.

Der Wachtmeister und der Trompeter, diese Repräsentanten ihrer Regimenter —

> Sind dem Herzog ergeben und gewogen,
> Hat er sie selbst doch herangezogen;

Alle Hauptleute setzt er ein — —
Sind alle mit Leib und Leben sein.

Ein Scharfschütze betrügt einen Kroaten im Tausch. Ein Konstabler bringt die Nachricht, Regensburg sey eingenommen. Ein paar Holkische Jäger treten auf, sehr schmuck gekleidet — als Leute, die Gelegenheit hatten, sich durch Beute zu bereichern. Die Marketenderin findet in dem Einen einen alten Bekannten.

Nach verschiedenen muntern Incidenzien machen die beiden Jäger mit dem Wachtmeister und dem Trompeter Bekanntschaft.

Jäger.

Ihr sitzt hier warm, wie in Feindesland,
Mußten derweil uns schlecht bequemen.

Trompeter.

Man sollt' euch's nicht anseh'n; ihr seyd galant.

Daß doch dem Burschen das Glück soll scheinen,
Und so was kömmt nie an unser Einen.

Wachtmeister.

Dafür sind wir des Friedländers Regiment,
Man muß uns ehren und respektiren.

Jäger.

Das ist für uns andre kein Kompliment,
Wir eben so gut seinen Namen führen.

Der Wachtmeister verbreitet sich noch weiter über die Vortheile, um des Feldherrn Person zu seyn; der zweite Jäger rühmt die Thaten ihres wilden Haufens.

Der erste Jäger verlangt nur ein freies und ungebundenes Leben.

Er erzählt die Geschichte seiner Wanderungen.

Was war das nicht für ein Placken und Schinden
Bei Gustav, dem Schweden, dem Leuteplager,
Er machte eine Kirch' aus seinem Lager!

Von da lief er zu den Ligisten, und als Tilly's Glück zu wanken anfing, zu den Sachsen. Als diese in Böhmen den Krieg nicht lebhaft genug führten, zu dem Herzog von Friedland, der eben werben ließ.

Der zweite Jäger ist gewiß, unter seinem General Glück zu haben.

In diesem Sinne erzählt der Wachtmeister Wallensteins tapferes Betragen in der Affaire bei Lützen. Der Eine nimmt's natürlich, der Andere übernatürlich.

Ein Rekrut kommt und singt, von der Trommel begleitet, ein bürgerlicher Verwandter sucht ihn noch abzumahnen. Die Soldaten dagegen muntern ihn auf. Der Wachtmeister gibt ihm seinen militärischen Segen.

Hierauf erzählt er den Fall von Buttler, der aus einem gemeinen Reiter zuletzt Generalmajor geworden.

Der Jäger erzählt hierauf ein Studentenstückchen, das Wallenstein in Altdorf ausgehen lassen. Sein Kamerad hatte indessen mit der Aufwärterin gescherzt; ein Dragoner zeigt sich eifersüchtig, es will Händel geben; der Wachtmeister legt sich dazwischen. Es wird getanzt, ein Kapuziner kömmt dazu.

Heisa, Juchheisa, Dudeldumdey!
Das geht ja hoch her, bin auch dabei;
Ist das eine Armee von Christen? ꝛc.

Wer erkennt nicht in dieser Redekunst die Schule, in der sich Pater Abraham a Sancta Clara gebildet, wer lacht nicht über diese barbarisch geistliche Erscheinung?

Indessen ist der ernsthafte Zweck auf den Geist des Zuhörers erreicht; wir sehen schon eine lebhafte, gewaltsame Opposition gegen den Generalissimus. So würde dieser Pfaffe nicht sprechen, wenn er keinen Hinterhalt hätte; er würde jetzt nicht so sprechen, wenn nicht eben jetzt das Tempo wäre, die Armee zu sondiren und Bewegungen gegen den General hervorzubringen.

Haben wir nun oben in den Reitern von den Terzky'schen Regimentern Männer kennen gelernt, welche ganz dem Wallenstein ergeben sind, an den Holkischen Jägern wüste Jünglinge, welche dem Glücke nachstreben, und nur in der Losgebundenheit ihr Daseyn fühlen: so werden uns nun bald in den Tiefenbachern die Repräsentanten des rechtlichen und pflichtliebenden Theils der Armee, so wie in dem Wallonischen Kürassier eine kühnere und zugleich gebildetere Klasse von Menschen erscheinen.

In dem Zelte entsteht ein Lärm. Des Bauers falsche Würfel sind entdeckt worden; Jedermann will ihn gehangen sehen.

Nach einigen Zwischenreden zeigt sich die Unzufriedenheit der Kürassiere darüber, daß ein Theil von der Armee abgetrennt werden soll.

Der Wachtmeister fährt fort zu zeigen, welcher Gefahr Alles ausgesetzt wäre, wenn man sich trennen ließe.

Nachdem er darauf die verschiedenen einzelnen Soldaten angeredet und um ihr Vaterland befragt, fährt er fort:

> Nun und wer merkt uns das nun an,
> Daß wir aus Süden und aus Norden
> Zusammen geschneit und geblasen worden? ꝛc.

Der Marketenderin ist bange für ihre ausstehenden Schulden.



Der Streit geht fort, in wie fern man dem Kaiser oder dem Herzog zu gehorchen habe. Die verschiedenen Gesinnungen kommen an den Tag, und die künftige Entwickelung des Trauerspiels ist vorbereitet. Der Kürassier tritt dazwischen.

> Ist denn darüber Zank und Zwist,
> Ob der Kaiser unser Gebieter ist?

Demungeachtet glaubt er, der Soldat habe auch etwas darein zu reden.

Man erfährt noch etwas von den Schicksalen des Kürassiers, der weit in der Welt herumgekommen und Vieles versucht hat, dem es aber doch zuletzt in seinem eisernen Wamms am besten gefällt. Seine gebildetere Natur zeigt menschlich-heroische Gesinnungen.

Man kommt lebhafter zur Sprache, was in dem gegenwärtigen Falle zu thun sey. — Die Tiefenbacher begeben sich weg.

> Vielmehr läßt jedes Regiment
> Ein Promemoria reinlich schreiben,
> Daß wir zusammen wollen bleiben; ꝛc.

Alle stimmen ein. Sie trinken auf des Piccolomini Gesundheit, dann auf folgende Wünsche, Vorsätze und Hoffnungen.

> Der Wehrstand soll leben.
> Der Nährstand soll geben.
> Die Armee soll floriren.
> Und der Friedländer soll sie regieren.

Hierauf wurde das Reiterlied angestimmt, welches aus dem dießjährigen Schiller'schen Musenalmanach bekannt ist;

gegen das Ende schloß die ganze Versammlung einen bunten, festverketteten Halbkreis, in welchen auch die Kinder sämmtlich mit aufgenommen wurden — und der letzte neu hinzugekommene Vers schien auch den friedlichsten Zuschauer mit heiterem Muthe zu beseelen.

Der Vorhang fiel, noch ehe das Chor völlig ausgesungen hatte.

Sonnabend den 13. Oktober ward das Stück wiederholt. Man konnte von dem Effekt schon mehr urtheilen, und es scheint über das Unterhaltende, über die Anmuth, das Unterrichtende und Zweckmäßige dieses Vorspiels im Publico nur Eine Stimme zu seyn. Man rekapitulirt, für sich und in Gesellschaften, was Jedem aus der Geschichte jener Zeit erinnerlich ist; man fragt, man schlägt nach, und indem man sowohl den Personen als den Begebenheiten seine Aufmerksamkeit zuwendet, fängt man schon an, das poetische Interesse von dem historischen zu unterscheiden, und macht sich gefaßt, den Dichter sowohl in Bezug auf den Geschichtschreiber, als auch, in so fern er zum Schöpfer seiner Begebenheiten werden mußte, zu beurtheilen.

Wie wir nun eben verschiedene Stellen angeführt haben, welche theils zur Kenntniß des Stücks vorzüglich beitragen, theils auch besonders gut gesprochen wurden: so dürfen wir die Namen der Schauspieler nicht verschweigen, welche in den bevorstehenden Rollen sich besonders gezeigt. Madame Beck als Marketenderin, Herr Weyrauch als Wachtmeister, Herr Leißring als erster, Herr Becker als zweiter Jäger, Herr Genast als Kapuziner, Herr Haide als Kürassier. Die wenigen Worte des Tiefenbachers sprach Herr Hunnius mit Treuherzigkeit, Ernst und Fermität, so daß sich auch diese kleine Rolle nach der Absicht des Verfassers bestimmt heraushob.

Was die Masse der Soldaten betrifft, konnte sie freilich auf unserm Theater nur symbolisch durch wenige Repräsentanten dargestellt werden. Alles ging übrigens rasch und gut; nur der Unbehülflichkeit einiger Statisten sah man die kurze Zeit an, welche auf die Proben hat verwendet werden können.

Die Kleidungen waren nach Abbildungen zugeschnitten, die uns aus damaliger Zeit übrig sind — und wir erwarten, die Haupthelden der beiden übrigen Stücke in eben dem Sinne gekleidet zu sehen.

Der Verfasser gedenkt die Bemerkungen, die er in diesen beiden Abenden hat machen können, zum Vortheile seiner Arbeit zu benützen, und manche Stellen sowohl für dramatische Wirkung, als zu bequemerer Aussprache des Verses umzubilden. Vielleicht löscht er auch Einiges weg, was bei nähererer Untersuchung sich nicht ganz dem Kostüm gemäß bewähren möchte. Bei einer so treuen, obgleich poetischen Schilderung der Sitten eines Zeitalters wird billig alles vermieden, was den Zuhörer irre führen könnte. Bald hoffe ich Ihnen von dem zweiten Stücke Nachricht geben zu können, zu dem man sich gegenwärtig schon vorbereitet.

Weimar, den 15. Oktober 1798.

---

3. Recension der ersten Aufführung der Piccolomini.

In der gefühlvollen Darstellung unsers Graff erschien die dunkle, tiefe, mystische Natur des Helden vorzüglich glücklich; was er sprach, war empfunden und kam aus dem

Innersten; seine pathetische Recitation des Monologs, seine ahnungsvollen Worte in der Scene mit der Gräfin Terzky, als er den unglücklichen Entschluß faßt, so wie die Erzählung des Traums, riß alle Zuhörer mit sich fort; nur daß er zuweilen, von seinem Gefühl hingezogen, eine zu große Weichheit in den Ausdruck legte, der dem männlichen Geist des Helden nicht ganz entsprach.

Vohs, als Max Piccolomini, war die Freude des Publikums, und er verdiente es zu seyn. Immer blieb er im Geist seiner Rolle, und das feinste, zarteste Gefühl wußte er am glücklichsten auszudrücken. Der Auftritt, wo er Wallenstein von der unglücklichen That zurückzubringen bemüht ist, war sein Triumph, und die Thränen der Zuschauer bezeugten die eindringende Wahrheit seines Vortrags.

Thekla von Friedland wurde durch Mlle. Jagemann zart und voll Anmuth dargestellt. Eine edle Simplicität bezeichnete ihr Spiel und ihre Sprache, und Beides wußte sie, wo es nöthig war, auch zu einer tragischen Würde zu erheben. Ein Lied, welches Thekla singt, gab dieser vorzüglichen Sängerin Gelegenheit, das Publikum auch durch dieses Talent zu entzücken.

Madame Teller, welche die Weimar'sche Bühne vor Kurzem betreten, führte die wichtige Rolle der Gräfin Terzky mit der sorgfältigsten Genauigkeit aus; durch ihren präcisen und belebten Vortrag in der entscheidenden Scene mit Wallenstein, wo Alles von der Beredsamkeit der Gräfin Terzky abhängt, erwarb sie sich ein entschiedenes Verdienst um das ganze Stück.

Becker stellte uns den kaiserlichen Abgesandten im Lager mit Anstand und Würde dar, und glücklich wußte er die Klippe des Lächerlichen zu vermeiden, dem diese Höflingsfigur,

unter dem Hohn einer übermüthigen, stolzen Soldateska, leicht ausgesetzt war.

Malkolmi als Buttler, Leißring als Graf Terzky, Kordemann als Illo, Mlle. Malkolmi als Herzogin von Friedland, Beck als Astrolog, Genast als Isolani drückten den Sinn ihrer Rollen glücklich aus und bewiesen durch die Leichtigkeit, womit sie die Aufgabe einer rhythmischen Sprache zu lösen wußten, daß ein allgemeinerer Gebrauch des Silbenmaßes auf der Bühne recht wohl stattfinden könnte. Hunnius, als schwedischer Geschäftsträger, stellte in seiner Person den einfachen, schlichten und rechtlichen Krieger, den bedenklichen, vorsichtigen Negociateur, den religiösen, bibelkundigen Protestanten, den mißtrauischen, zugleich aber kühnen und sich selbst fühlenden Schweden überaus treffend und glücklich dar.

Auch die ganz kleine Rolle des General Tiefenbach beim Gastmahl, welches Terzky gibt, wurde von Haiden zu großer Ergötzung des Publikums ausgeführt.

Um die theatralische Anordnung der ganzen, so verwickelten Repräsentation hatte sich Schall, dem sie aufgegeben war, ein großes Verdienst erworben, und der Fleiß, den er auf seine eigene beträchtliche Rolle, die des Octavio Piccolomini, wandte, hinderte ihn nicht, seine Aufmerksamkeit auf das Ganze zu wenden.

Die Direktion sparte keinen Aufwand, durch Dekoration und Kleidung den Sinn und Geist des Gedichts würdig auszuführen, und die Aufgabe, den barbarischen Geschmack jener Zeit, welcher dargestellt werden mußte, dem Auge gefällig zu behandeln und eine schickliche Mitte zwischen dem Abgeschmackten und dem Edeln zu treffen, so viel als möglich seyn wollte, zu lösen.

Das Publikum ehrte das Werk des Dichters und die Bemühung der Schauspieler durch eine fortgesetzte wachsende Aufmerksamkeit; es zeigte Interesse und Rührung. Das Stück wurde am nächsten Spieltag wiederholt, und die größere Bekanntschaft der Zuschauer mit dem Werk hat dem Eindruck desselben nichts geschadet.

Der erste der vorstehenden drei Aufsätze erschien in der Allgemeinen Zeitung vom 12. Oktober 1798; der zweite in der Beilage derselben vom 7. November 1798, und wahrscheinlich in eben dieser Zeitung auch der dritte Aufsatz. In der Grätzer Nachlese zu Schiller's Werken (B. 1. S. 157 ff.) wurden zuerst die zwei ersten Darstellungen aufgenommen, und dann ließ sie Boas mit der dritten in seine Nachträge einrücken. Daß nun diese Stücke von Schiller seyen, gründet man auf eine Angabe Böttiger's in seinen Erläuterungen der Ramberg'schen Kupfer zum Wallenstein, im Taschenbuch Minerva für das Jahr 1811 S. 37. Hier bemerkt Böttiger wenigstens von den zwei ersten Aufsätzen, daß sie aus Schiller's Feder geflossen seyen — und Böttiger, sagt Boas, lebte damals in Weimar, correspondirte mit Schiller über die Trilogie, und muß also hierbei als Autorität gelten. — Böttiger schrieb wohl einige Briefe über Wallenstein an Schiller, aber sie betreffen meist Außendinge, und der ausführliche Brief, den er in der Minerva für 1811, S. 29 ff. mittheilt, ist aus einem dieser Briefe (der sich in Schiller's Nachlaß findet) und aus einem für das Modejournal geschriebenen Aufsatz zum Behuf dieses Taschenbuches zusammengesetzt, so daß es wahrscheinlich wird, daß der hier S. 34 ff. mitgetheilte Brief Schiller's an Böttiger ebenfalls untergeschoben ist. Wir werden in der zweiten Abtheilung dieser Supplemente einen ähnlichen, aus einem Gespräche fabricirten

Brief zu nennen haben. Schiller stand mit Böttiger nie in einem so vertrauten Verhältnisse, daß er ihm viel geschrieben und mitgetheilt hätte (s. Schiller's Leben B. 4. Kap. 6). Ich halte daher Böttiger's Nachricht um so eher für eine bloße ungegründete Vermuthung, da der Stil und die ganze Fassung dieser Aufsätze durchaus nicht Schillerisch ist. Dagegen kann man aus einer Stelle des Briefwechsels zwischen Schiller und Goethe (Th. 4. S. 326) schließen, daß Goethe diese Charakteristiken aufs Papier warf, wofür ihre Diction auch ganz zu sprechen scheint. Goethe schreibt nämlich an Schiller am 6. Oktober 1798: „Uebrigens ist eine Vorrecension der Aufführung von Wallenstein's Lager, so wie des Effects, den das Stück gemacht hat, schematisirt, und kann in einigen Stunden fertig werden. Da ich mich einmal auf das Element der Unverschämtheit begeben habe, so wollen wir sehen, wer es mit uns aufnimmt." Diese Vorrecension ist die zweite der vorhergehenden Abhandlungen, denen wohl derselbe Verfasser schon eine allgemeine Uebersicht der Wallenstein'schen Stücke vorausgeschickt hatte und später eine Beurtheilung der ersten Aufführung der Piccolomini nachfolgen ließ. Man weiß es ja, welchen lebhaften Antheil Goethe an der Ausarbeitung und Aufführung dieser Schauspiele nahm. In der oben angeführten Stelle des Briefwechsels sagt Goethe, morgen Abend werde eine Abschrift des Lagers an Posselt (den damaligen Redacteur der Allgemeinen Zeitung) abgehen — und nun findet sich dieses Vorspiel in der Allgemeinen Zeitung, wo auch der Brief über die Eröffnung des Weimar'schen Theaters, am 24. Oktober 1798, abgedruckt ist. Ein hinreichender Beweis für unsere Ansicht! Nichts desto weniger füge ich diese, nach einer Verabredung mit Schiller und in seinem Sinne verfaßten, lesenswerthen Aufsätze den Supplementen bei. In dem zweiten Aufsatze habe ich, nach dem Vorgange Anderer, die reichlich gespendeten Stellen des Vorspiels größtentheils weggelassen.

Ausführliche chronologische Inhaltsanzeige.*

Die römische Ziffer zeigt den Band, die arabische die Seitenzahl von Schiller's sämmtlichen Werken in der Taschenausgabe und von unserer Nachlese an.

Die mit Anführungszeichen („.....") versehenen Stellen sind wörtlich aus Schiller's eigenhändigem Notizenbuche genommen.

* Siehe Vorwort zu diesen Supplementen Bd. I. S. V.

	Werke	Nachlese
Amalia	I, 4	
Hektor's Abschied	I, 3	
Eine Leichenphantasie	I, 5	
Der Sturm auf dem Tyrrhener Meere	—	I, 21
Ueber den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen	X, 3	IV, 81
1781.		
Der Venuswagen	—	I, 28
Auf die glückliche Wiederkunft des Herzogs Karl	—	I, 28 und III, 354
Monument Moor's, des Räubers	—	I, 130
Die Journalisten und Minos	—	I, 133
Die Rache der Musen	—	I, 137
Die Messiade	—	I, 140
Klopstock und Wieland	—	I, 141
Grabschrift eines gewissen Physiognomen	—	I, 141
Rousseau	I, 33	I, 143
Die schlimmen Monarchen	—	I, 47
Kastraten und Männer (Männerwürde)	—	I, 152
An einen Moralisten	I, 51	I, 159
Der Triumph der Liebe	I, 44	I, 162
Fantasie an Laura	I, 8	
Laura am Klavier	I, 10	I, 165
Die Entzückung, an Laura	I, 12	I, 167 u. III, 355
Vorwurf, an Laura	I, 175	
Das Geheimniß der Reminiscenz, an Laura	I, 13	I, 173
Melancholie, an Laura	I, 16	
An die Parzen	—	I, 180
Meine Blumen	I, 39	I, 183
Elegie auf den Tod eines Jünglings	I, 26	I, 186
Die Kindesmörderin	I, 20	I, 190
Die Größe der Welt	I, 24	
An Minna	I, 42	I, 191
Die Freundschaft	I, 33	
Das Glück und die Weisheit	I, 50	I, 192
Gruppe aus dem Tartarus	I, 36	
Elysium	I, 36	I, 193
Die Schlacht	I, 30	I, 193
Die Pest	—	I, 193
Der Frühling	I, 41	I, 196
Der Flüchtling	I, 38	I, 196
Graf Eberhard der Greiner von Würtemberg	I, 53	
Die Winternacht	—	I, 197
Semele. In zwei Scenen	I, 57	I, 200
Hymne an den Unendlichen	—	I, 203
Inschriften für Denkmäler berühmter Deutschen	—	IV, 85
Frühste Vorrede zu den Räubern; in der Ostermesse	—	IV, 86
Mannheimer Theaterausgabe der Räuber; v. 17. August bis 6. Oktober	—	I, 54

	Werke	Nachlese
Der Verfasser der Räuber an das Publicum; im December	—	IV, 96
1782.		
Zweite Auflage der Räuber	—	I, 46
Vorrede zur zweiten Auflage der Räuber; 5. Januar .	—	IV, 95
Die Räuber, ein Schauspiel von Friedrich Schiller. Selbstrecension. Nebst Anhang; im Januar . .	—	IV, 96
Vorrede zur Anthologie; im Januar und Februar . .	—	IV, 122
Ueber das gegenwärtige deutsche Theater	X, 49	IV, 127
Spaziergang unter den Linden	X, 58	IV, 128
Eine großmüthige Handlung aus der neuesten Geschichte	X, 64	
Sechs Recensionen aus dem Repertorium	—	IV, 131
Fiesco; größtentheils in Stuttgart gedichtet, in Oggersheim umgearbeitet und vollendet Anfangs November	II, 177	
1783.		
Satyrisches Gedicht auf den Koburg'schen Hof, „Wunderseltsame Historia &c."; im Januar	—	I, 219
Kabale und Liebe, beendigt	II, 331	
Frühester Plan zum Don Carlos	—	II, 3
Hochzeitgedicht auf die Verbindung Henriettens . . .	—	I, 213
Todesfeier am Grabe von Rieger's	—	I, 226
Theaterbearbeitung des Fiesco, in Mannheim, vom Ende Juli bis Mitte Decembers	—	I, 235
Erster Act des Don Carlos	—	II, 6
1784.		
Der Verfasser des Fiesco an das Publicum; im Januar	—	IV, 143
Die Schaubühne, als moralische Anstalt betrachtet, vor dem 26. Juni	X, 69	IV, 147
Don Carlos, gegen Ende August wieder aufgenommen	—	II, 41
Ankündigung der rheinischen Thalia, gegen den December	—	IV, 162
1785.		
Don Carlos ist Hauptarbeit, der bis Ende Act 2, Scene 2 in der Thalia erscheint	—	II, 9
Widmung der rheinischen Thalia, 14. März	—	IV, 162
Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache . . .	—	IV, 164
Vorrede zu den Scenen des Don Carlos in der Thalia	—	IV, 212
Der Antikensaal zu Mannheim	—	IV, 216
Repertorium des Mannheimer Nationaltheaters	—	IV, 221
Wallenstein'scher Theaterkrieg	—	IV, 231
Dramaturgische Preisfragen	—	IV, 233
Entschuldigung in der Thalia	—	IV, 237
An die Freude; in Gohlis bei Leipzig gedichtet	I, 87	I, 319
1786.		
Hauptarbeit ist Don Carlos, der im Herbst im Körner'schen Weinberg bei Loschwitz an der Elbe vollendet wird	III, 137	II, 3

	Werke	Nachlese
Der Kampf, in der ersten Hälfte des Jahres	I 91	I, 323
Die Resignation, in der ersten Hälfte des Jahres . .	I, 95	I, 328
Unterthänigstes Promemoria an die Konsistorial-Körnersche weibliche Waschdeputation, im Herbst . . .	—	I, 321
Die unüberwindliche Flotte	I, 92	
Philipp der Zweite, König von Spanien	—	IV, 242
Verbrecher aus verlorner Ehre	X, 85	IV, 267
Der Geisterseher, bis 1789	X, 129	IV, 270
Philosophische Briefe, bis 1789	X, 273	IV, 301
Geschichte des Abfalls der Niederlande, begonnen . .	VIII	IV, 377
Der Menschenfeind, Fragment; zum Theil im J. 1789 retouchirt	II, 471	
1787.		
Hauptwerk ist die Geschichte des Abfalls der Niederlande	VIII	IV, 377
Verschwörung des Marquis von Bedemar, nach St. Real	—	IV, 301
Der Fräulein von Arnim, am 2. Mai	—	II, 262
Widmung des Don Carlos, in der 2. Hälfte des Jahres	—	II, 263
Lied aus dem Stegreif (?)	—	III, 375
1788.		
Hauptarbeit die Geschichte des Abfalls der Niederlande, die Michaeli erscheint	VIII	IV, 377
Ueber Egmont, Trauerspiel von Goethe	XII, 358	
Die Priesterinnen der Sonne (?), gegen den 30. Januar	—	III, 372
Die berühmte Frau. Epistel eines Ehemanns an einen andern	I, 120	II, 265
Die Götter Griechenlands; erschien zuerst im Märzheft des deutschen Merkur	I, 98	II, 267
Einer Freundin ins Stammbuch, Ende März oder Anfangs April	I, 126	
In das Tagebuch der Schwarzburg	—	II, 266
Die Künstler, im Herbst in Volkstädt, beendigt im Februar 1789 in Weimar	I, 104	II, 276
Briefe über Don Carlos, großentheils in Volkstädt .	X, 303	
Herzog von Alba bei einem Frühstück	XI, 202	
Spiel des Schicksals, ein Bruchstück aus einer wahren Geschichte	X, 114	
Scenen aus den Phönicierinnen, zum Theil im November, das Uebrige 1789	III, 105	II, 285
Anmerkung zu dem „heimlichen Gericht"	—	IV, 440
1789.		
Iphigenia in Aulis; die ersten drei Acte sind schon 1788 geschrieben	III, 3	II, 294
Trost am Grabe (wahrscheinlich unächt)	—	II, 277
Des Grafen Lamoral von Egmont Leben und Tod (Prozeß und Hinrichtung der Grafen v. Egmont und v. Hoorn)	VIII, 393	IV, 401
Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte? im April in Jena geschrieben, vielleicht später retouchirt, im November zuerst gedruckt . .	X, 362	IV, 437

	Werke	Nachlese
1793.		
Ueber Anmuth und Würde	XI, 323	
Vom Erhabenen, zur weitern Ausführung einiger Kant'schen Ideen („Ueber das Pathetische") . .	XI, 396	IV, 520
Zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände	XI, 475	IV, 552
Drei Entwickelungsstufen der Menschheit	—	IV, 519
1794.		
Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen, erste Abtheilung * im ersten Entwurfe, in Schwaben; zweite Abtheilung in den letzten Monaten . . .	XII, 1	IV, 564
Herausgabe der Horen, 13. Juni in Jena	—	IV, 508
Ueber Matthisson's Gedichte, vor dem 7. September	XII, 382	
Plan, den Tod des Themistokles zu dramatisiren . .	—	III, 233
Die Malteser-Tragödie, im Oktober	VII, 343	III, 1
Die Horen, eine Monatschrift, 10. December . . .	—	IV, 512
1795.		
Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen, dritte und letzte Abtheilung (von dem 17. Brief an), in den ersten Monaten des Jahres	XII, 71	IV, 567
Belagerung von Antwerpen, im März	VIII, 404	
Ueber naive und sentimentalische Dichtung, vom September bis gegen den 27. November	XII, 167	IV, 569
Ueber die nothwendigen Gränzen beim Gebrauch schöner Formen, bis gegen den 16. Oktober	XII, 134	
Ueber den Gartenkalender auf das Jahr 1795	XII, 358	
Poesie des Lebens, 12. Juni; 1798 retouchirt und 1799 zuerst erschienen	I, 447	
Macht des Gesanges, im Juli	I, 376	
Pegasus im Joche, im Juli	I, 442	III, 48
An einen Weltverbesserer, im Juli	I, 417	III, 43
Die Antike an den nordischen Wanderer, im Juli . .	I, 389	
Spruch des Confucius (erster, von der Zeit), im Juli	I, 405	
Die zwei Tugendwege, im Juli	I, 410	III, 50
Der Genius, in der ersten Hälfte Augusts	I, 400	III, 30
Das Ideal und das Leben, im Manuscript „am 10. August an Humboldt geschickt"	I, 341	III, 27
Die Ideale, „am 22. August an Humboldt geschickt"	I, 228	III, 32
Der Tanz, „am 31. August an Körner geschickt" . .	I, 396	III, 28
Würde der Frauen, in der zweiten Hälfte Augusts .	I, 378	III, 34
Der Sämann	I, 384	
Würden	I, 410	III, 50
Das Höchste	I, 411	
Zeus zu Herkules	I, 389	
Das Unwandelbare	I, 411	
Der philosophische Egoist	I, 402	III, 50
Weisheit und Klugheit	I, 416	III, 51

* Siehe meine Biographie Schiller's, Bd. III. S. 24 ff.

	Werke	Nachlese
Ilias	I, 389	
Unsterblichkeit	I, 412	
Odysseus	I, 384	III, 51
Das Kind in der Wiege	I, 411	
Der spielende Knabe	I, 394	III, 52
Die Johanniter	I, 385	III, 52
Der Kaufmann	I, 384	
An die Proselytenmacher	I, 419	
Die Metaphysiker	I, 440	
Columbus	I, 386	
Deutschland und seine Fürsten	—	III, 96
Abschied vom Leser, „den 25. Sept. an Körner geschickt"	I, 459	
Der Abend, „den 25. September an Körner geschickt"	I, 225	
Der beste Staat	I, 418	
Deutsche Treue, im September	I, 386	III, 45
Das verschleierte Bild zu Sais	I, 335	
Der Spaziergang. Ende September und Anfangs Oktober („am 5. Oktober an Humboldt geschickt")	I, 355	III, 35
Die Theilung der Erde, im Oktober	I, 338	
Die Weltweisen, im Oktober	I, 440	
Theophanie, im Oktober	I, 446	
Einem jungen Freunde, als er sich der Weltweisheit widmete	I, 411	
Archimedes und der Schüler, im November	I, 409	
Menschliches Wissen, im November	I, 409	
Die Sänger der Vorwelt, im November	I, 390	III, 43
Die Führer des Lebens, im November	I, 408	III, 53
Der Scrupel, im November	—	III, 55
Karthago, im November	I, 385	
Die idealische Freiheit, im November	I, 419	
Zenith und Nadir (aber wo zuerst gedruckt?)	I, 410	
1796.		
Ueber den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten, zuerst im Märzheft der Horen	XII, 282	
Das Mädchen aus der Fremde	I, 340	
Die Klage der Ceres, am 11. Juni beendigt	I, 256	III, 61
Pompeji und Herculanum, Anfangs August	I, 387	III, 63
Die Geschlechter	I, 394	III, 62
Dithyrambe	I, 240	III, 64
Am Geburtstage der Kirchenräthin Griesbach	—	III, 59
Politische Lehre	I, 416	
Die beste Staatsverfassung	I, 423	
An die Gesetzgeber	I, 424	
Würde des Menschen	—	III, 65
Majestas populi	I, 416	III, 65
Das Ehrwürdige	I, 421	III 66
Jetzige Generation	I, 414	III, 65
Falscher Studirtrieb	I, 424	
Jugend	—	III, 69
Quelle der Verjüngung	I, 424	

	Werke	Nachlese
Die Sonntagskinder	I, 431	III, 187
Die Philosophen	I, 431	III, 198
G. G.	I, 433	III, 177
Die Homeriden	I, 433	III, 197
Der moralische Dichter	I, 434	III, 108
Die Danaiden	I, 434	III, 118
Der erhabene Stoff	I, 434	III, 112
Der Kunstgriff	I, 434	III, 109
Jeremiade	I, 435	III, 309
Wissenschaft	I, 435	III, 122
Kant und seine Ausleger	I, 436	III, 121
Shakspeare's Schatten	I, 436	III, 203
Die Flüsse	I, 438	III, 133
„Am 22. Oktober an den Wallenstein gegangen"	IV, 63	III, 215
Monolog des Marquis von Posa	—	III, 357
1797.		
Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marschalls von Vielleville, von der Mitte Februars an	XI, 207	IV, 439
Der Obelisk	I, 428	
Der Triumphbogen	I, 429	
Die schöne Brücke	I, 429	
Die Peterskirche	I, 429	
Die Urne und das Skelet	—	III, 258
Das Regiment	—	III, 258
Licht und Wärme	I, 407	
Breite und Tiefe	I, 407	
Die Worte des Glaubens	I, 403	
Das Reiterlied in Wallenstein's Lager	IV, 58	III, 219
Die Hoffnung	I, 382	
Das Geheimniß	I, 221	
Die Begegnung	I, 219	
„Der Taucher am 14. Juni beendigt"	I, 299	III, 255
„Der Handschuh fertig am 17. Juni"	I, 332	
„Der Ring des Polykrates am 23. Juni fertig"	I, 269	III, 255
„Nadowessische Todtenklage am 5. Juli"	I, 249	III, 256
„Der Ritter Toggenburg am 31. Juli fertig"	I, 305	III, 256
„Die Kraniche des Ibykus am 14. August fertig"	I, 273	III, 257
„Der Gang nach dem Eisenhammer am 29. September fertig"	I, 319	III, 257
„Am 2. Oktober wieder an den Wallenstein gegangen" „Am 4. November angefangen, den Wallenstein in Jamben zu machen"	IV, 63	III, 215
Die Maltheser beschäftigen ihn bisweilen, wenn er von Wallenstein ausruht	VII, 343	III, 1
An Demoiselle Slevoigt	I, 453	
1798.		
Das Glück	I, 397	III, 259
Des Mädchens Klage	I, 232	
Prolog zu Wallenstein's Lager	IV, 3	

	Werke	Nachlese
An Emma (Da diese Elegie erst im Musenalmanach für 1799 steht, so ist sie wohl 1798 und nicht schon „1796" gedichtet)	I, 220	
„Am 15. August die drei letzten Acte Wallenstein's Goethen vorgelesen"	IV, 260	III, 221
Kampf mit dem Drachen, „am 18. August angefangen und am 26. August beendigt"	I, 308	III, 360
Die Bürgschaft, „am 27. August angefangen und am 30. August fertig"	I, 294	
Das Eleusische Fest „am 7. September fertig gemacht"	I, 261	III, 260
„Am 8. September wieder an den Wallenstein gegangen, und am 29. Sept. Wallenstein's Lager abgeliefert"	IV, 11	III, 215
Plan zu einem Drama auf einer außereuropäischen Insel	—	III, 235

1799.

	Werke	Nachlese
„Wallenstein am 17. März beendigt für's Theater und Göthen durch einen Expressen geschickt" * . . .	IV	III, 215
„Am 26. April angefangen, die Geschichte der Maria Stuart zu studiren"	V, 3	
Erster Act der Maria Stuart am 25. Juli fertig, und zweiter angefangen"	V, 50	
Erste Idee, aus Warbeck's Geschichte eine Tragödie zu machen	VII, 315	
„Zweiter Act der Maria am 26. August fertig, und 27. August dritter Act angefangen. Vom 2. September bis 1. Oktober Pause an der Maria Stuart"	V, 94	
„Das Lied von der Glocke, am 30. Sept. abgeschickt"	I, 362	III, 261
Spruch des Confucius (zweiter, vom Raum)	I, 405	III, 264
Die Erwartung, steht erst im Musenalmanach für 1800 und ist daher wohl nicht schon „1796" gedichtet	I, 22	
Die Worte des Wahns	I, 404	
Nänie	I, 393	
Disposition der Maltheser-Tragödie, für den Herzog von Weimar	VII, 343	III, 1
Schema über den Dilettantismus in Künsten	—	IV, 572

1800.

	Werke	Nachlese
An Goethe, als er den Mahomet des Voltaire auf die Bühne brachte, vom 6. bis 9. Januar	I, 449	
Uebersetzung des Macbeth von Shakspeare, in den ersten Monaten des Jahres	VI, 187	
Die Antiken zu Paris (zuerst in Becker's Taschenbuch für 1803)	I, 391	
Die deutsche Muse	I, 383	
Die drei Alter der Natur, zuerst im ersten Bande der Gedichtsammlung	I, 420	
Tonkunst, desgl.	I, 421	
Der Gürtel, desgl.	I, 422	

* Eigenhändig ist im Notizenbuch beigefügt: „Am 22. Oktober 1796 an den Wallenstein gegangen, denselben am 17. März für's Theater beendigt, und in Allem zwanzig Monate voll mit sämmtlichen drei Stücken zugebracht."

	Werke	Nachlese
Die vier ersten Acte der Maria Stuart in seinem Hause vorgelesen, am 11. Mai	IV, 187	
Der Macbeth am 14. Mai zum erstenmal aufgeführt	VI, 187	
„Der fünfte Act der Maria Stuart in Ettersburg vom 16. Mai bis 9. Juni geendigt; am 14. Juli zum erstenmal gespielt"	V, 160	
Die Tragödie der Jungfrau von Orleans, am 1. Juli begonnen	V, 197	
Redaction und Sammlung seiner Gedichte, deren 1. Band 1800 erscheint, beschäftigt ihn bis gegen Ende August	I.	I, II, III.
Ueber das Erhabene, zuerst im dritten Theil der kleinen prosaischen Schriften (Leipzig 1801) gedruckt *	XII, 295	
An den Herausgeber der Propyläen, vom 22—29. Sept.	XII, 326	
1801.		
Der Antritt des neuen Jahrhunderts	I, 457	III, 272
Sehnsucht, erschien zuerst in Becker's Taschenbuch f. 1803	I, 225	
Das Mädchen von Orleans	I, 392	III, 273
„Jungfrau von Orleans (romantische Tragödie), am 16. April fertig; am 24. April den Damen vorgelesen"	V, 197	III, 287
„Neue Auflage des Don Carlos, am 14. Mai beendigt"	III, 139	III, 1
„Hero und Leander, am 17. Juni beendigt, am 19. an Cotta geschickt" für das Damentaschenbuch	I, 280	III, 271
„Am 4. Juli den Plan zu Warbeck vorgenommen, und am 30. September am Warbeck fortgefahren"	VII, 315	
Uebersetzung der Turandot von Gozzi, in den letzten Monaten	VI, 311	
Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst, zuerst im 4. Theil der kleinen prosaischen Schriften	XII, 317	
Idee und unausgeführter Entwurf zu zwei Gedichten	—	III, 274
1802.		
„Am 4. Januar Turandot an Opitz und Körner geschickt, und am 30. Januar zum erstenmal gegeben"	VI, 311	
Parabeln und Räthsel	I, 347	III, 363
Kassandra, am 11. Februar angefangen	I, 289	
Dem Erbprinzen von Weimar, am 17. Februar	I, 455	III, 275
Die Gunst des Augenblicks	I, 235	
Thekla, eine Geisterstimme	I, 391	
Die vier Weltalter	I, 241	
An die Freunde	I, 245	
Das Spiel des Lebens, erschien erst 1803 im zweiten Bande der Gedichte, und ist daher wohl nicht schon „1796", sondern erst jetzt geschrieben	I, 446	
An Freund Kaaz in Subjaco, am 31. August	—	III, 358
Hauptwerk ist die Braut von Messina, die er am Sylvestrabend vorließ	V, 373	III, 289
Zwei Strophen	—	III, 365

* Siehe meine Biographie Schiller's Th. III. S. 37.

	Werke	Nachlese
Redaction und Sammlung seiner Gedichte, deren zweiter Band 1803 erscheint	I.	I, II.
1803.		
Der Parasit oder die Kunst sein Glück zu machen, in den ersten Monaten des Jahrs	VI, 81	
Der Neffe als Onkel, in den ersten Monaten des Jahrs	VI, 179	
Vorerinnerung zum zweiten Band der Gedichtsammlung	—	IV, 444
Vorerinnerung zur Braut von Messina, Ende Mai	V, 373	
Das Siegesfest, vor dem 24. Mai	I, 251	
Punschlied	I, 244	
Punschlied im Norden zu singen	I, 247	III, 278
Der Pilgrim	I, 227	
Der Jüngling am Bache, erschien zuerst im Damenkalender 1805	I, 233	III, 279
Der Graf von Habsburg	I, 328	
Hauptarbeit dieses Jahrs ist Wilhelm Tell	VI, 1	
Die Pariser Polizei, als dramatisches Gemälde / Die Kinder des Hauses, ein Schauspiel — Die Zeitstelle ungewiß	VI, 359	III, 247
1804.		
Berglied, am 26. Januar	I, 236	
„Wilhelm Tell am 18. Februar geendigt, am 26. Februar erste Leseprobe, am 17. März zum erstenmal gespielt, am 19. wiederholt	VI, 1	
Stammbuchblatt für August von Goethe (muthmaßlich im Frühjahr)	—	III, 280
„Am 10. März mich zum Demetrius entschlossen“	VII, 247	III, 391
Alpenjäger, am 5. Juli an Becker geschickt	I, 238	
Wilhelm Tell (Stanzen)	I, 454	
„Am 12 Julius mich zur Prinzessin von Brüssel (d. h. zu Warbeck) entschlossen.“		
Die Huldigung der Künste, vom 4. bis 9. November	VI, 175	
„Am 17. December an die Phädra gegangen“		
In das Foliostammbuch eines Kunstfreundes (?) *	I, 454	
1805.		
Einem Freund ins Stammbuch (?)	I, 453	
„Am 14. Januar wurde ich mit der Phädra fertig, nach 26 Tagen. Am 20. Januar Leseprobe, am 30. gespielt“	VII, 1	
Uebersetzung einiger Verse von Shakspeare's Othello	—	III, 290
Demetrius, vom 14. Januar an	VII, 247	III, 301

* Das in den Supplementen (Abth. 1. B. 3. S. 281) fälschlich Schillern zugeschriebene Gedicht auf den Kaiser Napoleon hat den Kriegsrath Karl Müchler zum Verfasser.

